HANS WERNER WOLTERSDORF

PICKNICK ZWISCHEN BIARRITZ UND SHITOMIR

Ein Schicksal der Generation, deren Jugend der Krieg war.

AL VERLAG





HANS WERNER WOLTERSDORF

PICKNICK
ZWISCHEN
BIARRITZ
UND
SHITOMIR

Ein Schicksal der Generation, deren Jugend der Krieg war.

Dritte verbesserte Auflage 1988
Gestaltung: Claire & Lars de Flon

Ars et Liber Verlags GmbH
Postfach 1168 · 5480 Remagen
Druck: Gebrüder Wester · Andernach
ISBN 3-926705-02-7

I.

Die Höhlen von Lascaux waren geschlossen.

„Was nun?"

Seit fünf Monaten, genauer: Seit unserer Urlaubsplanung am Neujahrsmorgen 1961 stand die Reiseroute durch Frankreich bis an den Golf von Biscaya mit einem kleinen Trip durch das spanische Baskenland fest. Klaus hatte die manchmal geradezu aufdringliche Angewohnheit, unsere Reisen mit generalstabsmäßiger Pedanterie auszuarbeiten, alle Straßen und Nebenstraßen mit Rastplätzen, Übernachtungsorten, sogar mit den infragekommenden Hotels festzulegen, die Kilometer mit entsprechendem Zeitbedarf zu errechnen und hätte am liebsten auch noch das Wetter dafür bestimmt. Lore und Erika hatten ihre Besichtigungswünsche rechtzeitig anzumelden, wonach keine Abweichungen mehr geduldet wurden. Lore hat die Funktion des kulturhistorischen Reiseführers übernommen und uns gestern während des Abendessens präpariert: Die besterhaltene Höhlenmalerei der Altsteinzeit, erst 1940 entdeckt.

1940.

Da sind wir in einem Eilmarsch von Orléans innerhalb von drei Tagen bis an die spanische Grenze vorgestoßen und nur vierzig Kilometer westlich von Terrascon vorbeigekommen. Damals also wurden die Höhlen entdeckt. Wer mochte sie entdeckt haben und warum gerade 1940, wo man doch eigentlich ganz andere Sorgen gehabt haben müßte!

„Man nennt sie die Sixtinische Kapelle der Altsteinzeit."

Nun war sie geschlossen. Ausgerechnet heute. Daß sowas passieren könnte, hatte Klaus in seinem Fahr- und Zeitplan nicht berücksichtigt. Plakate und Fotos zeigten, was wir zu sehen bekommen hätten, wenn wir schon gestern oder erst morgen gekommen wären.

„Fällt euch nichts auf?" fragte Klaus hintergründig.

Es fiel uns nichts auf.

„Der Hotelier in Terrascon hat doch gewußt, daß wir die Höhle besichtigen wollen; er hat uns sogar den Weg erklärt und hat uns fahren lassen, ohne zu sagen, daß die Höhle heute geschlossen ist."

„Na, und? Vielleicht hat er es selbst nicht gewußt."

„Oder er hat sich gedacht: Laßt sie ruhig fahren, sie werden es schon merken, die Deutschen."

„Seit wir in Frankreich sind, siehst du Gespenster", sagte Erika. „Die Franzosen können freundlich oder gleichgültig sein, immer legst du es nach deinen Vorurteilen aus."

„Ich habe keine Vorurteile, aber die Franzosen. Schließlich sind wir in der Nähe von Limoges und Tulle, dicht bei Oradour . . ."

Klaus hatte für eine Reise nach Jugoslawien plädiert, wurde aber von uns überstimmt, und was ihm am meisten mißfiel, war meine Absicht, jenes kleine Dorf in der Charante zu besuchen, in dem ich fünf Monate mit der Neuaufstellung und Ausbildung einer Kompanie zugebracht hatte. Im Verhältnis zu dem, was hernach kam, waren es herrliche fünf Monate – wie Gott in Frankreich.

„Also, was machen wir nun? Fahren wir weiter – oder?"

„Wenn es nach mir ginge", sagte Klaus, und jeder ahnte, was wir tun sollten, wenn es nach ihm ginge: Noch einen Tag hierbleiben, die Höhle besichtigen und dann ohne Umweg und Aufenthalt direkt nach Henday fahren. Die jetzt gewonnene Zeit würde ich doch nur dazu mißbrauchen, die mir für mein Dorf zugestandene halbe Stunde zu verlängern. Das zu verhindern, würde er sogar seinen Fahrplan umstoßen.

„Wenn es nach dir ginge?"

„Also gut, machen wir einen Kompromiß: ich schlage vor, noch eine kleine Wanderung zu machen, eine gute Stunde. Es ist ideales Wanderwetter und eine interessante Gegend. Wir schauen uns mal die Jagdgründe unserer Kameraden von der Altsteinzeit an."

Wenn vom Wandern oder von ausgedehnten Besichtigungen die Rede war, beschlich sie ein schlechtes Gewissen, meinetwegen und sie glaubten mir, der ich nicht mitlaufen konnte, nützliche Vorschläge machen zu müssen. Lore hatte die bessere Idee: Auf dem Wege hierher lag rechter Hand eine Kapelle, sehr idyl-

lisch, malerisch. Sechs Kilometer entfernt. Das macht eine Wanderstunde, und ich sollte ihr doch den Gefallen tun, die Kapelle zu malen. Dort treffen wir uns dann wieder, in einer Stunde. Klaus schaute auf die Uhr: Neun Uhr und zwölf Minuten.

Ich fuhr voraus zur Kapelle. Seit einiger Zeit hatte ich das Malen entdeckt. An einem Bach füllte ich Wasser in eine Flasche, packte den Aquarellblock, Farben und Bleistift aus und suchte die vorteilhafteste Perspektive, in die ich das Auto rangierte, um die Kühlerhaube als Maltisch zu verwenden. Mit dem Bleistift in der ausgestreckten Hand peilte ich die Proportionen und Winkel an, so, wie ich es auf der Penne gelernt hatte, und skizzierte das Objekt.

Das Blaugrau des tief herabgezogenen Schieferdaches ließ ich fast übergangslos mit dem Blaugrau des bewaldeten Hintergrundes verschmelzen.

Mit den Komplementärfarben Blau und Orange müßte ich eigentlich auskommen. Ein Drittel heller Himmel, ganz blaß die fernen Höhenzüge, dann, etwas kräftiger mit mehr Orange für die hellen Matten, ein wenig Schwarz für das Schieferdach und weiße Tupfer für die Lichtreflexe. Zwischendurch lehnte ich den Block gegen die Windschutzscheibe, um das Bild aus zehn Schritt Entfernung zu betrachten. Gleich, wenn das leuchtende Orange des Mauerwerks hinzukommt, wird das Bild leben! Die Mauer vor der Kapelle war viel zu hoch und würde den ganzen Vordergrund erschlagen, selbst, wenn man das verrostete Eisentor etwas breiter auslegt. Die große, dicke Platane legte ich von rechts auf den linken Bildrand; denn ich brauchte die Schatten, um die Mauer zu unterbrechen. Und auf dem kleinen Friedhof war zuviel frisches Grün, das nicht zu der Blau-Orange-Kombination paßte; also setzte ich vorwiegend bläuliche Koniferen dorthin und mischte einige orangefarbene Blumentupfer dazwischen.

Sie hatten sich leise herangeschlichen und schauten mir über die Schulter.

„Die Platane steht doch rechts“, sagte Erika. „Warum läßt du sie nicht da?“

„Und die Mauer ist viel zu niedrig“, sagte Klaus.

„Wenn ihr das Original wollt, dann macht doch ein Foto“, sagte ich.

„Ein Foto, oh ja!“ Klaus hatte seine Kamera ständig auf der Brust baumeln und war in seinen kurzen Hosen die typische deutsche Touristenkarikatur.

„Ein Foto von dem Meister mit seinem Werk, und dahinter das Original, los, stellt euch auf!“ Er kniete, knips, beugte sich nach links, nach rechts, knips, knips, legte sich auf den Bauch, knips, kroch einen Hügel hinauf, knips.

Nach einer Wanderung war er immer bester Laune und schwärmte von dem, was ich alles mitzuerleben versäumt hatte, als ob ich aus Trotz und nicht wegen des Holzbeines darauf verzichtet hätte. „Auf Schritt und Tritt die schönsten Malmotive, und das Licht, das Wetter! Ist es nicht herrlich hier? Wir sollten vielleicht doch noch einen Tag zugeben . . .“ Und dann kam er mit dem heraus, was ihn am meisten bedrückte:

„Und das mit deinem Dorf, Montboyer – oder wie heißt es? Das würde ich doch lieber auf später verlegen, wenn noch mehr Gras darüber gewachsen ist.“

„Über was?“

„Es sind doch erst sechzehn Jahre seit Kriegsende, da sind noch viele Wunden offen.“

„Ich habe keine Wunden geschlagen.“

„Du vielleicht nicht, aber spielt das ein Rolle, hier in der Gegend von Limoges und Oradour? Ja, ja, ich weiß, du warst nicht dabei, und Partisanenkrieg ist eine scheußliche Sache, schafft Unrecht durch Unrecht, auf beiden Seiten. Ich bin froh, damit nie etwas zu tun gehabt zu haben.“

„Ich auch.“

„Aber du warst damals bei der Waffen-SS, und das gilt nun mal in der ganzen Welt als der Superlativ von Nazi und Unrecht.“

„Ich ein Nazi? Das hättest du mir mal vorwerfen sollen, als du noch mein Fähnleinführer warst und dich meiner schämen mußtest, weil ich, wenn überhaupt zum Dienst erschienen, ständig dein Mißfallen erregte . . .“

„Aber das war doch ganz was anderes!“

„So? Als Nazi wird man nicht geboren, sondern erzogen, und du hast es vergeblich versucht, hast mich beschimpft und zuhause schikaniert, weil mir dein zackiger Dienst nicht paßte.“

„Du warst doch nur eifersüchtig auf den Stelzer und den Blumenfeld.“

„Es war auch eine Zumutung, sich von solchen Krücken kommandieren zu lassen, dem stocksteifen Blumenfeld oder dem Stelzer, der immer zur rechten Zeit einen Herzklappenfehler bekam, wenn er sich mal anstrengen sollte."

„Hat dir der Stammführer Schättle nicht immer wieder goldene Brücken gebaut!"

„Weil er mich als Paradepferd bei den Leichtathletikmeisterschaften brauchte, der asthmatische Dicksack! Ich habe doch gemerkt, wie schwer es ihm fiel, mich immer wieder als Sieger aufrufen zu müssen. Am liebsten hätte er mir doch die Lorbeeren um die Ohren gehauen."

„Seid ihr mal wieder bei eurem Lieblingsthema?" fragte Erika. „Ich kann mich kaputtlachen, wenn sich der große und der kleine Bruder darum streiten, wer der größere Nazi war."

„Auf jeden Fall war ich bei keiner verbrecherischen Organisation", versetzte mir Klaus. „Daß du zur Waffen-SS gegangen bist, war eben der entscheidende Fehler."

„Du weißt genau, daß ich nach Bremen gefahren bin, um mich freiwillig bei der Marine zu melden."

Ich wollte damals zur U-Bootwaffe, damals, als der Krieg begann und ich, noch 17 Jahre alt, fürchten mußte, daß das Abenteuer ohne mich zuende gehen könnte. Aber die Marine hatte an jenem Tage gerade ihre Schotten dicht gemacht, während nebenan etwa zweitausend Bewerber für die Waffen-SS schlangestanden. Hermann Bohlen, der große Blonde, dem alle Mädchen nachliefen, war darunter und rief mich herbei und riet mir von den schwimmenden Särgen ab. Die Waffen-SS sei doch ein ganz elitärer Haufen, so richtig etwas für uns beide. Also stellte ich mich hinter ihn. Nur 150 wurden angenommen. Wir waren dabei.

Und dann stand da der schmächtige Rottenführer mit dem verschmitzten Tirolergesicht.

„Sie hat man angenommen?" fragte er mit einem Ton der Verwunderung.

Ich nickte.

„Das heißt: Jawoll!"

„Jawoll."

„Jawoll, Rottenführer, heißt das."

„Jawoll Rottenführer." Er musterte mich von oben bis unten,

und ich wunderte mich, daß dieses schmächtige Kerlchen bei der Waffen-SS war.

„Haben Sie noch Geschwister?"

„Ja."

„Jawoll, Rottenführer!"

„Jawoll, Rottenführer."

„Wieviele?"

„Drei Brüder und eine Schwester."

„Leben Ihre Eltern noch?"

„Jawoll."

„Jawoll, Rottenführer, heißt das, Kerl! Leben sie noch alle beide?"

„Jawoll, Rottenführer."

„Die sehen Sie nie wieder", sagte er und ging.

„Armleuchter!"

„Sagten Sie was?"

„Nein, Rottenführer."

„Hier mußt du dich am Riemen reißen", sagte Hermann Bohlen. „Das sind ganz scharfe Hunde."

„Mich kriegen sie nicht klein", sagte ich, „und so ein Würstchen erst recht nicht."

Klaus hatte die Karte auf den Knien, und während wir die Landschaft genossen, starrte er auf die Karte; denn er war für den Zeit- und Fahrplan verantwortlich und hatte sich besonders gegen Lore durchzusetzen, die ihn immer wieder zu Abstechern nach links oder rechts überredete, um noch schnell ein sehenswertes Bauwerk zu besichtigen und jedesmal jammerte und lamentierte, wenn wir Kulturbanausen nicht darauf eingingen.

Dort, wo Montboyer liegen müßte und nur über eine Reihe von Nebenstraßen zu erreichen ist, hatte ich ein Kreuz in die Karte gezeichnet. Je mehr wir uns diesem Kreuz näherten, desto mehr nagte Klaus an seinen Bedenken und Ängsten:

„Wir sollten uns vorher noch darüber verständigen, was wir tun, wenn sie uns davonjagen – oder dich verhaften."

„Meinst du das im ernst?" fragte Erika.

„Man kann nicht wissen", sagte Klaus. „Er glaubt zwar, daß man ihm einen roten Teppich auslegen wird, aber ich glaube, man wird die Hunde losmachen."

Ich ließ mich nicht provozieren.
„Glaubst du das auch?“ fragte Erika.
„Unsinn.“
„Er müßte es ja besser wissen, Klaus.“
„Du kennst ihn doch: Ein unverbesserlicher Optimist!“
„Besser als ein Pessimist“, verteidigte mich Lore.
„Also gut! Wenn ihr nicht auf mich hören wollt, dann mal hinein ins Abenteuer! Ich hoffe nur, daß die Franzosen keine Sippenhaft praktizieren. Es sind noch ungefähr fünfzehn Kilometer.“
Ich drosselte das Tempo. Daß es in mir aufgeregt kribbelte, konnte ich zwar verbergen, aber nicht leugnen. Und schließlich: Wenn einem permanent ein schlechtes Gewissen eingeredet wird, fängt man an, darüber zu grübeln. War irgendetwas vorgefallen, das man als Willkür, Unrecht oder Übergriff auslegen konnte?
Wie war das noch mit Zinsheim, Obersturmführer Zinsheim, dienstältester Obersturmführer der Waffen-SS? Er führte die Kompanie, in die ich versetzt wurde. Eigentlich sollte ein anderer an meiner Stelle in diese Kompanie versetzt werden, aber als dieser den Namen Zinsheim hörte, bat er den Regimentskommandeur um Zuteilung einer anderen Einheit. Zinsheim sei schon mal Bataillonskommandeur gewesen und degradiert worden, erfuhr ich; wegen Feigheit vor dem Feind. Solche Typen haben die Eigenschaft, ihren Mut in einer schikanösen Behandlung von Untergebenen zu beweisen. Schon bei der ersten Begegnung erhielt ich einen Vorgeschmack davon:
Es war in einer kalten, klaren Februarnacht, als ich in Montboyer eintraf. Der Wachtposten, ein Zweiwochenrekrut, hielt mein Eintreffen für ein wichtiges Ereignis, wichtig genug, den Kompaniechef zu wecken, und das auf eine Art und Weise, die dem Fensterln sehr ähnlich war. Er brüllte über die Straße gegen Zinsheims Privatquartier: „Obersturmführer! Obersturmführer, der Oberjunker ist da!“
Als das nichts nützte, warf er kleine Steinchen gegen das Fenster. Da ging das Licht an. Zinsheim öffnete das Fenster und brüllte seinerseits: „Welcher Idiot brüllt denn da so?“
„Melde Obersturmführer, daß der Oberjunker soeben eingetroffen ist“, sagte der Posten.

„Sind Sie denn wahnsinnig, mich deswegen zu wecken, Sie Idiot! Wie heißen Sie?"

Er nannte seinen Namen.

„Sie melden sich morgen früh bei mir, Sie Idiot!"

Als Rekrut hatte ich einen Spieß, von dem ich nie ein Schimpfwort oder einen Fluch gehört habe, obwohl man den Unteroffizieren, und das keineswegs zu unrecht, ein eigenes Lexikon von Flüchen, Titeln und Schimpfworten nachsagte, die wir sogar sammelten, wie andere Briefmarken sammeln. Nur einmal, als der jähzornige Märkinger im Streit einen Kameraden mit dem Seitengewehr verletzte und ihn dann auch noch mit seiner, wenn auch ungeladenen, Pistole bedroht hatte, entfuhr dem Spieß ein Schimpfwort. Völlig zu recht, aber dennoch hat er sich dafür gleich entschuldigt. Das fand ich imponierend und hatte mir seitdem vorgenommen, gegen Untergebene niemals solche Schimpfworte zu gebrauchen – ausgenommen natürlich, daß ich mal die Beherrschung verlieren würde, wonach ich mich dann gleichfalls entschuldigen wollte.

Um vier Uhr morgens bin ich erst ins Bett gekommen und meldete mich um acht Uhr bei Zinsheim, der mich sogleich anfuhr, um mir zu zeigen, wer hier Herr im Hause ist:

„Unser Dienst beginnt um sechs Uhr, merken Sie sich das ein für allemal!"

„Ich bitte um Entschuldigung, Obersturmführer, aber woher sollte ich das wissen? Ich bin weder eingewiesen worden noch war ein Quartier für mich vorbereitet, obwohl meine Ankunft vom Regiment avisiert war."

Das Verhältnis blieb gespannt, aber da ich noch sein einziger Offizier war, wenn auch erst frisch gebacken und außerdem Reserveoffizier, wollte er es doch nicht völlig mit mir verderben; denn für ihn, der schon vor vier Jahren ein Bataillon kommandiert hatte, war die Ausbildung einer neu aufgestellten Kompanie eine erniedrigende Putzarbeit. Seit seiner Degradierung haßte er die Truppe, den Dienst und das ganze System. Also brauchte er mich, um alles das tun zu lassen, was ihm selbst zuwider war. Wenn der Alkohol, wie an jenem ersten Kasinoabend des Bataillons, seine Zunge gelöst hatte, ergoß er sich in Hohn und Spott gegen die anderen Offiziere, beleidigte den Arzt als Unsoldat und unterstellte dem Kommandeur, einem Doktor der Zoologie und

Botanik, daß er ohne seine guten Beziehungen zur Reichsführung nicht einmal die Führerschule bestanden haben würde. Er beleidigte Gott, die Welt und die ganz Soldateska, die immer nur „jawoll“ sagte und jeden Scheißbefehl ausführte, und wenn er noch so blödsinnig sei. Er jedenfalls habe den Schneid gehabt, eine solchen blödsinnigen Befehl nicht auszuführen. Und da er weder Zustimmung noch Beifall, sondern nur peinliches Schweigen fand, schickte er sich an, sich mit noch mehr Alkohol noch mehr Schneid anzutrinken, so daß der Kommandeur diesen für mich ersten und gleich so disharmonischen Kasinoabend beendete.

Aber Zinsheim steckte voller Mut und Wut, und da passierte es.

Natürlich setzte ich mich ans Steuer unseres ersten und einzigen Kompaniefahrzeugs, und das versetzte ihn in Harnisch:

„Gehen Sie gefälligst auf den Beifahrersitz!“

„Aber Sie sind doch nicht mehr fahrtüchtig . . .“

„Wie tüchtig ich bin, können Sie Rotznase doch wohl nicht beurteilen! Ich befehle Ihnen, sich auf den Beifahrersitz zu begeben!“

„Ich gehöre auch zu denen, die nicht jeden blödsinnigen Befehl ausführen, Obersturmführer“, sagte ich. Da wurde er handgreiflich und griff sogar nach seiner Pistole.

Und dann trieb er den noch nicht eingefahrenen Volkswagen mit Vollgas durch die Gassen, um zu demonstrieren, wie schneidig ein richtiger Mann selbst dann noch fahren kann, wenn er kaum noch Blut im Alkohol hat. In Schlangenlinien näherten wir uns den beiden fast rechtwinkligen Kurven vor und hinter der Tude-Brücke. Die erste Kurve schaffte er gerade noch mit laut quietschenden Reifen, aber bei der anschließenden Linkskurve landeten wir im Graben, und Zinsheim schimpfte über die Scheißfranzosen, die keine vernünftigen Straßen bauen könnten, und jammerte über seine Schmerzen im Kreuz. Ich lief den restlichen Kilometer ins Dorf, um ein paar Leute zu holen, die das Fahrzeug wieder auf die Straße stellten. Selbst dabei blieb Zinsheim – wegen seines schmerzenden Kreuzes – hinterm Steuer, gab wieder Vollgas und brauste ins Dorf. Der Wachposten vor der Schreibstube, einerseits darauf bedacht, sogleich dem Kompaniechef seine Routinemeldung vorzutragen, andererseits be-

müht, den Schlangenlinien des Fahrzeuges auszuweichen, tanzte nervös hin und her. Zinsheim erwischte ihn dennoch, diesen dämlichen Posten, diesen Idioten, der sich das angefahrene schmerzende Knie rieb und meldete: „Keine besonderen Vorkommnisse!“

„So? Das werde ich gleich mal überprüfen“, sagte Zinsheim, verließ den Wagen und schlängelte sich auf leisen Sohlen, nach besonderen Vorkommnissen suchend, durch das Dorf. Bei der Poststelle blieb er stehen und lauschte. Dann schrie er: „Wache!!!“

Vier Posten eilten herbei. Er befahl „Stillgestanden“ und fragte, ob sie nichts hörten. „Nein.“

„Da funkt einer, und ihr hört nichts, ihr Idioten?! Da funken Spione direkt vor eurer Nase, und ihr merkt nichts? Los, rein, verhaften!“

Unheil ahnend kehrte ich zurück. Vorwurfsvoll fuhr mich Zinsheim an, daß meine Soldaten noch nicht bemerkt hätten, wie hier Spione unbehelligt wichtige Nachrichten durch die Gegend funken. Da polterten die Soldaten bereits wieder die Stufen zur Poststelle hinunter, zwischen sich zwei in Nachthemden gehüllte Gestalten, den Posthalter und seine Frau.

„Habt ihr sie erwischt? Auf frischer Tat erwischt? Was haben sie getan? Wo habt ihr sie erwischt?“

„Sie lagen im Bett und schliefen, Obersturmführer.“

„Ihr habt geschlafen, ihr Idioten!“

Ich beruhigte die beiden von der Post und bat sie, den Vorfall zu entschuldigen, man hätte Funksignale gehört und geglaubt, da sei etwas nicht in Ordnung. Das sei der Telegraf, erklärten sie mir, der Tag und Nacht eintreffende Telegramme aufzeichnet.

Ich versuchte, Zinsheim zu erklären, womit er sich soeben blamiert habe, woraufhin er mich wütend anbrüllte und ich ebenso zurückbrüllte und er schließlich mit kreischender Stimme befahl, daß die beiden Spione sofort einzusperren seien und ich für die exakte Ausführung dieses Befehls verantwortlich sei, und wenn er sage „exakt“, dann meine er auch exakt. Dann schwankte er energisch davon.

Ich brachte die beiden wieder zurück in die Post und beruhigte sie. Am nächsten Morgen erklärte ich Zinsheim, daß ich den Schneid gehabt hätte, seinen unsinnigen Befehl nicht auszufüh-

ren und stellte ihm anheim, dieserhalb ein Kriegsgerichtsverfahren gegen mich einzuleiten. Befehlsverweigerung. Er bestritt, von einem solchen Befehl und überhaupt dem ganzen Vorgang etwas zu wissen, und als ich ihn an seine Landung im Straßengraben erinnerte, fiel ihm ein, daß ich es war, der es gewagt hätte, trotz trunkenen Zustandes den Wagen zu fahren. Aber Schwamm darüber, sowas kann ja mal vorkommen, und er sei der letzte, einem jungen Offizier wegen einer einmaligen Entgleisung die Karriere zu verderben, wie man es bei ihm getan hätte. Viel übler seien seine Schmerzen im Kreuz, von dem Unfall, und die Schmerzen im Schultergelenk. Rheuma, qualvolles Rheuma, unvorstellbar für jemanden, der nicht unter dieser Geisel zu leiden hat.

Ich war schockiert und hatte zugleich Mitleid, nicht wegen des simulationsverdächtigen Rheumas, sondern da saß vor mir ein Mann mit einem völlig verbogenen Charakter, weder Vorbild noch Führer, ein Fall für einen Psychiater, aber ungeeignet, auch nur eine Gruppe im Einsatz zu führen. Leute wie Zinsheim mögen es gewesen sein, die Synagogen angezündet oder Wehrlose umgebracht zu haben. Leute wie Zinsheim gab es, aber Leute wie Zinsheim wurden auch bei uns zumindest degradiert. Man müßte sie aus unserer Truppe entfernen.

Ich tat so, als würde ich etwas von Rheuma verstehen und setzte ihm auseinander, wie solche Qualen das ganze Endokrinsystem und damit das vernünftige Denken und Handeln verwirren können und daß es notwendig sei, sich dieserhalb in gründliche Lazarettbehandlung zu begeben. Was er dann auch tat, rechtzeitig, nachdem durchgesickert war, daß unser Bataillon vorzeitig als Ersatz nach Rußland verlegt werden sollte, in einen harten Wintereinsatz, von dem nur wenige zurückkehrten.

Mit einer Tafel Schokolade für Madame und einer Schachtel Zigaretten für Monsieur habe ich dann nochmals einen Entschuldigungsbesuch bei der Post gemacht.

II.

Hinter jedem Hügel, über den die Straße auf- und abwellte, konnte Montboyer auftauchen. Zuerst müßte die Kirchturmspitze hervorragen, und dann würde rechter Hand auf einem Hügel die Boisse mit ihrem runden Turm zu sehen sein. Gleich in einem der ersten Häuser links der Straße hatte ich mein Quartier, ein großes Zimmer mit einem eisernen Bett, einem runden Tisch und zwei Stühlen. Sonst nichts als sehr viel Platz. Für den runden, rissigen Tisch hatte ich mir bei Madame Batiste eine knallbunte mit Kunstseide gestickte Decke gekauft und später an Lore geschickt. Sie nannte sie Likördecke, fand sie ganz lustig, aber kitschig und verdeckte damit ein häßliches Behelfsmöbel.

Ob das da jener Wald war, in dem wir Nah- und Waldkampf geübt hatten? Natürlich war es kein solcher Wald, wie wir ihn aus der Lüneburger Heide kannten, sondern ein ungepflegtes buschiges Gehölz. Ein schmaler Pfad führte durch ihn hindurch, kaum breit genug, um darauf eine 5 cm Pak im Mannschaftszug bewegen zu können. Etwa vier Kilometer vor Montboyer mußte dieser Waldweg auf unsere Straße einmünden. Ich fuhr ganz langsam.

„Willst du hier anhalten? Warum? Mußt du mal?"

„Vor lauter Aufregung?"

An der Einmündung des Weges hat ein Kreuz gestanden. Das da könnte es sein, ein verrostetes Eisenkreuz mit einem auf Porzellan gemalten Heiligenbild. Verwelkte Blumen verdeckten den Sockel. Ich hielt an, stieg aus und schob die Blumen beiseite. In dem Zementsockel müßte noch die reparierte Stelle zu sehen sein. Damals hatte ich keine Gelegenheit mehr zu kontrollieren, ob meine Jungs das Kreuz wieder ordentlich in den Sockel eingesetzt hatten.

„Was betest du denn da?", fragte Erika. „Sogar auf Knien!"

„Lieber Gott, halte die bissigen Hunde zurück, wenn ich nach Montboyer komme", frozzelte Klaus.

Eines Tages stand der Pfarrer in der Schreibstube und druckste umständlich um die Sache herum. Er wüßte ja, daß wir keine Kirchgänger seien, und dennoch sei Gott für alle da, auch für uns, und Atheismus sei auch in Frankreich weit verbreitet, da würden wir keine Ausnahme machen, aber dennoch, soweit dürfte man es nicht treiben . . .

„Was? Wie weit?"

„Daß man deswegen die Heiligenkreuze zerstört."

„Wer? Wo? Wie?"

Hier an dieser Stelle war das eine, und das andere befand sich auf dem Wege zur Boisse.

Ich ließ die Kompanie antreten und begab mich mit dem Pfarrer an meiner Seite zum Appellplatz. Sicherlich sehr seltsam, wie ich da mit Hochwürden die Front abschritt, aber einigen Gesichtern sah ich es an, daß sie es gar nicht so komisch fanden.

„Diejenigen, welche die Heiligenkreuze abmontiert haben, drei Schritte vortreten!"

Acht Mann des Pak-Zuges traten mit einem Geschützführer drei Schritte vor.

„Was sollte das? Warum?"

„Sie hatten angeordnet, Untersturmführer, Panzerattrappen für die Schießübung im scharfen Schuß zu bauen . . ."

„Na, und?"

„Es sollte etwas Hartes, Eisernes, drin sein, damit die Granaten auch explodieren."

Richtig, das hatte ich gesagt, und als sie mich fragten, was sie denn Hartes nehmen sollten und woher, hatte ich gesagt: „Laßt euch mal was einfallen."

Ich beichtete das dem Pfarrer. Es war also kein Atheismus. Ich erklärte ihm, daß die meisten dieser jungen Soldaten aus den katholischen Ländern des Balkans und aus Polen kämen und ganz gewiß keine Atheisten seien. Es fiel ihm nicht leicht, angesichts der zerzausten Sünder seine beleidigte Miene zu bewahren.

„Wer ist gelernter Maurer?"

Zwei Leute traten vor.

„Nach Dienstschluß geht ihr mit diesen acht Sündern los und setzt die Kreuze wieder ein, aber tip-top!"

„Und woher sollen wir den Zement nehmen?"

„Da laßt euch mal – oh nein, lieber nicht! Wendet euch an den Spieß!"

Jetzt hatte ich endlich Gelegenheit zu kontrollieren, ob das Kreuz auch wieder tip-top eingesetzt war. Der Pfarrer hatte sich erboten, Zement zu beschaffen, und weil zwei gelernte Maurer da waren, einigten wir uns auf eine Buße, die darin bestand, noch ein paar Kleinigkeiten an dem Gemäuer des Pfarrhauses und an der Kirche zu reparieren. Der liebe Gott und die Heilige Johanna würden dann alle vier Augen zudrücken. Hochwürden hatte noch eine weitere glänzende Idee: Bei einem seiner Schäfchen stand eine gepanzerte Munitionskarrette aus dem letzten Krieg auf dem Hof herum, die für unsere Schießübung doch viel geeigneter sei. Wir schleppten sie ab und hatten für unsere Gefechtsübung im scharfen Schuß beinahe einen richtigen Feindpanzer, so daß selbst der Regimentskommandeur seine helle Freude daran hatte, wie wir den zerdepperten.

Zur Belohnung für diese gelungene Kriegstheateraufführung unter Mithilfe des Gemeindepfarrers wurde die Regimentskapelle zu einem Platzkonzert nach Montboyer abkommandiert. Es war an einem Sonntagmorgen im Mai. Als Hochwürdens Schäfchen nach dem letzten Orgelklang aus der Kirche strömten, stand vor ihnen die vierzig Mann starke Regimentskapelle mit blitzenden Instrumenten. Sowas hatte es in Montboyer noch nicht gegeben.

Mucksmäuschenstill war es, als der Kapellmeister den Taktstock hob und dann mit „Alte Kameraden“ das Konzert einleitete. Die Soldaten hatten sich sonntäglich fein gemacht und die Haare gekämmt, die Kirchgänger mischten sich unter die Soldaten, und das unüberhörbare Dschingderassassa hatte alsbald auch den zweitletzten Bürger von Montboyer herbeigelockt. Der letzte allerdings, der Dorflehrer, erschien nicht. Er mied uns wie die Pest.

Es war Wunschkonzert. Ich hatte es dem Bürgermeister erklärt, und er ging mit dem Gemeindesekretär herum und sammelte Wünsche ein. Auch Denise, die hübsche, blonde und gut gewachsene Junglehrerin aus dem Nachbardorf war da. Sie hatte sich bei der schwarzen Marianne von der Boisse eingeärmelt und bemühte sich, an mir vorbeizuschauen, als wäre ich Luft. Sie war „fachée avec moi“; wir hatten uns gestritten, über irgendetwas, und da hat sie geschworen, kein Wort mehr mit mir zu reden. Wie war es eigentlich zu diesem Streit gekommen? Wir hatten uns

doch ständig gestritten, und Marianne hatte diese Streitereien mit einem Sprichwort kommentiert, das soviel bedeutete wie „was sich liebt, das neckt sich“. Mit den relativ wenigen französischen Brocken, die ich anzuwenden wußte, hörte sich manches ganz anders an als es gemeint war. Eigentlich wollte ich ihr klarmachen, daß sie als große blonde und blauäugige Schönheit viel besser zu meiner norddeutschen Heimat als nach Südfrankreich passe, aber was dabei herauskam, hat sie verstanden als „schade, daß du eine Französin bist“, woraufhin sie schnippisch antwortete, sie sei stolz, eine Französin zu sein; was mich wiederum veranlaßte zu sagen, daß sie eigentlich zur Zeit keinen Anlaß hätte, auf Frankreich stolz zu sein. Und da war es aus.

Nun stand sie abseits und war krampfhaft bemüht, die Kirchturmspitze zu fixieren, damit sie nicht verleitet würde, in meine Richtung zu schauen, während Marianne eindringlich auf sie einredete und immer wieder zu mir herüber blinzelte. Schließlich riß sie sich von ihr los und schlug sich zu mir durch.

„Denise wünscht „La Danuve bleue“, sagte sie und ich fragte, ob es Denises oder ihr Wunsch sei.

Sie legte einen Finger auf die Lippen.

Ich wußte, daß der Donauwellenwalzer und „Mon amour et ton amour . . .“ zu ihren Lieblingsmelodien gehörten.

Ich ließ ihr ausrichten, daß der Donauwellenwalzer auch mein Wunsch wäre und außerdem bäte ich um Entschuldigung; es wäre sehr dumm von mir gewesen, mit ihr zu streiten.

„Kommen Sie doch heute Abend zur Boisse“, sagte Marianne, „Denise ist auch da und bleibt die Nacht bei mir.“

Die Kapelle spielte den Donauwellenwalzer, die Soldaten summten und schunkelten dazu und bald schunkelten sie alle, und Denise schunkelte auch, lächelte mir zu und nickte.

III.

Schon zweimal war, von einem Hügelkamm sichtbar, der Kirchturm von Montboyer aufgetaucht. Noch konnte man es aus der Entfernung nicht entziffern, aber es mußte das Ortsschild „Montboyer“ sein. Jeder sah es, doch niemand sagte ein Wort. Betretenes Schweigen und neugierige Spannung. Wie ausgestorben schien es da zu liegen, wie damals in der Sommerhitze und während der Mittagspause. Eine Kulisse der Erinnerungen. Links, in Höhe des Schildes, lag die mit Hecken und Stacheldraht umrandete Weide, die sanft zur Tude abfiel, sanft genug, um als Sportplatz zu dienen. Die Dorfjugend spielte darauf Fußball, wie spielten Handball. Nur einmal haben wir uns dazu herabgelassen, gegen die Dorfjugend das vulgäre Fußball zu spielen. Da es der Dorflehrer abgelehnt hatte, den Schiedsrichter zu machen, habe ich die Rolle übernommen und war natürlich verpflichtet, jede zweifelhafte Situation zugunsten der Dorfjugend auszulegen. Sie haben gewonnen, und das soll sogar in der Zeitung gestanden haben.

Dort rechts unter dem großen Kirschbaum, gleich hinter dem Ortsschild war die Werkstatt des Menusiers. Ein Soldat aus dem ersten Weltkrieg mit kräftigem schwarzen Schnurrbart. Verdun. Er war sehr wortkarg, und das Wenige, was er sagte, wurde auch noch von seinem Schnurrbart verschluckt. „Terrible, la guerre.“ Manchmal entdeckte ich, wie er, hinter Gebüsch verborgen, unserem Exerzieren zuschaute. Eines Tages fragte ich ihn, ob er eine Manöverkiste bauen könne. „Für Leutnants?“ Ich wußte gar nicht, daß es da Unterschiede gab. Er baute die Kiste, perfekt und korrekt, und als ich ihm dazu Instruktionen geben wollte, winkte er einfach ab und hörte gar nicht hin. Was verstünde ich schon von Manöverkisten!

Zwei Töchter hatte er, Monique und Jeanette. Dort schräg links gegenüber der Werkstatt und direkt neben meinem Quartier wohnten sie. Morgens, mittags und abends, wenn ich zum

Dienst ging oder vom Dienst kam, mußte ich an ihnen vorbei. Sie saßen im Fenster und nähten.

„Bonjour!“

„Bonjour, Monsieur.“

„Bonjour, Mesdames!“

„Bonjour, Monsieur Lieutenant!“

„Bonjour, Mademoiselle Jeanette, bonjour, Mademoiselle Monique!“

„Bonjour, Monsieur Lieutenant Werner!“

So kamen wir uns näher. Mein Käppi war abgewetzt und spekkig. Jeanette nahm es und wendete es. Da war es wieder wie neu. Abends auf der Boisse, bei ihrer Freundin Marianne, holte ich es mir wieder ab, und dann trafen wir uns immer häufiger auf der Boisse. Toni ging mit, und machmal auch Zinsheim, den sie Sissi nannten. Es war nur gut, daß er kein französisch und die Mädchen kein deutsch verstanden, und wenn Zinsheim darauf bestand, daß ich seine ironisch-anzüglichen und häßlichen Bemerkungen wörtlich übersetzte, ließ ich mir was Harmloses einfallen.

Das Haus schien unbewohnt zu sein, die Werkstatt war verlassen und verkommen. Der Kirschbaum hing voller Früchte, und oben saßen die Amseln und naschten. Les merles, richtig, les merles hießen die Amseln. Zwei Frauen standen in der Nähe des Hauses und unterbrachen ihren Schwatz voller Neugier. Ein Wagen aus Deutschland. Ob ich sie ansprechen sollte?

„Fahr weiter“, sagte Klaus, um das zu verhindern.

Das Dorf war unverändert, und dennoch mußte ich meine Erinnerungen korrigieren. Der kleine Bauernhof, auf dem der Granatwerferzug untergebracht war, lag nicht direkt neben Jeanettes Haus. Die zwei, drei kleinen Häuser und Schuppen dazwischen hatte ich ganz vergessen.

Es war eine aus Polen eingewanderte Familie, die den kleinen Bauernhof bewirtschaftete. Die Bäuerin sprach ein paar Worte deutsch und war eine ebenso eifrige wie gefürchtete Klatschbase, die von jedem alles wußte und erzählte. Doch auf die jungen Rekruten des Granatwerferzuges ließ sie nichts kommen, bemutterte sie, half ihnen beim Wäschewaschen und Putzen, kochte auch mal ein Extrasüppchen und schlichtete Streit. Wenn ich ein-

mal zur Inspektion auftauchte, rauschte sie aufgeregt schnatternd heran wie eine Gans, die ihre Kücken verteidigte und versicherte mir, daß alles in Ordnung sei und sie selbst schon alles kontrolliert habe; da könnte ich ganz beruhigt sein. Schließlich hatte sie einen siebzehnjährigen Sohn, der zusammen mit den Rekruten in der Scheune übernachtete, der das Feldküchenessen mit ihnen teilte und beim Exerzieren und den Geländeübungen dabei war, wenn auch mit zehn Meter Abstand und ohne Stahlhelm und Gewehr, doch immer bestrebt, dasselbe zu tun und die Kommandos und Befehle auszuführen wie die anderen auch. Bei der Dorfjugend demonstrierte er, wie gut er das Exerzierreglement, die Kommandos und selbst die bilderreichen Flüche der Ausbilder beherrschte.

Dort vor dem über Winter abgetragenen Holzstoß war es. Ich war wieder einmal unverhofft zu einer Inspektion erschienen. Die Bäuerin kam mir, die Hände in der Schürze abtrocknend, entgegen und versicherte, daß alles in Ordnung sei, „Herr Untersturmführer". Ihr Sohn baute sich in strammer Haltung vor dem Holzstoß auf, um mir den Stand seiner Ausbildung zwecks Bewerbung als Freiwilliger zu zeigen. „Stillgestanden, Sie schwangere Wanze!" rief er mir entgegen, knallte die Hacken zusammen und kommandierte „rechts um – im Gleichschritt marsch, ein Lied, drei, vier . . ." Und dann sang er mit todernstem Gesicht, als sei es die Nationalhymne:

„Ein Seemann, der im -uren-aus erwacht,
von Tripper-, Schankersorgen kaum genesen,
gebumst -at er die liebe lange Nacht,
in seinen Armen lag ein nacktes Wesen . . ."

Die Rekruten indessen hatten sich rasch in die Scheune verzogen und kugelten sich vor Lachen auf dem Stroh. Sie hatten ihn für diesen Auftritt präpariert.

„Warum grinst du so?" fragte Lore. „Du denkst doch an irgendetwas Schäbiges!"

Ich bog rechts ab in den ungepflasterten Weg. Linker Hand war unsere Küche untergebracht; gegenüber befand sich unser Exerzier- und Appellplatz auf der Wiese von Monsieur Réau, dem Besitzer der Kognakbrennerei, in dessen Haus auch unsere Schreibstube untergebracht war. Neben der Küche befand sich

der kleine Laden von Madame Batiste. Man nannte sie den „Malkasten". Selbst ihre Ohren waren gepudert. Aus ihrem schmalen verkniffenen Mund hatte sie mit dem Lippenstift volle Herzkirchenlippen gemacht, knallrot, und um die Augen sah sie aus, als hätte sie gerade einen Zentner Kohlen zerklopft. Aber sie überschlug sich vor Liebenswürdigkeit, und man erzählte, sie würde es mit dem Unterscharführer Schmieding treiben, einem uralten Mann von 39 Jahren.

„Besinnst du dich noch auf die knallbunte Seidendecke, Lore?"

„Die Likördecke?"

„Ja, in diesem kleinen Laden habe ich sie gekauft, bei Madame Batiste."

„Aha."

Und dann schimpfte Klaus: „Du kannst doch nicht einfach auf die Wiese fahren! Schlimm genug, daß du dich hier überhaupt noch einmal sehen läßt. Und jetzt auch noch Flurschaden anrichten! Man wird die Hunde auf uns hetzen!"

Monsieur Réau mochte ruhig kommen und mich erwischen! Fast jeden Sonntagmorgen, während wir mit Rücksicht auf die kirchgehende Bevölkerung keinen Dienst machten, trafen wir uns heimlich in Réaus guter Stube zur „sainte messe des plus grands filous de Montboyer". Der Bürgermeister war dabei, der Gemeindesekretär und der Garagist Sarasin, der so herrlich lachen konnte. Wie ein Einsteigdieb schlich sich dann Réau zum Wandschrank, öffnete die Tür zu einem verbotenen Geheimnis und holte Gläser und eine Karaffe hervor, die er wie ein Beutestück triumphierend in die Höhe hob: Pineau Charantaise! Dabei drückte er einen Finger auf seine Lippen, denn Pineau durfte während des Krieges nicht hergestellt werden. „Défendu!", weiß der Teufel, warum. Mit großer Andacht durften wir ihn zunächst nur nippen und mußten bewundern, wie großartig verbotene Früchte schmecken. Nach drei, vier Gläsern war die Stimmung großartig. Der Gemeindesekretär intonierte die Marseilleise als Choral und versuchte es dann mit „Deutschland, Deutschland hhüber hhalles", das sich viel besser zum Choral eignete. Sarasin erzählte die fünfte oder sechste Fortsetzung seiner Geschichte, wie er beinahe Paris zurückerobert hätte und war jetzt endlich als Richtkanonier an einer Gulaschkanone auf dem Verladebahnhof

von Angoulème eingetroffen. Zwei Güterzüge standen zum Abmarsch nach Paris bereit, von denen einer allein ausschließlich die Truppenverpflegung barg. Ein ganzer Waggon Würfelzucker beispielsweise, um den Krieg zu versüßen. Je ein Waggon Anisette und Grand Marnier; denn ohne Digestif nach dem fetten Essen kann kein Franzose vernünftig kämpfen und siegen. Fünfzig Waggon umfaßte der Lebensmittelzug, darum war die Geschichte auch so lang; alles Munition für die Gulaschkanone.

Noch ehe die richtigen Kanonen kamen, ist es unruhig geworden in den frühen Morgenstunden. Witzbolde hatten behauptet, die Deutschen wären schon da, in Angoulème, und tatsächlich fielen da ein paar Schüsse, die ersten und letzten Schüsse dieses Krieges für Sarasin. Und dann kamen tatsächlich zwei Motorräder mit Beiwagen auf den Bahnsteig gefahren. „C'était la SS", die Sarasin mit „sans soucis" übersetzte, denn sie seien ganz sorglos dahergekommen, ohne Respekt vor der explosiven Übermacht an Gulaschkanonenmunition. Wir sollten alles stehen und liegen lassen und nach Hause gehen, haben sie gesagt, der Krieg sei zu längst zuende – „durant que vous avez dormis." Da bin ich nach Hause gegangen, zu Fuß, vierzig Kilometer, den Rucksack voller Gulaschkanonenmunition, und dann habe ich zwei Wochen nichts anderes getan als zu essen und zu schlafen."

„Der auf dem Motorrad könnte ich gewesen sein", sagte ich. „Damals war ich dabei. Haben Sie mich nicht erkannt?"

„Sie waren dabei? Oh, was haben Sie mit dem Anisette gemacht? Als ich vier Wochen später noch einmal nach Angoulème kam, war nichts mehr da! Vous êtes un des plus grands filous de la SS!"

„Nun hast du ja alles wiedergesehen", sagte Klaus, „und bisher hatten wir ja noch Glück, aber jetzt sollten wir den Bogen nicht überspannen und schleunigst abhauen."

„Habe ich euch mal von dem Schwimmbad erzählt, das wir hier gebaut haben? Da oben am Waldrand liegt es; man kann es von hieraus nicht richtig sehen."

„Ein Schwimmbad?"

Im Sommer war das Wasser hier sehr knapp, und der kleine Bach, die Tude, fast ganz ausgetrocknet. Aber da oben am Waldrand

war eine kleine Quelle, die unentwegt sprudelte und alsbald ungenutzt versickerte. Da haben wir gemeinsam mit der Bevölkerung ein Bassin ausgehoben, Zement beschafft und ein großes Becken gebaut. Der Beschluß dazu wurde nach dem vierten Glas Pineau während der „sainte messe . . ." gefaßt, und der Bürgermeister hat dazu sein künftiges „Montboyer le bain" sikzziert, Palmenalleen und einen Golfplatz gebaut, und natürlich ein Spielkasino. Aus den kolossalen Einnahmen daraus bot er Sarasin einen Kredit an, um neben seine Fahrradwerkstatt mit Tankstelle ein Palasthotel zu errichten.

Aber das Wasser tröpfelte doch nur sehr spärlich aus der Quelle und war bei unserer täglichen Kontrolle jeweils um kaum mehr als einen Viertelzentimeter gestiegen. Also organisierten wir uns einige Jauchewagen, spülten sie etwas aus und karrten von weither zusätzliches Wasser heran; und als wir endlich Kniehöhe geschafft hatten, begann die Badezeit, vormittags für die Zivilisten, nachmittags für die Soldaten und abends für alle, und nachts kamen die Insekten, Skorpione, Eidechsen, Vipern, Salamander und sonstiges Getier und ging freiwilig nicht mehr heraus. Da wurde dann nur noch Wäsche in dem Wasser gewaschen, und an den Waschmitteln gingen die Viecher endlich ein.

„Ein langweiliges, nichtssagendes Dorf wie tausend andere", bemerkte Klaus und ahnte nicht, was es mir alles im Zeitraffer zu erzählen hatte. Jede Hausecke, jedes Gestrüpp, jeder Pfad beschwor in Sekundenbruchteilen neue Assoziationen aus der verblaßten Erinnerung, und bevor man sich diese zeitlich einzuordnen vermochte, wurden sie schon wieder von anderen abgelöst. Ich hätte allein hierher fahren sollen! Wie konnte ich von anderen anderes erwarten, als ein langweiliges, nichtssagendes Dorf wie tausend andere vorzufinden! Dort rechts ging es zur Boisse. Die den Weg säumenden Hecken hatten sich üppig verbreitet, so daß die Zweige zu beiden Seiten an dem Lack des Wagens scharrten. Wütend bellten die Hunde, wie damals, wenn ich mit Toni spät abends zur Boisse ging.

„Sie machen schon die Hunde los, kehr um!"

Auch Lore und Erika wurden jetzt ungeduldig: „Du wirst doch wohl nicht hineingehen wollen? Guten Tag, ich bin der Leutnant von damals, der Untersturmführer, kennen Sie mich nicht wie-

der? Glaubst du, sie freuen sich, dich wiederzusehen – so wie du dich freust?“

Marianne würde sich gewiß freuen und fragen, wie es diesem und jenem ergangen ist. Sie war damals dreiundzwanzig oder vierundzwanzig Jahre alt, und wir haben viele fröhliche und harmonische Stunden mit den Mädchen und Jungen aus dem Dorf verbracht. Das würde sie nicht einfach abstreifen können, als wäre nichts gewesen, die lauen Sommernächte, die leisen Mondscheinlieder, die kleinen Lagerfeuer mit mitternächtlichem Picknick und Rotwein, die Übersetzungsmißverständnisse mit Toni, deren Korrekturen immer neue Verwirrkomiken ergaben. Wie haben wir gelacht, jeder auf seine Weise, Monique laut und schrill, Marianne fast tonlos zischend, und die Tränen quollen ihr dabei aus den Augen. Drei Fragen hinter der Tür, und wehe, wenn Toni nicht zugeben wollte, daß ihm Monique die liebste sei! Dann tanzte sie nur noch mit der Katze im Arm und Toni holte den Bernhardiner ins Haus, damit er die Katze vertreibe. Gegen Mitternacht sind wir dann über die Exerzierwiese zurück ins Dorf getobt, schlugen Saltos und Purzelbäume, und die Mädchen äfften unser Exerzieren nach, und einer mußte Marianne wieder zurück zur Boisse bringen und sich lange von ihr verabschieden. Vielleicht war sie längst verheiratet, und ihr Mann durfte nichts von damals wissen!

Langsam fuhr ich an der Boisse vorbei. Die Büsche waren größer geworden und an der Kette lag statt des Bernhardiners ein Schäferhund. Ich fuhr nicht zurück, sondern bog in den breiteren Weg ein, der nochmals an der Werkstatt des Menusiers vorbei auf die Hauptstraße mündete, mochten sie noch so laut protestieren. Die beiden Frauen standen immer noch da und schwatzten. Ich hielt an und drehte das Fenster herunter.

„Excusez, mesdames . . .“

Sie taten nichts lieber, als zu entschuldigen, daß sie angesprochen wurden.

„In diesem Hause wohnte früher der Menusier mit zwei Töchtern. Wissen Sie, wo die jetzt sind?“

Oh ja, sie wußten es, die eine besser als die andere. Der Menusier sei gestorben, und sie konnten sich nicht einigen, ob das vor fünf, sechs oder sieben Jahren war. Aber seine Frau lebte noch,

und Monique habe ein Modeatelier in Paris, verheiratet, mit einem von der chemin de fer; aber Jeanette sei nicht verheiratet und wohne mit der Mutter und der Tante in Chalais, sechs Kilometer von hier. „Wenn Sie da reinkommen, immer die Hauptstraße nach, dann über die Schranke, die ist oft geschlossen, weil die Züge Paris-Bordeaux da vorbeifahren. Und hinter der Schranke nicht rechts ab in Richtung Libourne, sondern geradeaus zur Kirche, zum marbre, und direkt beim marbre ist das Haus von der Tante und der Mutter, und Jeanette ist nicht verheiratet . . ."

„Was haben sie gesagt?"

„Eigentlich waren sie ja ganz freundlich und eifrig; was haben sie denn gesagt?"

„Jeanette wohne bei ihrer Tante in Chalais." Zweimal hatten sie betont, daß sie nicht verheiratet sei, als wollten sie sagen, da könnte ich ruhig mal Guten Tag sagen.

„Marié heißt verheiratet, nicht wahr? Das habe ich von der Penne her noch behalten."

„Also, jetzt hast du alles gehabt", entschied Klaus. „Hast sogar mit Leuten gesprochen. Monique ist verheiratet, die andere Thusnelda nicht, aber nun los, ab, ich habe Hunger!"

Ich weiß nicht, warum Klaus seine Soldatenzeit und den Krieg so völlig verdrängen konnte. Nie habe ich ihn davon erzählen hören. Aber schießlich war das unsere Jugend, und alle älteren Herrschaften, die ich kannte, schwärmten von ihrer Jugend, sei es ihre Lehre, ihre Studentenzeit oder der erste Weltkrieg; sie lachten über ihre Streiche und Dummheiten, erzählten von Abenteuern, Tatendrang und Übermut, voller Sehnsucht nach dieser Jugend, der der Ernst des Lebens zu folgen pflegt.

Über unsere Jugend hingegen, die zuende war, als sie begann, wurde ein Schleier peinlichen Schweigens gelegt, als hätten wir sie in Gefängnissen zugebracht, Einbrüche begangen, Häuser angezündet, Autos gestohlen, und selbst das wäre noch unvergleichlich harmloser und verständlicher, als an Hitlers ungerechtem Krieg teilgenommen zu haben – und das gar noch bei der Waffen-SS! Aber sie war nun mal da, diese Zeit, und ich war auch da; nicht ich habe diese Zeit geprägt, sondern sie mich, und dennoch gab es da keinen dunklen Fleck, dessen ich mich schämen müßte, weder heute noch damals. Und wenn es richtig ist,

daß man in seiner Jugend für das Leben geprägt wird und wenn ich so bin, wie ich bin, dann gehört auch meine Jugend dazu, und dann will ich sie auch behalten, wie sie war.

Und hier, in Montboyer, war ein kleiner Abklatsch jener Unbeschwertheit, von der man ein Leben lang zehren muß, wenige Monate nur, in die meine Erinnerung alles hineinpackte, was andere auch von ihrer fröhlichen Jugend zu erzählen wußten. Mehr hatte ich nicht zu bieten und würde auch Heidelberg, Marburg oder Göttingen vorgezogen haben, aber es war hier, und ganz so unbeschwert war es auch nicht; denn im Hintergrund drohte der tödliche Ernst des bevorstehenden Einsatzes in dem russischen Inferno, der Übermenschliches von uns fordern würde. Und immer wieder kamen jene Augenblicke, in denen mir bewußt wurde, daß ich die siebzehn- und achtzehnjährigen Pimpfe, kaum jünger als ich, auf dieses Inferno und ihr Überleben vorzubereiten hatte.

Sie mögen mich verflucht haben, wenn ich sie in glühender Hitze immer wieder Löcher in den harten Boden graben ließ, um sie in den Schutz der Erde zu stampfen, wenn sie bis zum Erbrechen immer wieder ihre Paks, Granatwerfer oder Infanteriegeschütze in Stellung bringen mußten, so daß ihnen alle Handgriffe in Fleisch und Blut übergingen, und wenn ich ihnen, mit der Stoppuhr in der Hand, abforderte, daß nicht zwanzig, sondern nur zehn Sekunden bis zur Feuerbereitschaft vergehen durften. Sie mußten einsehen, daß „Hinlegen – Sprung auf, marsch, marsch!“ kein Strafexerzieren ist und keine Schikane, sondern eine Lebensversicherung. Ich habe damals mit den holländischen Soldaten gesprochen, die in der Festung Grebbe-Linie den Angriff unseres Regiments über einen Kilometer freies Feld abwehren sollten. Es wäre unheimlich gewesen, wie sie ebenso blitzschnell verschwanden wie sie auftauchten, ehe man sie hätte aufs Korn nehmen können. Hatten sie geglaubt, jeden Angreifer wie Hasen bei einer Treibjagd über freies Feld abschießen zu können, so wäre die gespenstisch wippende und tanzende Walze immer näher gekommen; sie waren machtlos, das zu verhindern, und so überlebten sie beide, die Angreifer und die Verteidiger.

Und wie so oft habe ich in Rußland auf Schlaf verzichten müssen, während wir unentwegt vorprellten oder später die Russen mit immer neuen Kräften in pausenlosen Tag- und Nachtangrif-

fen unsere Stellungen berannten, damals, im Jelnja-Bogen, wo wir mit Pervitin wachgehalten wurden und ich in zehn Tagen kaum mehr als vierundzwanzig Stunden Schlaf hatte. Darum machte ich jene Nachtübungen, von denen sie noch lange sprachen.

Nach dem normalen Tagesdienst ging es ohne Schlaf in die erste Nachtübung. Sie war miserabel. Als sie dachten, sie dürften die versäumte Nachtruhe dafür am nächsten Tag nachholen, gab ich ihnen nur 45 Minuten Zeit zum Waschen und Frühstück, um in den normalen Tagesdienstplan einzutreten. Dafür, glaubten sie, würden sie die folgende Nacht umso besser schlafen. Unvergeßlich die verzweifelten Gesichter, als ich abends verkündete, daß sie in einer Stunde feldmarschmäßig mit allen leichten und schweren Waffen anzutreten hätten, um die mißlungene Nachtübung zu wiederholen.

Sie verlief schon etwas besser.

Bei Sonnenaufgang standen sie wieder da, verstaubt, verdreckt und nichts sehnlicher wünschend, als sich jetzt in die Falle hauen zu können. Aber nichts da! Zwei Stunden später Waffen- und Geschützappell; denn Waffenpflege und ständige Einsatzbereitschaft der Geschütze ist lebenswichtig! Und da dieser Appell viel zu wünschen übrig ließ, wurde der normale Dienstplan fortgesetzt, ohne Schlaf.

Als ich sie abends fragte, wer denn schon todmüde sei, wollte sich niemand diese Blöße geben. „Also hoffe ich, daß die Nachtübung bei der dritten Wiederholung endlich klappen wird. In einer Stunde, feldmarschmäßig, wie gestern!"

Natürlich konnten die jeweils wachfreien Soldaten während der Wartezeit eine Mütze voll Schlaf nehmen.

„Schlaft schneller, Kameraden", rieten die Unterführer. Man kann in wenigen Minuten viele Stunden Schlaf nachholen, das hatten sie begriffen und sich den richtigen Galgenhumor angeeignet. Die Übung klappte gut.

„Was ist das Wichtigste nach einem Einsatz?" fragte ich sie am Morgen angesichts der aufgehenden Sonne.

„Waffen- und Geschützappell", antworteten sie.

„Richtig, zwei Stunden habt ihr Zeit. Dazu Appell im Ausgehanzug!"

Nach zwei Stunden schaute ich mir selbst die Waffen und Geschütze an und kratzte mit einem Streichholz den restlichen Staub aus den Rillen. Sie ahnten Böses. „Wer war schon einmal in Bordeaux?"

Niemand.

„Morgen früh um sechs Uhr sehen wir uns hier wieder. Bis dahin könnt ihr machen, was ihr wollt, schlafen oder nach Bordeaux fahren. Der Zug fährt in 50 Minuten."

Mit Gejohle brachten sie ihre Geschütze nach Hause, rannten die zwei Kilometer bis zum Bahnhof und waren am nächsten Morgen frisch und fröhlich wieder zum Dienst erschienen. Nichts ist belastender, als Schikanen und Ungerechtigkeiten erdulden zu müssen, aber nichts hebt das Selbstbewußtsein mehr, als Härten durchgestanden zu haben.

Als wir sieben Monate später bei Shitomir eingeschlossen waren, prophezeite ich den Leuten, daß wir in den nächsten Tagen kaum zum Schlafen kommen würden. „Das kennen wir doch, Untersturmführer", sagte Alfons. „Wissen Sie noch: B-o-r-d-e-a-u-x!" Er sprach es aus wie man es schreibt, um zu zeigen, wie gut er Französisch gelernt hatte.

Alfons konnte weder lesen noch schreiben, und andere gab es, die hatten nicht mehr gelernt als ihren Namen in Blockbuchstaben zu kritzeln. Sie kamen aus Jugoslawien, Ungarn, Rumänien oder Polen, „Beutegermanen", hatten weder in der Hitlerjugend noch in anderen Organisationen das richtige Gehen und Stehen gelernt, kamen vom Rübenacker, Kuhstall oder einer Ziegenherde zu uns, freiwillig oder nicht, aber ohne zu ahnen, was sie hier erwartete. Bestand meine Rekrutenkompanie im Oktober 1939 noch zu zwanzig Prozent aus Abiturienten oder Studenten, aus Sportlern und zumindest gut trainierten Hitlerjungs mit mindestens durchschnittlichem Intelligenzniveau, so fand ich in Montboyer einen Haufen vor, der jedem Begriff von Elite hohnsprach.

Alfons war meine „Ordonanz". Schon damals hatten wir hochtrabende Titel für einfachste Dienstleistungen. Bei ihm, dem Analphabeten, durfte ich guten Gewissens meine Privatbriefe herumliegen lassen, und „Ordonanz" war allein wegen des Fremdwortes für ihn etwas Tolles, eine Auszeichnung, eine frühzeitige Karriere. Was eine Elite ist, wußte er nicht, und als ich ihm

das erklärte, war er sehr beeindruckt, daß er, ausgerechnet er, der nicht einmal das Lesen und das Schreiben gelernt hatte, dazugehört, und fortan benahm er sich wie Elite, ging aufrechter mit vorgewölbter Brust und ausgestülptem Hintern und machte mit seinen kurzen Beinen lange, energische Schritte. Wo immer in der Kolonne ein Stahlhelm besonders heftig auf und ab wippte, marschierte Alfons.

Er hatte sich als einer der ersten das eiserne Kreuz zweiter Klasse verdient. Es war in Isjaslawl, einem Ort nördlich von Staro Konstantinow, wo die Hauptkampflinie mitten durch den Ort lief, entlang einem Bach. Drüben lagen die Russen, manchmal nicht mehr als zwanzig Meter von uns entfernt. In einem Kellerloch am Bachrand war ein ausgezeichnet plaziertes russisches Maschinengewehrnest, aus dem auf alles gefeuert wurde, was sich bewegte, und selbst in nächtlicher Dunkelheit auf jedes Geräusch. Unangenehm, äußerst unangenehm, und kein Rezept, diesem Nest beizukommen.

Alfons hatte ein Rezept.

Zweimal am Tag schlenderte in aller Seelenruhe eine der wenigen im Dorf verbliebenen Matkas aus ihrem Haus an den Bach, mit einem Joch über den Schultern und zwei Eimern an der Kette. Genau dem Nest gegenüber schöpfte sie aus einem immer wieder neu geschlagenen Eisloch Wasser aus dem Bach und watschelte mit den gefüllten Eimern wieder zurück.

Es muß ein bühnenreifer Akt gewesen sein, wie Alfons die Matka überredete, sich auszuziehen. Er wollte nur ihre Kleider, wirklich nichts als die Kleider, und die auch nur für fünf Minuten. Nein, keine Unterwäsche, um Gottes Willen, die hatte er selbst und auch nicht viel sauberer als ihre. Aber das Kopftuch, unter dem sich ihr Haar wie ein Sattelfilz verwalkt hatte, brauchte er auch. Unter der Bettdecke, und er mußte sich trotzdem umdrehen, würgte sie ein Stück nach dem anderen hervor. Er übte vor ihren Augen den Umgang mit dem Joch und den Eimern und versuchte zu watscheln wie sie auch. „Karascho? Da da?“ Und weil sie keinen Kommentar dazu gab – denn sie wußte ja nicht, was er vorhatte – sollte sie es noch einmal vormachen, und dazu mußte Alfons das Kleid wieder ausziehen.

Dann war es soweit. Alfons legte sich zwei Eierhandgranaten in den Eimer und watschelte im frühen Morgengrauen an den

Bach, klopfte die nachgewachsene Eishaut auf, wusch sich die Hände, wusch sich das Gesicht und blinzelte zwischen den gespreizten Fingern zu dem MG-Nest hinüber. Sie rauchten Papirossi und winkten mit dem kleinen Finger. Alfons griff in den Eimer, zog beide Eierhandgranaten zugleich ab und warf sie ihnen zu wie frische Brötchen zum Frühstück.

Es machte Bums, und Alfons füllte beide Eimer mit Wasser und brachte sie der Matka.

„Erstens, mein lieber Alfons, dürfen Zivilpersonen nicht in die Kampfhandlungen einbezogen werden und zweitens darf nach der Haager Landkriegsordnung nur in Uniform gekämpft werden. Hast du das nicht gewußt?"

„Nein, Untersturmführer."

Und obwohl es so bitterkalt war, ließ er den Mantel oben soweit offen, daß jeder das schwarz-weiß-rote Band zum eisernen Kreuz sehen konnte. Nun war er richtige Elite.

IV.

Das Haus direkt neben dem Marbre, hatte sie gesagt.

Was ist ein Marbre?

Ich wendete und schlug die Richtung auf Chalais ein, ganz langsam vorbei an der Kneipe von Madame Andréa. War sie das, die da auf den Knien hockte und die Stufen wischte? Oder ihre Tochter, die damals sechzehn Jahr alt war und deretwegen die Soldaten dieses einzige Lokal des Dorfes besuchten, wann immer sie Zeit hatten? Und deswegen hatte mich Madame Andréa, bei der ich die ersten crêpes suzettes probieren durfte, darum gebeten dafür zu sorgen, daß ihr Mann aus der Gefangenschaft entlassen würde – damit diese einzige Kneipe unseren Ansprüchen

gewachsen sein würde. Ich bemühte mich darum und geriet wegen der Antwort in große Verlegenheit. Ihr Mann verwaltete ein Gut bei Berlin und schien kein großes Interesse an einer baldigen Heimkehr zu haben. Ich vertröstete sie mit dem Bescheid, daß er vor der nächsten Ernte unabkömmlich sei.

Ständiger Gast bei Madame Andréa war Bobby, der Sohn des Gemeindesekretärs und Schwager des Bürgermeisters. „Schwager" war nicht ganz richtig: denn der Bürgermeister hatte nur ein Verhältnis mit seiner Schwester, aber Bobby tat so, als hätte er durch diese Beziehung einen großen Einfluß auf den Bürgermeister und das Geschehen in der Gemeinde. Er war ein Eckensteher, Taugenichts, Faulpelz und Intrigant und sprach mich immer wieder daraufhin an, ihm einen guten Job in Deutschland zu beschaffen; denn in diesem langweiligen Kaff sei ja nichts los. Solche Faulpelze wie ihn könne man in Deutschland nicht gebrauchen, lehnte ich ihn ab, voraufhin er Madame Andréa zuflüsterte, ich hätte sie belogen, mich gar nicht um die Freilassung ihres Mannes bemüht, weil die Deutschen gar nicht daran dächten, einen Kriegsgefangenen freizugeben oder auszutauschen, gegen ihn, der sofort die Gutsverwaltung übernehmen würde, bei Berlin... Berlin!

Um 23.00 Uhr war Zapfenstreich, „couvre feu", auch für die Zivilbevölkerung, aber bisher hatte sich niemand darum gekümmert. Doch an jenem Abend, als Bobby bei Madame Andréa ein Glas Rotwein nach dem anderen schlürfte und fortwährend anzüglich provozierte, bestand ich darauf und kündigte an, daß um eine Minute nach elf die Wachen kommen und alle verhaften würden, die hier noch herumsäßen. Aber Bobby lachte nur höhnisch und bestellte sich kurz vor elf noch ein Glas Wein, und Andréa beobachtete gespannt die Szene. Um elf Uhr verkündete ich: „Couvre feu!" und Bobby streckte seine Beine noch länger aus; doch eine Minute später erschienen zwei Posten, nahmen Bobby mit und sperrten ihn den Rest der Nacht in die provisorische Arrestzelle, die sich gleich nebenan im Hause Réau befand, wo auch unsere Schreibstube untergebracht war.

Am nächsten Morgen wußten es alle, und alle feixten, selbst sein Vater, dessen deutsches Vokabular sich in der Frage erschöpfte: „Was ist los?!"

„Fahr doch nicht soweit links!" rief Lore. „Du träumst ja."

„Natürlich träumt er, die ganze Zeit schon“, assistierte Erika.

Dem Hause Réau und der Kognakbrennerei folgte das Pfarrhaus. Die ersten Nächte habe ich in der kleinen Bude gleich links hinter dem Eingang geschlafen. Ein Bett und ein Stuhl, sonst nichts. Die Haushälterin trug den Spitznamen „Madame à barbe”. Zwei bis drei Zentimeter lange spärliche Barthaare wuchsen ihr an Kinn und Oberlippe, und wenn sie redete, beugte sie sich vor und zurück und schleuderte dabei ihren rechten Arm wie einen Pumpenschwengel hin und her. Sie sei die Garantin dafür, flüsterte man, daß der Pfarrer seinem Zölibat auch treu bleibe.

„Wenn du so weiter bummelst, schaffen wir es nicht mehr bis Hendaye“, murrte Klaus.

Hinter den letzten Häusern beschleunigte ich. „Chalais 6 km“ stand auf der uns zugewandten Rückseite des Ortsschildes. Vor der Tude-Brücke mußte ich das Tempo wieder verlangsamen. Hier war Zinsheim in den Graben gefahren. Wenn wir von Chalais kamen, von einem Kinobesuch oder einem Fronttheaterabend – obwohl hier ja gar keine Front war – haben wir hier eine Marschpause gemacht. Ich sah sie da sitzen, die ganze Kompanie, rechts und links der Brückenmauer und auf den Rändern des Straßengrabens. Sie haben gesungen, und wenn ein junges Mädchen auf dem Fahrrad vorüberfuhr, klatschten sie Beifall im gleichen Rhythmus, wie es in die Pedale trat.

Wo sind sie geblieben, die Männer der schweren Kompanie, die alle guten Willens waren und mit Eifer wettzumachen versuchten, was ihnen an Übung, Kondition und Geschick fehlte, leicht zu begeistern und leicht zu führen, wenn man sie führte. Es überkam mich immer noch heiß und kalt, wenn ich daran dachte, daß in einer einzigen Nacht nur noch ein Drittel von ihnen übriggeblieben ist.

Es war die Nacht des Heiligen Abends 1943 in den Wäldern von Forst Bulitschety, zwischen Kiew und Shitomir. Frontkämpferpäckchen hatte es gegeben und Weihnachtspost, die schon vier oder gar acht Wochen alt war. Den mit dicken Baumstämmen abgedeckten Kampaniegefechtsstand, unweit der Pak- und Gra-

natwerferstellungen, hatten wir weihnachtlich hergerichtet, Kisten mit grünen Gasplanen abgedeckt, einen kleinen Tannenbaum aufgestellt und Hindenburglichter angezündet. Ein Brief von Lore war unter der Post. Vier Briefe habe ich an diesem Abend geschrieben, einen an Lore, einen an Klaus, Briefe, die ihren Empfänger nie erreichten. Seit etwa zwei Wochen war es an diesem Abschnitt relativ ruhig geblieben, doch jetzt schien sich irgendetwas anzubahnen. Toni gab mir alle Viertelstunde Meldungen seines vorgeschobenen Beobachters durch, und auch der Beobachter des Granatwerferzuges bestätigte, daß sich da vorne irgendetwas zusammenbraue. Russische Artillerie würde auffahren, immer mehr. Alsbald fingen sie an, sich einzuschießen. Kettengeräusche trug der Ostwind zu uns herüber. Immer mehr Artillerie fuhr auf. Unsere Granatwerfer klotzten störend dazwischen. Ich meldete weiter ans Bataillon, das Bataillon meldete weiter ans Regiment; doch dort schien man uns nicht ganz ernst zu nehmen. Schließlich waren wir erst vor einigen Wochen, ohne die Ausbildung beendet zu haben, vorzeitig als Ersatzbatallion nach Rußland geschickt worden, während die Division „Das Reich", seit zehn Monaten in ununterbrochene Kämpfe verwikkelt und, nach der Rückeroberung von Shitomir stark angeschlagen, sich anschickte, sich aus der Hauptkampflinie herauszulösen, um sich zur Neuauffrischung nach dem Westen zu begeben, nach Südfrankreich, in die Gegend von Montboyer. Wir waren – und das keineswegs zu unrecht – der frontunerfahrene Ersatz, und unsere Alarmmeldungen hielt man für übertrieben.

Eine eigenartige Stimmung machte sich breit, eine festlich gespannte Erwartung. Das Wetter hatte sich geändert, der strenge Frost war gewichen und ein heftiger Wind führte Milde heran und Kettengeräusche. Panzer. Panzer sind Angriffswaffen. Sollte man unchristlicherweise ausgerechnet zu Weihnachten damit angreifen?

Es war vier Uhr nachmittags und schon stockdunkel. Auch der Chef der am rechten Flügel liegenden ersten Kompanie beschwerte sich, daß man da oben die Meldungen über die russischen Bereitstellungen nicht ernst nehme. Die Russen hätten sich bis auf fünfzig Meter vor seine Stellungen herangearbeitet, geschlichen, in weißen Schneemänteln getarnt lägen sie sprungbereit vor seinen Stellungen. Die Lage ist zum Zerreißen ge-

spannt. Seine Männer brauchen jetzt unbedingt Erfolgserlebnisse. Toni sollte versuchen, mit seinen Infanteriegeschützen die Bereitstellung unter Feuer zu nehmen.

Ich zog eine 5 cm Pak aus der Stellung und fuhr damit zur ersten Kompanie. Unter den Leuchtkugeln waren die weißen, mit dunklen Punkten und Strichen durchsetzten Wölbungen im Schnee als Russen zu erkennen. Tonis Feuer lag gut und zwang die Russen in Deckung. Wo sie besonders dicht lagen, nahm ich sie mit der Pak aufs Korn und feuerte Sprenggranaten dazwischen. Jetzt kam Bewegung in die russische Bereitstellung; die ersten krochen oder sprangen zurück. Erste Schreie von Verwundeten waren zu hören. Unsere MGs hämmerten dazwischen, Toni verstärkte das Feuer.

Eine zu steil abgefeuerte Leuchtkugel wurde vom Wind zurückgetrieben und beleuchtete die Pak. Ein Panzerbüchsengeschoß knallte haarscharf an unseren Ohren vorbei. „Stellungswechsel!" Handgranaten flogen hin und her. Rufe, Kommandos, Schreie. Das ganze russische Feld war jetzt in Bewegung. Die Pak bellte dazwischen. Sie flüchteten. Seht ihr, sie flüchten! Ihr seid nicht allein, wenn sie kommen! Laßt sie nur kommen! Mit vereinten Kräften werden wir sie zurückschlagen. Nur keine Angst vor den Russen! Jetzt habt ihr gesehen, wie man es macht.

Sie waren außer Sichtweite unserer Leuchtkugeln. In der plötzlichen Stille offenbarte sich das Stöhnen, Wimmern und Schreien der Verwundeten. Ob man sie im Schutze der Dunkelheit holen wird? Ob man sie einfach ihrem Schicksal überläßt? Sie sollen sie doch endlich abholen, das Wimmern und Schreien ist nicht mehr zu ertragen!

Es sah so aus, als hätten wir über Weihnachten jetzt Ruhe, nachdem wir sie so fabelhaft in die Flucht geschlagen hatten.

Aber dann!

Es begann mit einem fernen Grollen wie aus einem Erdbeben, dann ein Heulen, Zischen, Krachen, Bersten. Sand sickerte durch die Baumstämme und verlöschte die Hindenburglichter. Bäume splitterten und barsten. Wenn es aufhört, werden sie angreifen. Aber das pfeifende Gejohle, Donnern und Blitzen, dumpfes und knalliges Krachen hörte nicht auf. Sie zerpflügten Meter um Meter. Schon längst waren die Telefonkabel zerschossen. Der Mann am Fernsprecher rief unentwegt: „Bitte melden!"

Sie meldeten sich nicht, sie waren eingegraben, so, wie ich es ihnen eingebimst hatte. Die russischen Geschützrohre müßten nach diesem stundenlangen Trommelfeuer schon glühen. Warum trafen sie unseren Bunker nicht? Vielleicht in der nächsten Sekunde? In der nächsten Minute? Wie lange trommeln sie noch? Wenn es aufhört, werden sie angreifen.

Wir konnten nicht hören, ob die Einschläge vor uns oder hinter uns lagen, wir konnten nicht hören, daß der Angriff längst begonnen hatte, daß da nur hundert Meter vor uns eine brausende Orgie von Maschinengewehr-, Panzer- und Pakfeuer eingesetzt hatte, wir konnten das gräßliche Hurrääh der vorstürmenden Russen nicht hören und das Feuerwerk der weißen, roten, grünen und violetten Leuchtkugeln nicht sehen. Das Trommelfeuer ließ nach, und wir stürmten aus dem Bunker in eine völlig veränderte Landschaft. Der Schnee war fort, abgeknickte Baumkronen versperrten die Sicht, halbhohe, nackte Baumstümpfe, mit Rauch vermischter Nebel, ein brennender Holzschuppen, dicht gesäte Granattrichter, querliegende Baumstämme . . .

Und plötzlich Stille, nur in weiter Ferne fielen Schüsse und grollte Granatfeuer. Gebannt schauten wir nach vorne zur Hauptkampflinie. Gegen den dämmernden Morgen hob sich die Silhouette eines T 34 ab, nur 50 Meter von unseren Pakstellungen entfert. Sein Rohr war abgesenkt. Dicht daneben mit hochragenden Ketten an einem Hang ein zweiter. Er qualmte. Aber es war still da vorne; nichts regte sich.

„Untersturmführer! Da!!“

Sie waren hinter uns, in unserem Rücken. Mit abgesenkten Gewehren schwärmten sie herbei und durchkämmten den Wald. Russen. Sie bummelten daher, als sei die Schlacht schon zuende. Graue Gestalten im grauen Dunst. Zweige knackten, Rufe versickerten in der unheimlichen Stille. Sie strebten dem zerschossenen Haus zu, in dem der Bataillonsgefechtstand untergebracht war.

Da gab es nicht viel zu überlegen und nicht viel zu befehlen. Zusammenbleiben und nicht schießen! Wir durchkämmten den Wald wie sie auch. Mehr rechts halten! Doch da waren sie auch schon. Mehr links, mit Abstand an dem Haus vorbei! Immer mehr Russen strömten in das zerschossene Forsthaus, als hätten sie dort große Entdeckungen gemacht. Manche liefen sogar.

Frontkämpferpäckchen! Sie hielten die kleinen weißen Kartons in den Händen, wühlten Kekse und Schokolade heraus, steckten sich eine der sechs Zigaretten an, die jedes Paket enthielt. Alle rauchten sie und schwatzten.

Wir waren sechs, der Kompanietruppführer, von jedem Zug ein Melder, der Funker und ich. Nicht schießen! Erst wenn sie uns entdeckt haben und ich Zeichen gebe, dann hinfallen lassen und das Feuer eröffnen! Aber ich sah noch keinen geeigneten Fluchtweg. Sie waren überall. Wir waren jetzt mit dem Forsthaus auf gleicher Höhe. Einige winkten uns zu. Nicht beachten! Vor uns schien der Wald dichter zu werden. Überall knackten Zweige, redeten Russen.

Jetzt hatten die ersten Russen unseren Bunker entdeckt und verschwanden darin. Angebrochene Frontkämpferpäckchen werden sie finden – und meine vier Briefe; einen an Lore, einen an Klaus, einen an meine Mutter. Es ginge mir gut, stand darin; wir hätten Shitomir zurückerobert und vorerst Ruhe. Einen zaghaften Angriffsversuch hätten wir gestern abgeschlagen und würden nun wohl ungestört Weihnachten feiern können.

Wir hatten den dichteren Wald erreicht, und niemand schien uns unmittelbar auf den Fersen zu sein. Unglaublich, wie lange man sich trotz 24 Stunden ohne Schlaf mit höchster Konzentration und Anspannung durch den feindbesetzten Wald tasten kann! War er besetzt? Woher kamen die Stimmen und das Knakken? Sollten es unsere Leute sein? Stand da nicht ein Panzer? Ja, es war ein Panzer, ein T 34. Die Besatzung lag dahinter, plauderte laut und beschäftigte sich mit Frontkämpferpäckchen. Diesen T 34 erbeuten und damit durchbrechen!!

Mit einem Satz stand ich vor ihnen, die Maschinenpistole im Anschlag. Sie schauten mich entrüstet, verwundert an, glaubten nicht, daß ich es sei, ein Deutscher. Schießen oder nicht? Habe ich versucht zu schießen? Hat meine Maschinenpistole wirklich versagt, wie ich später behauptet habe? Einer streckte mir eine Scheibe Schokolade entgegen. Haut ab, Jungs, haut ab! Laßt uns den Panzer! Sie erhoben sich, warfen ihre Waffen fort, stolperten rückwärts, noch ein paar Schritte bis zum Tannendickicht, drehten sich um, nahmen die Hände herunter und liefen und liefen.

Wer von uns konnte mit einem T 34 umgehen? Warum stand er überhaupt hier? Mitten im Wald? Panne oder Pause, das war hier

die Frage. Aufgeregte Stimmen von dort, wohin sie geflüchtet waren, von rechts. Wir verzogen uns nach links. Meine Maschinenpistole hatte versagt, Gott sei Dank, sonst wäre hier der Teufel los! Aber sie wußten jetzt, daß noch ein Trupp versprengter Deutscher sich in ihren Linien aufhielt. Sie würden uns suchen.

War der klirrende Frost der letzten Wochen vorbei oder war uns nur vor lauter Aufregung so warm? Die Schneedecke war nur sehr dünn gewesen und jetzt kaum noch zu sehen. Spuren im Schnee konnten wir nicht hinterlassen, doch der Waldboden war nicht mehr glashart. Wir vermieden, auf Äste zu treten und sprachen kein Wort, dafür flossen die Gedanken wie eine Perlenkette, hielten sich für einen Augenblick daran fest, daß jetzt Weihnachtsmorgen sei – Kirchenglocken – Butterkuchen zum Frühstück – ein Buch auf dem Gabentisch: Die Armee hinter Stacheldraht von Dwinger – russische Kriegsgefangenschaft, das war der letzte, wirklich der allerletzte Ausweg – wir werden uns teuer verkaufen – wir werden uns überhaupt nicht verkaufen – wir müssen hier wieder herauskommen, wir müssen!

Hinter einer Kiefer tauchten plötzlich zwei Russen auf; einer trug ein Maschinengewehr über der Schulter. Sie winkten uns kollegial zu und behielten die Hand oben, als sie zwei Gewehrläufe auf sich gerichtet sahen, hoben auch die andere Hand und ließen das Maschinengewehr fallen. Fuchs, der sommersprossige Volksdeutsche aus Polen, hob es auf und nahm ihnen die Waffen ab. Sie sollen vor uns hergehen und aus den russischen Linien herausführen. Fuchs verdolmetschte ihnen das auf polnisch, und sie sagten „da, da“ und hätten in ihrer Situation wohl zu allem „da, da“ gesagt in der Hoffnung, daß sich der Spieß bald umdrehen würde; denn wir waren noch längst nicht aus der Gefahrenzone heraus.

Sie gingen vor uns her, tendierten mal nach links, mal nach rechts, und als von rechts vor uns Stimmen zu hören waren, bogen sie dorthin ab. Fuchs trieb sie nach links, und da folgten sie nur widerwillig. Der Wald wurde dichter, war mit jungen Fichten besetzt, mit solchen, die wir als Weihnachtsbäume schlagen würden. Das nutzten die beiden aus, indem sie davonrannten. Fuchs legte sein Gewehr an; Wachter, der Kompanietruppführer, schlug ihm das Gewehr herunter: „Nicht schießen!“

Die beiden flüchteten dorthin, wo die Stimmen zu hören wa-

ren, und wir beeilten uns, nach links auszuweichen. Das Gefühl, daß der Wald bald zuende sein müßte, täuschte uns nicht. Es wurde heller. Dem Gefühl nach waren wir in westlicher Richtung gelaufen, und von dort glaubten wir, Motorengeräusche zu hören. Die deutsche Front? Unsere Panzer? Noch fünzig Meter, dann hatten wir den Waldrand erreicht. Vorsichtig schlichen, dann robbten wir auf den Waldrand zu und horchten angestrengt. Brandgeruch, Stimmen, die nicht aufgeregt befahlen, sondern gemütlich plauderten. Lachen. Unsere Leute hatten nichts zu lachen, das mußten Russen sein. Wenn wir den Kopf hoben, konnten wir sie sehen, dort rechts am Waldrand, nur etwa sechzig Meter entfernt. Von dort kam der Brandgeruch; ein kleines Feuer. Sie kochten Kaffee oder so etwas, hockten oder standen um das Feuer. Frontkämpferpäckchen! Einer warf gerade ein leeres Päckchen in die Flammen. Auch links von uns waren Stimmen zu hören. Vor uns freies Feld, Ackerland, und dahinter, einen guten Kilometer entfernt, ein Dorf. Unsere ganze Aufmerksamkeit galt dem Dorf. Von wem war es besetzt? Sicherlich von unseren Truppen, aber es paßte nicht dazu, daß die Rusen eine gemütliche Gefechtspause mit kleinen Feuern in Feindesnähe eingelegt hatten.

Es blieb uns keine andere Wahl: Wir mußten über das freie Feld. Sollten wir langsam hinüberschlendern, als seien wir eine Russengruppe? Die beiden mit dem Maschinengewehr und die Panzerbesatzung wußten, daß wir hier waren; sie hatten es längst gemeldet. Wir mußten sprinten, so schnell es ging.

Zuhause würden jetzt die Glocken zum Kirchgang läuten; mit dem neuen Pullover, den neuen Handschuhen oder dem Schal würden sie jetzt durch den Schnee stapfen und den Weihnachtsmorgen einatmen, friedlich, geborgen, voller Hoffnungen, und niemand würde ahnen, welch ein gefährlicher Weg vor uns liegt. Wir legten Mäntel und alles überflüssige Gepäck ab und zogen die dicken Filzstiefel aus und hockten zum Tiefstart nieder. Noch einen Blick hinüber zu der kaffeetrinkenden und zigarettenrauchenden Gruppe, und dann zischte ich das Startzeichen.

Nichts passierte. Vor mir keuchten sie und liefen so schnell sie konnten, zwanzig, dreißig Meter. Dann wurde es lauter hinter uns; Rufe, Kommandos. „Schneller!“ Nach fünzig Metern fiel der erste Schuß. Wir schlugen Haken wie die Hasen, und sie

schossen auf uns wie bei einer Hasenjagd. Immer mehr Gewehre beteiligten sich daran, dazwischen klefften jetzt auch Maschinenpistolen. Auch die Gruppe links hinter uns ist aufmerksam geworden und beteiligte sich an der Jagd.

„Auseinander! Mehr Abstand! Sprungweise!“ Sie zogen sich auseinander, warfen sich hin, rollten sich ab, sprangen wieder auf. Fünzig Meter vor uns, wenn mich nicht alles täuschte, war ein Graben, ein rettender Graben! Wie der Wachter da vorne zu Boden fiel, das war nicht selbst gewollt. Ich legte mich fast neben ihn. „Was ist los, Wachter?“

„Mein rechter Fuß!“

Ich sah es: Ein Schuß durch den Knöchel, unmöglich, damit noch weiter zu laufen.

„Sie kommen, Wachter! Nur noch dreißig Meter bis zum Graben, dann bist du in Sicherheit. Lauf! Aufspringen, Wachter!“

Er sprang wieder auf, knickte ein, sprang wieder auf.

„Nur ein lächerlicher Streifschuß, Wachter, tut nur weh, sonst nichts. Lauf!“

Er lief und brüllte. Die ersten hatten den Graben erreicht, legten die Gewehre an und zielten auf den Waldrand. „Feuerschutz“ brüllte ich ihnen zu.

Verdammt! Auch das Dorf da drüben war von Russen besetzt. Ein Trupp von etwa 10 Russen löste sich aus dem Dorf und kam uns entgegen. Ich zerrte Wachter in den Graben. Nur wenige Sekunden Atempause, um das heftige Keuchen abzubauen und nachzudenken. Der Graben, offensichtlich ein Entwässerungsgraben, verlief parallel zum Waldrand und endete etwa zweihundert Meter rechts von uns. Dahinter sah man Haufen, pyramidenförmig aufgeschichtete Haufen. Torf.

Geschosse pfiffen über uns hinweg. „Nehmt den Wachter mit nach rechts, zwei bleiben bei mir!“

Ich nahm mir die Gruppe aufs Korn, die aus dem Dorf kam, die beiden anderen kümmerten sich um die am Waldrand. Mit gezieltem Einzelfeuer zwangen wir sie in Deckung und folgten Wachter, der immer lauter stöhnte.

„Schneller, Wachter, du hältst den ganzen Laden auf! Denk nicht an deinen lächerlichen Streifschuß, lauf!“

Der Graben war nur ein Meter tief, der Boden sumpfig; er schmatzte bei jedem Schritt. Sie schleiften Wachter gebückt wei-

ter. Die vom Dorf kommende Gruppe bewegte sich weiter auf uns zu. Wir nahmen sie unter Feuer, und nachdem wir einen von ihnen getroffen hatten, legten sie sich in Deckung. Auch die am Waldrand hatten sich in Deckung gelegt und feuerten, sobald sich einer unserer Köpfe sehen ließ.

„Weiter, Jungs, schneller! Der Wachter soll sich nicht nur ziehen lassen. Lauft! Noch hundert Meter!“

Und dann? Der morastige Boden klebte an Schuhen, Knien und Händen. Da vorne waren Torfhaufen. Tauwetter hatte eingesetzt.

Warum kamen sie nicht? Sie brauchten uns nur den Weg zu den Torfhaufen abzuschneiden, zehn Mann würden genügen; wir hatten ja nur wenig Munition. Alles Überflüssige hatten wir am Waldrand zurückgelassen. Warum kamen sie nicht?

Sie kamen. Am Waldrand war ein Schützenpanzerwagen aufgefahren, ein deutscher, erbeuteter Schützenpanzerwagen.

„Schneller Jungs, schneller, lauft, lauft!“

Ein Dutzend Russen standen bereit, um in die gepanzerte Wanne zu steigen. War das das Ende? Ich prägte mir meinen Todestag ein: Gefallen am 25. Dezember 1943 gegen 14.00 Uhr. Aber so leicht wollen wir es ihnen nicht machen. Mein vorletztes Magazin steckte in der Maschinenpistole. Ich hetzte ein paar Geschosse auf die bereitstehende Gruppe, trieb sie in Deckung. Jede Sekunde Verzögerung kann uns nützen; denn da vorne, noch siebzig oder auch nur fünfzig Meter, mündete unser Graben in einen Quergraben. Dieser war breiter und tiefer und mit Wasser gefüllt, mit braunem Wasser. Die Jungs beeilten sich; Wachter kroch auf allen Vieren und schleifte sein rechtes Bein nach.

Der Motor heulte auf, die Gangschaltung krachte, ein Maschinengewehr des Schützenpanzerwagens läutete die letzte Phase ein. Der erste von uns schien den Quergraben erreicht zu haben. Der Schützenpanzerwagen wurde auf Vollgas getrieben und schoß auf das freie Feld hinaus. Ich könnte bestenfalls gleichzeitig mit ihm den Quergraben erreichen, doch Wachter kroch langsam, sie zogen und schleiften ihn voran. Ich legte noch einmal meine Maschinenpistole an – sinnlos gegen die Panzerung, aber vielleicht . . . vielleicht blieb er stehen.

Er war stehengeblieben mit laut aufheulendem Motor. Die Ketten mahlten in dem moorigen Sand. Der Panzerwagen setzte

zurück, fuhr wieder an. Vollgas, nur noch Vollgas, aber die Ketten mahlten sich wieder fest und schleuderten Sandfontänen nach hinten heraus. Wachter hatte den Quergraben erreicht. Das braune Wasser war hüfttief. Sie zogen ihn durch den vier bis fünf Meter breiten Graben. Dem Panzer gelang es auch nicht mehr zurück zu setzen. Er hatte sich festgemahlen. Die Besatzung feuerte mit allen Waffen auf uns. Wütend. Die Jungs hatten die Torfhaufen erreicht und fanden dort Deckung.

Die Russen stiegen aus und kamen zu Fuß. Jetzt waren wir im Vorteil; denn sie hatten keine Deckung. Von zwei Seiten nahmen wir sie unter Feuer, unter gezieltes Einzelfeuer. Sie zogen sich zurück! Als letzter überwand ich den wassergefüllten Quergraben. „Alles gesund? Niemand verwundet?"

Niemand verwundet.

Wachter wollte sich seine Wunde betrachten, die Stiefel ausziehen. „Laß den Quatsch, Wachter, wir haben jetzt keine Zeit."

„Ich kann nicht mehr", jammerte Wachter. „Lassen Sie mich hier zurück; ich gebe Ihnen Feuerschutz."

„Willst du aufgeben?"

„Es ist zwecklos. Mein Knöchel ist durchschossen, es ist kein Streifschuß, ich weiß es."

„Wer hat dir denn diesen Blödsinn erzählt! Sei keine Memme! Wofür hast du das denn hier bekommen?" Ich zerrte an seinem eisernen Kreuz erster Klasse. „Für Tapferkeit oder für feiges Aufgeben? Also weiter, diese Richtung!" Ich zeigte nach Nordwesten. Einer brach eine kleine Birke ab und umwickelte den Stumpf mit seiner Feldmütze, so daß Wachter den Stamm unter seine Achsel schieben konnte. Ein paar Schritte ging es, dann klappte er wieder zusammen.

„Ich habe Fieber."

„Uns allen ist heiß, das ist ganz natürlich, also vorwärts!"

„Ohne mich schaffen Sie es besser, lassen Sie mich liegen."

„Wir schaffen es alle oder keiner, und jetzt will ich kein Gejammere mehr hören. Willst du, daß es keiner schafft?"

Ein paar Geschosse verfolgten uns noch, als wollten sie uns gute Heimkehr wünschen; dann hatten sie es aufgegeben. Das Moor war panzersicher, doch nach einigen hundert Metern war der Boden wieder fester. Sie hatten Wachter getragen und waren jetzt alle mit ihren Kräften am Ende. Es ging nicht mehr. Hahn

war noch am kräftigsten. Ich nahm ihn mit; denn da vorne in etwa achtzehnhundert Metern Entfernung mußte eine Straße sein, und wo eine Straße ist, werden auch Fahrzeuge kommen, deutsche oder russische. Vielleicht können wir eines erbeuten.

Dort war eine Straße, jetzt war sie deutlich zu sehen, ansonsten kein Mensch weit und breit, nicht einmal eine Krähe. Alles schien vor dem Trommelfeuer geflüchtet zu sein. Wo war Freund, wo war Feind? Wo waren sie geblieben, der Rest der Kompanie, die Jungens aus dem Banat, aus Siebenbürgen, aus Polen, die „Beutegermanen", die so voller Vertrauen auf unseren Sieg über die Russen mit uns gezogen waren. Dort, auf der Mauer der Tudebrücke haben sie gesessen und gesungen und gelacht und geklatscht, wenn ein junges Mädchen vorübergeradelt kam. Sie sollten damals in den ersten Wochen ihrer Ausbildung die Briefe in die ausländische Heimat offen abgeben; ich sollte stichprobenweise prüfen, ob sie keine geheimzuhaltenden Standorte oder Einheiten erwähnten. Nein, das taten sie nicht; aber hin und wieder war jemand dabei, der unsere Übungen so schilderte, als wären wir im Einsatz gegen die Russen. In diesen Briefen siegten und siegten sie und waren Helden, landeten Volltreffer mit ihren Granatwerfern oder schossen Panzer ab. Sie haben Panzer abgeschossen; die beiden da vorne in der Hauptkampflinie konnten nur von unserer Pak kurz vor ihren Stellungen abgeschossen worden sein. Ob sie noch Gelegenheit hatten, das ihren Freundinnen zu schreiben: Zwei Panzer – oder meinetwegen auch zwei Dutzend, die Angst und die Aufregung ist die gleiche. Aber jetzt hatte ich keine Ahnung von der Lage und wußte nicht, wo Freund oder Feind waren.

Wir lagen im Straßengraben und warteten, schon mehr als eine Stunde. Es begann schon zu dämmern, als ein dunkler Punkt in der Ferne auf der Straße zu sehen war. Er kam aus dem Dorf, das schon von Russen besetzt war, ein großes Dorf, wie jetzt zu erkennen war. Der Punkt wurde größer. War da nicht Gewehrfeuer zu hören? Es war kein Panzer und auch kein Lastwagen, viel zu schnell. Es war ein Personenwagen, ein deutscher, ein Horch, wenn mich nicht alles täuschte, und nicht voll besetzt. Nur der Fahrer war zu sehen. Ein Russe oder ein Deutscher? Noch hundert Meter. Wir machten uns zum Sprung bereit. Noch vierzig Meter. Jetzt sprangen wir auf die Straße mit vorgehaltener Ma-

schinenpistole. Der Fahrer stoppte. Sein verspanntes Gesicht lockerte sich, als er uns erkannte.

„Menschenskind, machen Sie keinen Unsinn“, rief er, „springen Sie auf; sie werden gleich kommen.“ Es war ein Hauptmann.

Ich setzte mich hinter ihn und sagte: „Fahren Sie bitte rechts ab übers Feld. Da sind noch drei von uns und ein Verwundeter.“

„Zu den Russen zurück? Sind Sie wahnsinnig?“

„Fahren Sie rechts rein!“

„Menschenskind . . .“ Ich drückte ihm den Lauf der Maschinenpistole in den Rücken. „Menschenskind, machen Sie keine Dummheiten!“

„Wenn Sie rechts abbiegen, mache ich keine Dummheiten.“

„Sie sind wohl vom Teufel geritten, Menschenskind . . .“

Er bog rechts ab und hastete über das Feld. „Nur noch etwa ein Kilometer“, sagte ich.

„Ein Kilometer, Menschenskind . . .“

Er raste, daß ich um die Federn fürchtete. Da winkten sie, der Fuchs, der Wachter und die andern. Hatten sie Tränen in den Augen?

„Wir haben's nicht geglaubt, Untersturmführer, ehrlich.“

„Der Herr Hauptmann war so nett“, sagte ich.

„Jetzt aber dalli dalli, Menschenskind“, hetzte er und half Wachter auf den Rücksitz und brauste wieder los. Werner, hieß er und behauptete, der Bruder von Ilse Werner zu sein, die vom Wunschkonzert her jeder kannte. Als wir die Straße wieder erreicht hatten, ergab sich, daß er zu unseren rechten Nachbarn gehörte, der Anschluß an die erste Kompanie hatte, dort, wo wir vor zwei Tagen den kleinen russischen Angriff zurückgeschlagen hatten. Ja, ja, diese Knallerei habe er mitbekommen, erinnerte er sich, aber ob wir denn nicht beobachtet hätten, welche gewaltige Mengen von Artillerie, Infanterie und Panzern der Russe herangefahren hätte. Dieser Angriff sei so sicher gewesen wie das Amen in der Kirche.

„Wir haben ihn ins Leere laufen lassen“, sagte er, „haben uns abgesetzt. Sie nicht?“

„Abgesetzt? Ohne uns, Ihren Nachbarn zu verständigen?“

„Das war Sache des Regiments.“

Jetzt wurde mir alles klar: Während unser Abschnitt dem Angriff standgehalten hat, ist der Russe beim Nachbarn kampflos

durchmarschiert und hat uns von der Seite und von hinten aufgerollt. Die beiden abgeschossenen T 34 hatten die Pakstellungen aus der rechten Flanke angegriffen.

Etwas mehr als sechzig Mann sind in den nächsten Tagen auf ähnlich abenteuerliche Weise zurückgekommen, der Rest . . . dort auf der Mauer der Tude-Brücke haben sie gesessen und gesungen und gelacht.

Wachters Fuß wurde am nächsten Tag amputiert. Der Arzt hielt es für ausgeschlossen, daß er mit dem durchschossenen Knöchel auch nur einen Schritt gegangen sei. „Das können Sie Ihrer Großmutter erzählen, mir nicht", sagte er.

V.

„Kuck mal, was er für ein trauriges Gesicht macht!", sagte Erika.

„Ist das wahr? Laß mal sehen? Ist es, weil wir jetzt dein geliebtes Montboyer verlassen?" Lore streichelte tröstend meine Schulter.

Klaus hatte die Karte auf den Knien und dirigierte: „Also, jetzt kommen wir gleich durch Chalais, da vorne ist es schon. Aufpassen, immer der Hauptstraße nach in Richtung Libourne-Bordeaux. Es ist kurz nach zwölf, wir müssen jetzt ans Picknick denken."

Was ist ein Marbre? Das Haus dicht neben dem Marbre, hatte sie gesagt. Gleich am Eingang von Chalais mußten rechts die Boxen des Viehmarktes sein. Da waren sie. Noch ein Stückchen weiter mußte der Marktplatz kommen, wo sich die Schreibstube des Bataillons befand, und der Kinosaal. Dann ging es links ab zur Bahnschranke, und dahinter nicht rechts ab in Richtung Libourne, sondern geradeaus zur Kirche.

„Wo fährst du denn hin? Da war doch das Schild nach Libourne!"

Wo die Kirchturmspitze über den Dächern ragte, mußte es sein, das Haus von Jeanettes Tante. Manchmal war sie mehrere Tage in Chalais, bei der Tante, weil sie Kundinnen in Chalais hatte, die sie von dort aus besser bedienen konnte. Sie nähte Kleider.

Die Straße gabelte sich nach rechts und links. Rechts oder links? Ich fuhr nach links.

„Was suchst du denn hier? Zurück!"

Jetzt war ich bei der Kirche, die von einem ungepflasterten Platz umgeben war. Welches der vielen Häuser sollte es sein? Der Platz war menschenleer. Es war Mittagszeit. Niemand da, den man hätte fragen können. Was sollte ich auch fragen; denn ich wußte ihren Familiennamen nicht. Habe ich ihn überhaupt jemals erfahren? Langsam und suchend überquerte ich den Kirchplatz.

„Das ist doch nur für Fußgänger! Willst du dir auch noch ein Strafmandat holen? Los, kehr um, Schluß mit der Sucherei, wir haben Hunger!"

Ich schaute auf jedes Haus. Vielleicht sah ich sie, zufällig, im Fenster sitzen und nähen. Niemand saß im Fenster und nähte, niemand war da, den man hätte fragen können.

Nun murrten auch Lore und Erika. Enttäuscht bummelte ich zurück zur Hauptstraße und bog ab in Richtung Libourne.

„Hast du versucht, Jeanette zu finden?" fragte Lore.

„Ja." Außerhalb des Städtchens war zur Linken eine Pappelallee, die zu einem Weingut führte. da müßte es einen Picknickplatz geben. Ich bog ein.

„Was denn nun schon wieder? Wohnte hier auch eine Thusnelda?"

„Picknick, du hattest doch so großen Hunger."

„Gut, machen wir hier Picknick!"

Wir luden aus. Erika breitete Decken aus und verstreute Kissen, Lore holte Wein, Käse und Brot. Klaus vertrat sich die Beine.

„Was ist ein marbre, Lore? Weißt du, was ein marbre ist?"

„Schau doch ins Lexikon!"

Das Lexikon, natürlich! Marbre . . . marbre, da stand es: Marmor. Vor der Kirche stand ein Denkmal – aus Marmor? Es könn-

te sein. Und gleich daneben, ja daneben war ein Haus, das müßte es sein.

„Na, was heißt marbre?"

„Es könnte Denkmal bedeuten, das Denkmal vor der Kirche, und daneben das Haus, das müßte es sein."

„Möchtest du doch noch einmal zurückfahren?"

„Aber Lore! Du schickst deinen Mann zu seiner alten Freundin?"

„Das könnte ganz heilsam sein, sonst glaubt er, nur ich sei älter geworden."

Klaus, der unruhige Wanderer, trieb sich bereits in der Nähe des Gutshauses herum und sah mich nur noch aus der Ferne davonfahren.

Auf diese Pappelallee konnte ich mich noch besinnen. Damals, an jenem Sonntag, als die Kompanie Ausgang hatte in Bordeaux, sind wir per Fahrrad hier vorbeigefahren, Monique, Jeanette, Toni und ich, zu dem kleinen, träge dahinfließenden Fluß. War es die Dordogne? Das Wasser war warm und muddelig. Monique und Jeanette konnten nicht schwimmen, wie überhaupt nur wenige Franzosen schwimmen können. Am Ufer lag ein Kahn. Wenn Toni darin kräftig schaukelte, klammerten sich die beiden ängstlich an mich. Sie hatten ganz weiße Haut und mieden die Sonne. Wie waren wir kindlich und albern, wie übermütige Pennäler, die sich einen schulfreien Tag gestohlen hatten. Wir verschwanden tauchend in dem grünen Wasser und kamen ungesehen zu der kleinen, von Büschen überwachsenen Insel. Wo sind sie? „Où êtes-vous?" riefen sie und suchten verzweifelt. Wir stießen, von Büschen verdeckt, grunzende Tierlaute aus. Monique schnallte sich Tonis Koppel über den Badeanzug und zog seine Uniformjacke darüber, ging bis zu den Knien ins Wasser und drohte, mit der Uniformjacke unterzutauchen. Toni tauchte ungesehen ans Ufer zurück, schlich sich hinter sie und stieß sie, ehe Jeanette sie warnen konnte, ins Wasser. Die Uniformjacke war klitschnaß. Monique prustete und schrie, Jeanette schlug auf Toni ein, ich kam ihm zuhilfe, und dann begann die Balgerei, die Rennerei und die Flucht ins Wasser und wieder heraus, bis wir uns keuchend auf der Decke niederließen und Frieden schlossen. Ein herrlicher, unbeschwerter Tag, der vielleicht noch viel schö-

ner geworden wäre, wenn nicht der Besitzer des Kahns aufgetaucht wäre, um nach dem rechten zu sehen.

Deswegen gab es noch ein Nachspiel. Ausgerechnet an diesem Sonntagvormittag gelüstete es den Adjutanten, an unserer „sainte messe des plus grands filous" teilzunehmen unf fand das Dorf, bis auf einige Wachposten, leer. Ich hatte die Dienstplanänderung, die Wiederholungen der Nachtübung und die Freigabe einer Fahrt nach Bordeaux nicht gemeldet. „Sind Sie denn ganz und gar von Gott verlassen?!" Ich sollte das dem Kommandeur selbst beichten und mir den Anschiß verpassen lassen.

Ich wollte es dem Kommandeur beichten, aber er war absolut nicht in der Stimmung, mich anzuhören. Er war am folgenden Sonntag zur „sainte messe" erschienen und brachte Vera Kaden mit, die Interpretin der Lönslieder, die zu einem Truppenbetreuungsensemble gehörte, das gerade in Chalais gastierte. Maria von Schmedes gehörte dazu und die Stummelschlüter, der Kammersänger Emmerich und Hansen, der Intendant des Reichssenders Hamburg, der so eindrucksvoll die Ballade von „Sag's Muttern, 's ist Uwe" deklamieren konnte, so eindrucksvoll, daß man das sturmgepeitschte Meer zu hören glaubte.

Nach der „Messe" spazierte der Kommandeur mit Vera Kaden in Richtung Boisse, um ihr seltene subtropische Pflanzen zu zeigen; denn er war Doktor der Botanik und Zoologie. Er wollte nichts davon wissen, was ich ihm zu beichten hatte und wollte auch nicht, daß ich ihn begleitete. Mit einem belanglosen Auftrag schickte er mich ins Dorf zurück und blinzelte ein paarmal durch seine Brillengläser. Aha, verstanden! Bevor sie in dem Gehölz verschwanden, hatte sich Vera Kaden bei ihm eingeärmelt.

Da war das Denkmal. War es aus Marmor? Sicherlich; denn Heilige macht man bestimmt nicht aus Gips oder Zement. Und das nächstgelegene Haus war das da, von dem man nur das Dach sehen konnte, weil es in einer kleinen Senke unterhalb des Platzes und jener Straße lag, die nach Osten führte. Ein großer blühender Rosenstrauch verdeckte die Sicht auf das Haus. Unbeholfen stelzte ich den Weg hinab. Es gab kein Geländer, nur dornige Rosen. Hatte mich Jeanette noch als den übermütigen Sportler in Erinnerung, der Saltos über den Stacheldraht drehte, Steine so

weit warf, daß man sie aus den Augen verlor. Den ganzen Fluß durchtauchte und über breite Gräben sprang, so schlich ich jetzt ganz vorsichtig, auf den Stock gestützt, den Weg zum Haus herab.

Eine Gießkanne, ein kleiner Spaten, Blumentöpfe, leer oder mit kleinen Sämlingen bepflanzt, eine Bank, eine Hacke. Die Eingangstür war blau gestrichen und mit kleinen Fensterscheiben versehen. Eine Klingel oder gar ein Namensschild gab es hier nicht. Vorsichtig lugte ich durch das Glas. Eine Wohnküche, und vier Personen saßen um den Mittagstisch. Die unpassendste Zeit, um einen Besuch zu machen. Sollte ich wieder . . oder – ich könnte vielleicht nur mal fragen, ob sie wüßten, wo Jeanette... War sie das nicht, die sich aufrichtete und auf die Tür starrte, als hätte sie eine Vision! Sie erhob sich – es erhob sie, und sie wandte den Blick nicht ab, als sei ich ein Geist. Behutsam öffnete ich die Tür. Jetzt wurden auch die anderen aufmerksam, drehten sich zu mir um und starrten mich an. Da war Jeanettes Mutter, und die andere mußte wohl die Tante sein. Sie schauten überrascht von einem zum anderen, auf Jeanette, dann wieder auf mich. Was war los? Wer war dieser junge Mann da, der sich jetzt ebenfalls erhoben hatte, Messer und Gabel in der Faust. Waren sie empört, daß ich es wagte, sie beim Mittagessen zu stören? Nein, sie waren nicht empört. Etwas Unerwartetes war geschehen. Niemand sagte ein Wort, weder „bonjour“ noch sonst etwas, und auch ich hatte einen Kloß im Hals. Jeanette kam langsam auf mich zu, faßte meine Hand und fragte: „C’est toi?“

Ob ich das bin? Natürlich. „C’ est moi“, sagte ich und schaute mich verlegen um. Auf einem hohen Sims waren Ölgemälde aufgereiht. Auch die ukrainischen Bauernhäuser hatten einen solchen Sims, auf dem die Ikonen standen. Hier standen Ölbilder, teils Nachempfindungen bekannter Meister, teils andere Originale, Landschaften und Häuser, in Spachteltechnik. Seit einigen Jahren hatte ich begonnen, Bilder zu malen, auch Ölbilder. Ein befreundetes Künstlerehepaar hatte behauptet, zum Malen müßte man angeborene Talente besitzen, was ich für Unsinn hielt. Jeder kann malen, der eine besser, der andere schlechter. In der Schule hatte ich im Zeichnen und Malen eine Durchschnittsnote und wollte beweisen, daß ich auch malen konnte, ohne dazu geboren zu sein. Darum malte ich.

Und hier malte auch jemand.

Da mir nichts Besseres einfiel, fragte ich, wer die Bilder gemalt habe. Ich sagte „peinté" und merkte gleich, daß das nicht korrekt war. „Qui a peinté ça?"

„Ton fils", sagte Jeanette, die immer noch meine Hand hielt.

Wie schlecht doch inzwischen mein Französisch geworden war. „Ton fils" würde bedeuten „dein Sohn". Irgendwie haben wir uns mißverstanden, und ich fragte mit anderen Worten: „Qui a fait les tableaux là?" Und sie antwortete wieder: „Ton fils."

Und dann stand er vor mir, der große Junge mit den blauen Augen, dem schmalen Kopf und den schüchternen Versuchen von Koteletten und Schnurrbart, einen halben Kopf größer als ich.

„Mon fils?"

Niemand kommentierte Näheres. Sie überließen mich der Überraschung und erwarteten gespannt meine Reaktionen. Doch ich hatte in den Jahrzehnten gelernt, mich zu beherrschen, erst einmal nachzudenken, bevor ich mich äußere oder handele. Aber im Augenblick konnte ich nicht denken, sondern es dachte in mir. Tausend Sachen auf einmal. Lore! Erika, Klaus! Wir hatten weder einen Sohn noch eine Tochter. Jetzt, der da, mein Sohn? Er schien zu fragen: Bist du endlich da? Wo warst du solange? Kohlgemüse dampfte auf dem Tisch; es roch nach Knoblauch. Auch die beiden alten Damen standen in unserer Nähe, um den dramatischen Augenblick zu erleben. Gebrochenes Brot lag zwischen den Tellern, eine Rotweinflasche ohne Etikett. „Vin ordinaire". Ich hatte sie beim Mittagessen gestört.

Er malte Ölbilder, mein Sohn. Hatte ich doch angeborene Maltalente und diese vererbt? Wann . . .? Wo . . .? Kerzenlicht spiegelte sich in den Rotweingläsern, damals. Es war an einem meiner letzten Abende von Montboyer. Jeanettes Eltern waren verreist, irgendein Familienfest, nicht weit. Sie waren allein zu Haus, Monique und Jeanette. Sie hatten die Fensterläden geschlossen und nur eine Kerze angezündet. Es war Abschiedsstimmung. Mein Gott – damals?

„Er ist siebzehn", sagte Jeanette, „am ersten April siebzehn geworden."

Zwischen den Ölbildern stand ein Foto von mir. In voller Uniform ein Foto, auf dessen Existenz ich mich gar nicht besinnen

konnte. Es hätte dort immer gestanden, sagte Jeanette, seit damals, die ganze Zeit, egal was . . .

„Il a tes yeux bleux, tu le vois?“

Ich sah es. Was mochte sie alles durchgemacht haben, deswegen? Tausend Fragen hatte ich auf der Zunge, aber keine löste sich. Schließlich wollte ich ihn fragen, wie er heißt, und weil ich dabei so stotterte und mich räusperte, verstand er mich nicht, so daß ich die Fragen noch ein paarmal wiederholen mußte.

„Julien“, sagte er.

„Julien?“

„Qui.“

„Ich habe Sie beim Essen gestört“, entschuldigte ich mich bei den beiden Damen. Sie schüttelten den Kopf und sagten: „Non, monsieur, pas du tout!“

Die Tür war noch offen und draußen, in der Mulde, staute sich die Mittagshitze und trieb mir Schweißperlen auf die Stirn.

„Tu es blessé?“ fragte Jeanette.

„Qui.“

„Qu'est–ce que tu as?“

„Perdu“, sagte ich und deutete an, wo das Bein amputiert ist.

„Mon dieu“, sagte sie und drückte meinen Arm fester. „Aber du lebst!“

Ich lebe, ja. Bei solchen Beileidsbekundungen hatte ich mir einen albernen Schnack angewöhnt: Besser Bein ab als arm dran. Aber das ließ sich nicht mit dem gleichen Effekt übersetzen, also sagte ich: „Lieber ein Holzbein als ein Holzkopf.“ Une tête de bois. Vielleicht hatte tête de bois auf französisch einen ganz anderen Sinn?

„Unglaublich, daß du noch lebst“, sagte sie, und dann erzählte sie, daß sie damals, im Februar oder März 1944, als die Division Das Reich in diesen Raum zur Auffrischung verlegt worden war, den Soldaten, die Montboyer nochmals besucht hatten, mein Bild gezeigt und gefragt habe, wo ich wäre. „Il est resté en Russie“, hätten sie gesagt, in Rußland geblieben, und das hatte sie ausgelegt als „in Rußland gefallen“. Und Monique hatte heimlich einen Brief an mich geschrieben, was sie ihr ausdrücklich verboten hatte, und der Brief sei wieder zurückgekommen, nach vielen Monaten.

Also war ich tot.

Und nun sei ich wieder auferstanden, wie eine Vision.
„Tu comprends comme je suis heureuse?"
Wir kraxelten den Weg hoch zum Denkmalplatz. Jeanette hielt immer noch meinen Arm. Julien stürmte voraus auf das Auto zu.
„C'est la tienne?"
„Oui."
Er betrachtete es sich von allen Seiten, öffnete schließlich die Beifahrertür und setzte sich hinein.
„Qu'est-ce que tu penses?" fragte Jeanette. Was ich dachte? Unübersehbar vieles. Ich versuchte ihr klarzumachen, daß ich diese Überraschung erst einmal verdauen müßte. Natürlich hatte ich innerlich längst den Entschluß gefaßt, Julien nach Deutschland zu holen, aber da würden andere noch mitreden, Lore, Julien und Jeanette. Aber den dazu notwendigen klaren Kopf hatte ich noch nicht, so daß ich meinerseits fragte, was sie denn jetzt dachte.
„Je suis heureuse que tu vives", wiederholte sie.
Die Totgesagten sollen länger leben. Es war nicht das erste Mal, daß ich totgesagt worden war. Hermann Bohlen, mein Klassenkamerad, hatte das Desaster von Forst Bulitschety aus den rückwärtigen Stellungen miterlebt und gewußt, daß ich da vorne mittendrin saß. Ehe ich wieder bei meiner Einheit eintraf, war er bereits abgereist, in den Urlaub, und hatte mich auf seiner Vermißtenliste regisriert. Lores Schwester lauschte des öfteren dem britischen Rundfunk und erfuhr dort, daß die Division Das Reich bei Shitomir vernichtet worden sei. Schonend brachte sie es Lore bei, und Hermann Bohlen besuchte meine Mutter und gestand ihr mit einer Leichenbittermiene, daß ich zumindest vermißt sei. Auch mein Bruder war in Stalingrad zumindest vermißt, so daß sie jetzt mit zwei recht traurigen Hoffnungen fertigwerden mußte.
Ich wollte Jeanette diesen Komplex übersetzen, doch geriet ich mit der Suche nach geeigneten Vokabeln so sehr in Schwierigkeiten, daß ich es aufgab. Jeanette indessen hatte den Eindruck, daß ich ihr etwas sehr Wichtiges mitteilen wollte und wartete gespannt. So erklärte ich ihr schließlich, warum und mit wem ich hier sei und daß wir heute Abend noch in Henday sein wollten. Ich müßte das alles erst einmal ordnen, verstehst du? Und dann würde ich wiederkommen und ihr vorher ein Telegramm schicken.

Sie sagte, daß ihr alles recht sei; ich solle tun, was ich für richtig hielt. Allein, zu wissen, daß ich noch lebe, sei bereits ein großes Glück für sie. Und dann lief sie plötzlich ins Haus zurück, kam gleich wieder und drückte mir ein Foto von Julien in die Hand.

„An seinem siebzehnten Geburtstag“, sagte sie.

Julien indessen hatte sich ans Steuer gesetzt, und als ich die Fahrertür öffnete, rückte er beiseite und sagte: „Ich – will – wissen – dich.“

Irgendwelche Vokabeln hatte er da mißbraucht. „Kannst du ein bißchen deutsch?“ fragte ich. Er verstand mich nicht, so daß ich ihn bat, mir das auf französisch zu sagen.

Er sprach viel zu schnell, als daß ich alles verstehen konnte. Er sei dabei, seinen Permit zu machen, seinen Führerschein, und er hätte sich freiwillig zur Marine gemeldet, aber vorher hat er nach Bremen fahren wollen, um jemanden von meiner Familie zu suchen, meine Eltern oder Geschwister.

Richtig! Wenn man mich gefragt hatte, woher ich käme, habe ich Bremen genannt, die nächstgrößere bekannte Stadt. Vergeblich hätte Julien dort nach irgendeinem Familiengangehörigen gesucht.

„Ich komme wieder“, sagte ich, aber Julien stieg nicht aus. Er wollte noch ein kleines Stück mitfahren, bis an den Rand von Chalais.

Jeanettes Mutter und Tante standen vor der Tür. Das Essen war inzwischen kalt geworden. Sie winkten.

„Je reviendrai.“

Jeanette stand wie angewurzelt da und schaute uns nach. Bei den letzten Häusern hielt ich an. Julien stieg aus.„Je reviendrai.“ Durch den Rückspiegel sah ich ihn davonrennen, als hätte er jetzt etwas ganz Wichtiges zu erledigen.

Einen Augenblick blieb ich stehen, um in Ruhe nachzudenken. Doch siedendheiß fiel mir ein, daß ich ihnen gar keine Adresse gegeben hatte, keine Visitenkarte. Kannten sie überhaupt meinen richtigen Namen? Sie haben nicht danach gefragt, wußten nicht, wie es mir ging,was ich tat, wo ich wohne. Nie habe ich erfahren, ob sie daran gezweifelt haben, daß ich wiederkommen würde; denn meine Abreise ohne Hinterlassen einer Adresse hätte man auch als Flucht auslegen können. „Mir ist alles recht, was du tust, Hauptsache, du lebst“, hatte sie gesagt.

Kein Wort hatte ich mit der Mutter oder der Tante gewechselt. Daß der Vater nicht mehr lebte, wußte ich ja schon. Er war sehr streng mit seinen Töchtern, beinahe zu streng. Sobald es dunkel war, durften sie das Haus nicht mehr verlassen. Die Mutter war das Gegenteil und hatte Verständnis für ihre Töchter. Sie machte mit ihnen einen Abendspaziergang, lieferte sie zu unserem Rendezvous ab, spazierte allein weiter und nahm sie zehn oder zwanzig Minuten später wieder in Empfang.

Noch zwei Kilometer bis zum Picknickplatz.

Wie werden sie es aufnehmen? Wie wird Lore reagieren? Mag man jemanden noch so gut kennen, so weiß man doch nicht, wie er sich bei so extremen Offenbarungen verhalten wird.

Ich sah Julien schon in unserem Haus, seinem eigenen Zimmer, zur Schule oder zum Studium gehend, den Rasen mähen oder sich im Schwimmbad tummeln, aber ich sah ihn viel kleiner, als er in Wirklichkeit war. Siebzehn Jahre und einen halben Kopf größer als ich!

Es ist mir nie schwer gefallen, schnelle Entscheidungen zu fällen und sie mit einem detaillierten Ablaufplan zu versehen, aber was ich jetzt in den nächsten Minuten tun oder sagen sollte, wußte ich noch nicht. Ich legte das Foto auf die vordere Ablage.

Dort hinten spazierten Lore und Erika. Der Picknickplatz war schon aufgeräumt. Klaus stand an der Straße und schien ungeduldig auf mich zu warten.

„Wo bleibst du denn solange? Mehr als eine Stunde hat das gedauert. Wir sind längst mit dem Picknick fertig. Zu Essen gibt es jetzt nichts mehr“.

Zuhause, in unserer siebenköpfigen Familie, war Pünktlichkeit oberstes Gebot. Wer nicht pünktlich zum Essen erschien, mußte damit rechnen, mit Hunger für seine Unpünktlichkeit bestraft zu werden.

„Komm, steig mal ein!“

„Die paar Meter gehe ich zu Fuß, muß noch lange genug in der Kiste hocken.“

„Steig doch mal ein!“

Ich reichte ihm das Foto.

„Wer . . . was . . . ?“

„Das ist mein Sohn.“

„Waaaaas?“
„Mein Sohn.“
„Wie...woher...seit wann...? Bist du verrückt?„
Lore und Erika hatten den Wagen entdeckt und kehrten zurück zum Picknickplatz.
Klaus legte das Foto in den Autoatlas, klappte ihn zu und schob ihn hastig in das Handschuhfach.
„Laß das nur niemanden sehen!“
„Warum nicht?“
„Das kannst du nicht machen! Kannst doch nicht einfach sagen: das hier ist mein Sohn! Wo denkst du hin! Das ist doch ein Schock für Lore. Du verdirbst ihr den ganzen Urlaub – und uns auch. Warum mußtest du auch unbedingt noch einmal zurückfahren, mein Gott!“
Dann ließ er auf seine Art seine grauen Gehirnzellen für mich arbeiten. „Hast du ihnen irgendetwas versprochen?“ kam dabei heraus.
„Ja, daß ich wiederkäme.“
„Du willst noch einmal dorhin? Wann?“
„In den nächsten Tagen, denke ich.“
„In den nächsten Tagen? Wie stellst du dir das vor? Und dann – was soll dann werden?“
„Dann hole ich den Jungen nach Deutschland.“
„Hast du gesagt, daß du da eine Fabrik hast?“
„Nein, sie haben nicht einmal nach meiner Adresse gefragt, und ich glaube, daß sie auch meinen vollen Namen nicht wissen.“
„Gott sei Dank!“
Lore und Erika kamen näher.
„Warum Gott sei Dank?“
„Das muß man sich doch gründlich überlegen, ganz gründlich. Aber erst einmal kein Wort davon, hörst du, sonst verdirbst du uns den ganzen Urlaub. Denk an Lore! Glaubst du denn, daß sich der Junge in Deutschland wohlfühlt, wenn er hier als Franzose aufgewachsen ist?“
„Das weiß ich nicht.“
„Eben: das muß in aller Ruhe überlegt werden, in aller Ruhe, aber nicht jetzt. Später, nach dem Urlaub. Zeig nur nicht das Foto und mach keine unüberlegten Dummheiten!“

Erika steckte den Kopf durch das Fenster: „Na, erzählt er dir von seinen Kriegserlebissen mit den französischen Mädchen? Wieviel hat er denn abgeschossen – oder verwundet?"

Lore steckte ihren Kopf zum anderen Fenster herein und fragte: „Na, hast du sie getroffen? Hast du bei ihr mittaggegessen? Es hat ja solange gedauert."

„Ich habe noch nichts gegessen, nein."

„Wo wohnte sie denn?"

„In dem Haus bei dem Denkmal vor der Kirche."

„Was hat sie denn gesagt? Hat sie dich gleich wiedererkannt? War sie noch genauso jung wie früher? Erzähl doch mal: Du kamst herein, sagtest Guten Tag, und dann? Was war dann?"

Erika fragte: „Hat man ihr auch die Haare abgeschnitten wegen Kollaboration mit den Deutschen „ sogar mit der Waffen-SS?"

„Nein, nein," antwortete Klaus für mich. „Man hat ihr nichts getan. Wie das so ist, nach zwanzig Jahren: Man hat sich gefreut, sich wiedergesehen zu haben, und dann hat man sich nicht mehr viel zu sagen. Kommt, laßt uns einpacken, es ist schon reichlich spät."

„Er hat noch nichts gegessen. Soll ich dir ein Brot mit Käse machen?"

„Nein danke, ich habe keinen Hunger."

„Er hat von Luft und Liebe gelebt," sagte Erika.

Klaus hetzte mit dem Einpacken und trieb uns rasch auf die Straße in Richtung Bordeaux. „So, nun haben wir endlich freie Fahrt," sagte er, „und jetzt ein für allemal Schluß mit den verdammten Kriegserinnerungen!" Er redete und redete von allen möglichen anderen Dingen, um zu verhindern, daß ich die Entdeckung meines Sohnes ausplauderte. „Ist das nicht herrlich hier!" rief er. „Und das Wetter! Ist euch denn bewußt, daß wir hier in der berühmtesten Weinecke der Welt sind? Nicht weit von hier liegt eine Stadt, die man nach dem berühmten Cognac benannt hat."

„Umgekehrt," sagte Lore.

„Umgekehrt? Meinetwegen, aber immerhinque."

Immerhinque! Es war der Intendant Hansen, der dieses alberne Kauderwelsch der Lateiner ständig auf der Zunge hatte. Er führte das Truppenbetreuungsensemble und hatte den Auf-

enthalt hier so sehr genossen, daß er noch ein paar Tage zugab und einen besonderen Kasinoabend mit den Offizieren veranstaltete. Sie genossen den Wein, den Kognak und den verbotenen Pineau, und Maria von Schmedes sang „I hoab rote Hoarn...“ Solange ich nur ihre vorpubertäre Mädchenstimme im Radio gehört hatte, war sie für mich der Inbegriff unschuldiger Mädchen; hier aber, im Kasino, vermochte niemand ihre Zoten und zweideutigen Witze zu übertreffen, während die Stummelschlüter nur auf der Bühne so unbrav war. Der Kammersänger Emmerich hatte kaum noch Blut im Alkohol, als er sich ans Klavier setzte und den Zarewitsch sang. Er sang ihn nicht, er weinte ihn, herzzerreißend seine Sehnsucht nach den Engeln, wirklich herzzerreißend, wie ihm dabei die Tränen herunterkullerten – und uns auch. Dann saß er da mit einer Weinflasche im Arm und bohrte mit dem Korkenzieher auf dem Etikett herum.

„Was machst du denn da, Emmerich?“ fragte die Stummelschlüter.

„Die Flasche auf, siehst du denn das nicht, Mädchen?“

„Aber doch nicht da!“

„Natürlich, hier steht doch: Bohr-do.“

VI.

Am ersten April war Julien geboren. Neunzehnhundertvierundvierzig. Wo war ich um diese Zeit? Jedenfalls ein paar tausend Kilometer von der Charente entfernt und völlig ahnungslos. War ich da schon im Lazarett Semlin? Oder noch in Odessa? Oder war ich da noch gar nicht verwundet? Wenn es keine Sonntage gibt, verliert man leicht die Zeitorientierung. Es war noch bitterkalt, und wir wurden mit den Resten der Kampfgruppe

„Das Reich“ hin und her gehetzt. Ich war Adjutant bei Lex, dem Kommandeur mit dem sicheren Instinkt, die Lage richtig zu beurteilen und jeweils das Richtige zu tun. Er war einer der wenigen Chefs, die ich voll respektierte, der alle seine Aktionen nach dem Gesichtspunkt vorbereitete, mit einem Minimum an Verlusten ein Maximum an Effekt zu erzielen.

Auf der ganzen Breite wurde die Front immer weiter nach Westen gedrückt, und wir hatten die undankbare Aufgabe, bei Divisionen, die sich in einer schwierigen Lage befanden, jeweils die Absetzbewegungen zu sichern und dabei meistens den Feind mit einem Angriff solange zu beschäftigen, bis sich die Division abgesetzt hatte.

Bei einer solchen Angriffsvorbereitung ist er gefallen. Von der Lage und dem Gelände überzeugte er sich selbst und stieg zu Schlomka in den Panther und kroch damit ganz langsam, das Fernglas vor den Augen, einen Hügel hinauf. „Stop, Schlomka, noch zehn Zentimeter – stop, noch ein paar Zentimeter – stop! Auf keinen Fall, Schlomka, dürfen Sie zusammen mit der Infanterie angreifen! Dort links bis zur Baumgruppe umfassend ausweichen, den Russen in den Rücken unserem Angriff entgegenfahren. Können Sie die Baumgruppe sehen? Noch ein paar Zentimeter höher.... stop, stop!“ Dann war es passiert. Ein Panzerbüchsengeschoß ins Fernglas hat ihm den Schädel abgerissen. „Ich konnte doch die Baumgruppe nicht sehen“, jammerte Schlomka, „und mußte noch ein paar Zentimeter höher fahren. Das war zuviel, verdammt, verdammt!“

Warum er unbedingt links umfassend angreifen sollte, hat er zwar nicht mehr erfahren, aber er tat es. Und das war unser Glück. Da wir jeden Mann für diesen Angriff brauchten, ging ich mit, und dann sah ich, wie richtig Lex kalkuliert hatte, ohne es wissen zu können. Als wir die Russen aus der Ortschaft hinausgeworfen hatten, griffen Panzer an, die aussahen wie unsere Panther. Aber es waren die ersten, zuvor noch nie gesehenen Stalinpanzer mit einer von vorne undurchdringlichen Panzerung. Aber von hinten waren sie zu knacken, und Schlomka saß ihnen im Nacken und schoß einen nach dem anderen ab. Nur einer von ihnen war schon bis zu den ersten Häusern vorgedrungen. Unbekümmert, als sei es einer unserer Panther, ging ich ihm mit Unterkofler entgegen. Die Besatzung war ausgestiegen und hob die

Hände. Warum sie uns den ersten Stalinpanzer unversehrt übergeben haben, ist mir bis heute ein Rätsel geblieben.

An diesem Tage wurde der Kessel von Kamenez-Podolsk geschlossen. Es wurde ein von Osten nach Westen wandernder Kessel. Wir sicherten im Osten die Rückzüge. Die meisten unserer Fahrzeuge und Panzer waren bei der beginnenden Tauperiode im Schlamm steckengeblieben. Nachts marschierten, tags kämpften wir. Den Weg zur 101. Jägerdivision legte ich auf einem Panjepferd zurück, ohne Sattel und Zaumzeug. Todmüde. Bevor wir unser Ziel erreichten, wurden wir von links unter Feuer genommen. Im Morgengrauen sahen wir die von Russen besetzten Löcher und gaben dem Rottenführer mit seinen zwei Leuten, die sich von hinten an die Stellungen herangeschlichen hatten, Feuerschutz. Sie sprangen von Loch zu Loch und kämpften die Russen mit Pistolen nieder, und als sie keine Munition mehr hatten, nahmen sie die Spaten. Eine gespenstische Vision im morgendlichen Dunst. Wenige Tage zuvor hatte der Rottenführer die Nachricht erhalten, daß seine Familie bei einem Bombenangriff umgekommen sei. Den Sonderurlaub konnte er nicht antreten.

Damit hatten wir den Feuerzauber des heutigen Tages eröffnet. Es knallte von vorn, von links und rechts. Die Männer, deren Absetzbewegung wir sichern sollten, kamen uns bereits entgegen, die Russen folgten ihnen, ein heilloses Durcheinander von Freund und Feind. Mein Panjepferd hatte längst die Flucht ergriffen, und links und rechts, vorne und hinten schlugen Granaten ein. Und dann war da der Schlag gegen mein linkes Knie. Die Hose war dort zerfetzt und Blut floß, aber ich konnte noch laufen, bis kurz darauf der dumpfe Stoß gegen mein rechtes Schulterblatt folgte. Als ich Unterkofler, dem Nachfolger von Lex, etwas sagen wollte, gurgelte Blut aus meinem Mund, und er hätte auch nicht antworten können, weil sein Hals durchschossen war.

Selbst in der Erinnerung fällt es mir schwer, das Durcheinander aufzulösen und zu ordnen. So weiß ich nur noch, daß sich da eine Menge Soldaten und Offiziere um einen der letzten „Giganten" drängten, der von dem bereits unter Beschuß liegenden Flugplatz von Kamenez-Podolsk startete. „Nur Schwerverwundete!" Ein Hauptmann der Luftwaffe fuchtelte mit der Pistole herum und packte mich am Kragen: „Und Sie? Was wollen Sie hier?" Ich mußte husten und hustete ihm eine Ladung Blut ins Gesicht.

Eine Unmenge Verwundeter lagen in dem Giganten wie Ölsardinen. Irgendwo war auch Unterkofler. Die sechs Motoren dröhnten. Ich lag genau unter dem Benzintank, von dem unentwegt Benzin herabtropfte. Bis nach Odessa.

Um diese Zeit wurde Julien geboren.

In Odessa bekamen wir frische Wäsche. Läuse gehen gerne in frische Wäsche. Um sie anzulocken, haben wir uns frische Mullbinden um den Hals gewickelt und lösten damit eine Völkerwanderung der Läuse aus. Bis zum kleinsten Zeh sprach sich die frische Binde herum; sie setzten sich in Bewegung und krabbelten ganz langsam über Waden und Schenkel, Bauch und Rücken immer höher, bis sie sich zur Halsbinde vorgearbeitet hatten. Dann warfen wir die Binde ins Feuer. Der Morawetz sortierte sie vorher. Die noch zu klein waren, setzte er wieder an seine Brust. Man kann sich an Haustiere gewöhnen.

Wir lagen ein paar Tage in einer Flugzeughalle von Odessa. Die Läuse, welche sich hier auf unsere frische Wäsche stürzten, kamen aus aller Herrn Länder und brachten Fleckfieber mit. Im Lazarett von Semlin, wo Prinz Eugen sein Lager gegen die Türken aufgeschlagen hatte, brach das Fleckfieber aus. Es war am Ostersonntag. Ich lag im obersten Stockwerk, und es wurde Fliegeralarm gegeben. Sie haben es nicht mehr geschafft, mich in den Keller zu bringen; so sah ich es kommen, das englische Bombengeschwader, und sah, wie Trauben von Bomben herabfielen, wie sie immer näher kamen, wie eine nach der anderen Fontänen von Ziegeln, Balken und Steinen hochschleuderte und wie die letzte Bombe auf dem First des gegenüberliegenden Daches zerbarst. Dann stürzten Fensterkreuze, Glas und Steine auf mein Bett. Mir war heiß, glühend heiß.

Viele Wochen schwebte ich an der obersten Grenze des Fieberthermometers in einem aufregenden Delirium. Das Zimmer im Keller war gekachelt. In aufregenden Kämpfen schlug ich Nacht für Nacht die Partisanen, welche es auf meine im Nachttisch versteckten Orden abgesehen hatten, zurück. Ich lag vor der Tür auf dem Gang, die Maschinenpistole im Anschlag, und wenn sie kamen, versagte die Maschinenpistole; immer in den kritischen Augenblicken versagte sie, aber sie hoben die Hände, rannten davon und ließen den Panzer im Stich.

Dann war da die Sache mit der Frau aus Panschowa. Sie kannte

mich von damals, als wir in Jugoslawien einmarschierten, aber ich war gar nicht in Panschowa, sondern in einem Dorf der Banater Schwaben, bevor wir Belgrad eroberten. Sie kam mit einem großen Sack voller Lebensmittel, Wurst, Schinken, Käse, Brot und dem hellen Kleingebäck, das die Banater Schwaben immer zum Anbieten bereit hatten. Nein, essen konnte ich die ganzen Wochen über nichts; sie sollte alles wieder mitnehmen, hatte ich ihr gesagt, nur die zehn Zitronen nicht, die sollte sie in der Küche abgeben und sagen, daß sie nur für mich seien, nur für mich!

„Und nun möchte ich endlich meinen Zitronensaft", sagte ich am nächsten Morgen der Schwester aus Siebenbürgen. Ich hatte eine piepsige Fistelstimme bekommen. „Zitronensaft haben wir leider nicht", sagte sie, aber ich protestierte: „Doch, doch, Schwester, die Frau aus Panschowa hat mir gestern zehn Zitronen mitgebracht und in der Küche abgegeben. Sie sind für mich."

„Eine Frau aus Panschowa? Sie hatten Besuch? Hier auf der Isolierstation?"

Ich wußte es ganz genau und erzählte ihr haarklein alle Einzelheiten meines gestrigen Besuches, zählte auf, was alles in dem Sack war und verlangte meinen Zitronensaft. Sie holte die Oberschwester zur Verstärkung, ich erzählte ihr nochmals die Geschichte mit der Frau aus Panschowa und wiederholte meinen Protest, daß man mir den Zitronensaft nicht geben wollte.

Sie streichelte meinen Kopf, der immer noch nach Kampfer stank, und sagte: „Sie spinnen, Herr Leutnant, das macht das Fieber."

„Ich spinne?" Intensiv ging ich in mich, um festzustellen, ob ich jetzt wach sei oder gerade spinne.

„Dann stimmt das auch nicht mit den Partisanen – und daß meine Maschinenpistole . . ."

Sie schüttelte den Kopf.

In dem Bett hinter meinem Fußende lag ein Leidensgenosse, den ich nie zu Gesicht bekommen habe, weil wir beide unfähig waren uns aufzurichten. Er hatte durch das Fieber sein Gehör verloren, ohne daß es ihm bewußt war. Darum drehte er sein Kofferradio auf volle Lautstärke, kroch mit einem Ohr in den Lautsprecher und sagte: „Nichts drin", stellte es beiseite und ließ das Gerät schreien und brüllen, bis die Schwester kam und es abstellte. Was er selbst nicht hören konnte, würden andere auch

nicht hören, glaubte er und ließ in Gegenwart der Schwester donnernde, pfeifende und purzelnde Blähungen ab, die zweifellos beleidigend gewesen wären, wenn man sie hätte hören können. Der Visitearzt, so bemerkte er in seinen lauten Selbstgesprächen, sei vielleicht ein komischer Vogel! Kommt rein, sagt nicht Guten Morgen, hält ihm seinen Finger vor die Augen, zieht seine Augenlider herunter, kratzt an den Fußsohlen, macht den Mund auf und zu, papperlapapp, und sagt kein Wort.

Um diese Zeit also wurde Julien geboren oder war gar schon zwei Wochen alt, und ich war weit entfernt und hatte keine Ahnung davon. Selbst in meinen Fieberträumen war ich nicht in die Charente zurückgekehrt, erschien weder der lustige Sarasin noch Jeanette, sondern immer nur Krieg, Krieg, Krieg.

Und nun war Friede. Unfaßbar. Nie wäre mir damals in den Sinn gekommen, daß ich siebzehn Jahre später gesund und munter, wenn auch nicht mehr ganz komplett, durch die Charente fahren würde. Und Lore saß hinter mir und hatte keine Ahnung von dem, was mich beschäftigte und was sie ebenso beschäftigen würde, wenn sie es wüßte.

Heute abend werde ich es ihr sagen.

Klaus kam aus seinen Ängsten nicht heraus. Hatte er zuvor befürchtet, man würde mich mit Schimpf und Schande davonjagen oder gar verhaften, lebte er jetzt in der nicht minder großen Furcht, ich könnte zur Unzeit die Sache mit Julien ausplaudern und damit den ganzen Urlaub verderben. Immer, wenn sich eine Stille im Wagen breitzumachen drohte, in die ich mit meiner Hiobsbotschaft hineinplatzen könnte, rief er, um mir zuvor zu kommen: „Ist das nicht herrlich hier? Seht mal da!“ Aber da war nichts Sehenswertes, und er erläuterte: „Da in der Richtung liegt der Atlantik!“

Erika sagte: „Du übertreibst mal wieder mit deiner Begeisterung. Erst wolltest du überhaupt nicht nach Frankreich und jetzt ist jeder Hochspannungsmast für dich ein Eiffelturm.“

Klaus ließ sich seine Begeisterung nicht ausreden und nahm jede Gelegenheit zum Anlaß, mich am Reden zu hindern: „Bordeaux zehn Kilometer! Habt ihr gelesen? Manchmal haben wir Bordeaux getrunken, Erika, weiß du noch? Und jetzt lernen wir Bordeaux kennen.“

An die Garonne-Brücke erinnerte ich mich noch recht genau,

von damals, neunzehnhundertvierzig, als wir in wenigen Tagen von Orléans bis an die spanische Grenze vorstießen. Gleich hinter der Brücke begann die Stadt. Bei Ortsdurchfahrten hatte ich als Kradmelder im wechselnden Einsatz mit anderen Kradmeldern den Verkehr zu regeln und die Querstraßen zu sperren, stand da einige Minuten an den Kreuzungen, bis ich abgelöst wurde, um den nächsten abzulösen.

Denise war damals in Bordeaux und hat mir unseren Einmarsch aus ihrer Erlebenssicht erzählt. Als die ersten Fahrzeuge unserer Aufklärungsabteilung die Garonne-Brücke überquert hatten, verbreitete es sich wie ein Lauffeuer: Die Deutschen kommen! Unfaßbar! Niemand hatte genau gewußt, was eigentlich los war und wo die Front verlief. Ihr Onkel, bei dem sie wohnte, lebte noch in der Vorstellung von den starren Fronten des ersten Weltkrieges. Und nun standen die Deutschen vor der Tür. Sie war mit ihren Verwandten in den Keller gerannt, um sich dort zu verkriechen, als ob jetzt marodierende Landsknechte die Stadt plündern würden. Aber es fielen keine Schüsse und gab keine Anzeichen für ihre Befürchtungen. Zaghaft habe sie schließlich ihren Hals aus dem Kellerfenster gereckt, um auf die Straße zu schauen. Viele Beine hätten ihr die Sicht versperrt und dahinter sei ein Fahrzeug nach dem anderen vorbeigebraust, ssssit, ssssit, ssssit. Dann habe die Neugier sie ebenfalls auf die Straße getrieben. Auf den grauen Fahrzeugen haben Soldaten wie bei einer Parade gesessen, und sie habe es gewagt, den Barbaren in die Gesichter zu schauen. Nein, sie hatten keine wilden Bärte. Wie tortouilles hätten sie unter dem Stahlhelm ausgesehen, wie Schildkröten, junge Gesichter mit blauen Augen. Manche wirkten sogar freundlich. Einer habe ihr zugelächelt und gewinkt, und sie habe ihre Hände rasch hinter dem Rücken verschränkt. Aber dann hätten die anderen Leute zurückgewinkt – und sie schließlich auch.

„Waren Sie dabei?"

„Ja."

„Wo waren Sie, auch auf einem dieser Fahrzeuge?"

„Ich saß auf dem Motorrad, stand an den Straßenkreuzungen und regelte den Verkehr."

„Wenn ich das gewußt hätte . . ."

„Was dann?"

„Ich wäre zu Ihnen gegangen und hätte gesagt: Bonjour, monsieur lieutenant Werner, ça va, la guerre?"
„Damals war ich noch kein Leutnant."
„Nein? Schade! Mit einem einfachen Soldaten hätte ich natürlich nicht gesprochen."
Jetzt regelten blaue Polizisten den Verkehr und Klaus spähte nach den Hinweisschildern. Ich mußte rechts ran fahren und halten, damit er in Ruhe nachschauen konnte, ob wir in Richtung Arcachon oder Mont de Marsan abbiegen müssen.
„In Mont de Marsan habe ich mir damals ein weinrotes Hemd gekauft. Wir waren so überraschend . . ."
„Belämmere mich jetzt nicht mit deinen alten Geschichten, ich muß mich jetzt konzentrieren."
Schnurgerade führte die Straße südlich von Bordeaux durch Wälder, von denen man oft hörte, daß sie in Flammen stünden. Hier und dort sah man Flächen verkohlter Baumstümpfe. Irgendwo haben wir hier gerastet, damals, auf dem Marsch zur spanischen Grenze, und sollten wegen der Brandgefahr kein Feuer machen und beim Rauchen vorsichtig sein. Ob ich die Stelle wiederfinde, wo wir damals eine Marschpause eingelegt hatten?
Belämmere mich nicht mit deinen alten Geschichten! Ich werde ihm dasselbe sagen, wenn er mal wieder seine Urlaubsdias vorführt und dabei in völlig nebensächliche Erinnerungen abschweift: „Das war da, wo Erika die gekochten Frühstückseier liegengelassen hat." – „Nein, nicht die Eier, die Brille habe ich da verloren." – „Das mit der Brille war erst zwei Tage später, das Dia kommt noch." – „Du meinst, wo der Hund dauernd um unseren Picknickplatz herumstrich? Da hast du nach deinem Portemonnaie gesucht und schließlich im Anzugkoffer gefunden." – „Du bringst alles durcheinander, Erika, das war doch in Jugoslawien." – „Unsinn, da hatten wir den Anzugkoffer gar nicht dabei . . ."
Dieses übliche Gezänk bei den Diavorführungen werde ich dann auch mit den Worten unterbrechen: Belämmert uns nicht . . . Dabei bin ich im Verhältnis zu dem, was mir alles durch den Kopf ging, geradezu schweigsam gewesen.
Ich hatte einen Sohn.
Wenn ich das jetzt sagte, würden sie alle ganz anders reagieren

als zu sagen: Belämmere uns nicht mit deinen alten Geschichten. Es lag mir auf der Zunge, und ich war nahe dran, es zu sagen, als plötzlich der Atlantik neben uns sichtbar war.

„Talata! Talata!“ rief Klaus begeistert. „Weißt du noch? Griechischunterricht bei Mops Schäfer, Xenophons Anabasis: Und als sie nach wochenlangen Märschen und soundsovielen Parasanken endlich die Küste erreichten, riefen sie: Talata, talata!“

Mit denselben Sprüchen hat er das Mittelmeer begrüßt, als wir zum ersten Mal gemeinsam nach Italien fuhren und bei Ventimiglia auf die Küste stießen. Das sind unvermeidbare Assoziationen, dieselben, welche mich jetzt befielen, als ich das Hinweisschild BIARRITZ sah. Aber ich werde sie nicht mit der alten Geschichte belämmern.

Nur bei Dax konnte ich es nicht lassen zu sagen: „Mein damaliger Abteilungskommandeur hieß Ax, A – x.“ Und Erika sagte: „Das ist aber ein ulkiger Name, Ax, A – x, habe ich noch nie gehört.“

Und als ich nun schon mal Aufmerksamkeit erregt hatte, fuhr ich fort zu erwähnen: „In Dax hat mir jemand einen bösen Streich gespielt. Hier hatten wir in der Stierkampfarena kampiert . . .“

„Stierkampfarena?“ fragte Klaus. „Gibt es hier eine Stierkampfarena?“

„Ja, da haben wir kampiert und durften zum ersten Mal friedensmäßig ausgehen . . .“

„Dann gibt es hier auch Stierkämpfe?“

„Ja, natürlich. Aber vor dem Ausgang war Kleiderappell. Wir mußten unsere Uniformen tip-top in Ordnung bringen . . .“

„Ich dachte, Stierkämpfe gibt es erst in Spanien.“

„In Spanien werden die Stiere am Schluß abgestochen, hier nicht. Und weil es damals so heiß war, habe ich mir eine Flasche Limonade besorgt, die Hälfte ausgetrunken . . .“

„Wenn sie nicht abgestochen werden, was machen sie dann damit?“

„Die Stiere haben zwischen den Hörnern eine Kokarde. Der Sport besteht darin, den gereizten Stieren die Kokarde zwischen den Hörnern abzureißen. Ja, und als ich dann von dem Ausgang in Dax wieder zurückkam, war ich sehr durstig und freute mich auf meine Limonade, setzte sie gierig an den Hals und . . .“

„So einen Stierkampf müssen wir uns unbedingt mal ansehen.

Wieweit ist es von Hendaye nach Dax?“

„Schau doch selbst nach, du hast ja die Karte! Also, wie ich da so einen kräftigen Zug aus der Flasche nahm, war es – Benzin.“

„Benzin, ist das nicht gefährlich?“ fragte Erika.

„Oh ja, drei Tage habe ich keine Zigarette geraucht, aus Angst, ich könnte explodieren.“

„Wie kam denn das Benzin in deine Flasche? Das ist ja eine Gemeinheit!“

„Von Hendaye nach Dax brauchen wir nicht einmal eine Stunde“, sagte Klaus. „Ich schlage vor, einen Stierkampf in Dax auf unser Programm zu setzen.“

„Zum Reinigen ihrer Klamotten haben sich die Leute Benzin aus den Fahrzeugen abgezapft. Dazu brauchten sie eine Flasche. Und einer hat meine Limonadenflasche genommen.“

„Das ist ja Diebstahl“, schaltete sich Klaus jetzt in mein Thema ein, „Kameradendiebstahl. Galt bei euch nicht die Todesstrafe für Kameradendiebstahl?“

„Ich habe keine Todesstrafe für Kameradendiebstahl erlebt – allerdings auch keinen Kameradendiebstahl.“

„So, was war denn das mit deiner Limonadenflasche?“

„Sie war ja noch da.“

„Und die Limonade?“

„War nur umgetauscht – gegen Benzin.“

„Hast du das Benzin richtig heruntergeschluckt?“

„Ja, richtig geschluckt. Ich hatte einen Mordsdurst.“

„Apropos Durst“, fiel Klaus ein, „wir könnten eigentlich mal irgendwo anhalten und was trinken.“

„Das hätte aber bös ausgehen können, mit dem Benzin“, sagte Erika, und Klaus bemerkte: „Aber nicht für die Waffen-SS – zäh wie Leder und hart wie Kruppstahl!“

In Hendaye schickte sich die Sonne gerade an, ins Meer zu tauchen. Es war Ebbe. Klaus zog sogleich Schuhe und Strümpfe aus und erlief das Watt, was ich früher am Nordseestrand auch leidenschaftlich gern getan habe. Aus Angst, ich könnte während seiner Abwesenheit Dummheiten ausplaudern, kam er rasch wieder zurück mit der Begründung, er hätte mit Rücksicht auf mich seinen Spaziergang abgebrochen.

Im Hotel roch es durchdringend nach Knoblauch. In den Gängen, im Speisesaal, selbst auf den Toiletten roch es nach Knob-

lauch. Nach Carbid. Ich fragte die Kellnerin, ob es auch etwas ohne Knoblauch gäbe. Nach langem Überlegen entdeckte sie etwas ohne Knoblauch: „Rotwein".

Klaus mußte immer wieder seine Fantasie bemühen, um mich von meinen Plänen abzuhalten. Er organisierte die nächsten Tage, in denen vom morgendlichen Rasieren bis zum Abendessen alles reglementiert war, für morgen, für übermorgen und für überübermorgen, mit einem Ausflug nach Biarritz, einem Stierkampf in Dax und einem Trip in die Pyrenäen. Natürlich ging das nicht ohne mich und meinen Wagen. Er breitete seine Straßenkarte über die leergegessenen Teller aus und versuchte, Punkt für Punkt mit Mehrheitsentscheidungen so festzulegen, daß für mich keine Möglichkeit blieb, eine Fahrt nach Montboyer einzuplanen.

„Alle einverstanden? Der Fahrer auch – irgendwelche Einwände?"

„Abwarten", sagte ich, „wie morgen das Wetter wird."

„Ein Hoch über der Biscaya. Das Wetter ist hier immer schön."

VII.

Nach dem Essen wollten sie nur einen kleinen Spaziergang machen, „nur mal eben um die Ecke", und ich wußte schon, daß es mehrere Stunden dauern würde.

Das Hotelzimmer war total tapeziert, die Türen, der Türrahmen, die Decke und die Schränke. Ornamentale Muster mit großen Blumen. Ich lag auf dem Bett und starrte gegen die Decke. Die ornamentalen Muster wurden zu einer Landkarte, auf der ich

mit den Resten der Division aus dem Raum Shitomir zurückfuhr nach Montboyer, damals, Weihnachten neunzehnhundertdreiundvierzig. Da waren sie wieder versammelt, der Bürgermeister, Sarasin, Réau, der Gemeindesekretär, und wir nippten Pineau und erzählten, was sich in der Zwischenzeit alles ereignet hätte. Dann hätte ich es erfahren, das mit Jeanette, und sie selbst wäre gar nicht in Montboyer gewesen, sondern in Paris, bei Monique; denn Julien ist in Paris geboren.

Und dann?

Hier ging der Film nicht weiter und wurde überblendet von der Wirklichkeit in Forst Bulitschety und verdrängte alle anderen Eventualitäten. Tagelang sind wir suchend umhergeirrt, gerieten immer wieder zwischen die Fronten, die überall waren, und kamen nach Studenizza, wo zusammengewürfelte Einheiten aus Heer und Waffen-SS unter ständig wechselnden Kommandos ständig wechselnde Angriffsschwerpunkte abwehrten. In einem kahlen, mit Soldaten vollgestopften Zimmer fand ich eine Ecke, in der ich sogleich tief und fest schlief. Es war schon dunkel, vielleicht auch schon Mitternacht, als ich heftig angestoßen wurde. Handgranaten explodierten in unmittelbarer Nähe, pelzbemützte Russenköpfe waren am Fenster zu sehen, Feuerschein, Soldaten schossen mit Pistolen auf die Russen, andere hatten ihr Seitengewehr aufgepflanzt und stürzten hinaus. Die ganze Stadt krachte wie unter einem Sylvesterfeuerwerk, Leuchtspuren flitzten an uns vorbei und über uns hinweg. Eine Vierlingsflak schoß aus allen Rohren die Straße entlang, um am Ende der Straße schrien Soldaten: „Nicht schießen, eigene Leute!“

Ein Hauptsturmführer mit Kinnbart rief mir zu: „Die Straße nach Shitomir ist frei, Rückzug Shitomir!“

Wie ich nach Shitomir gekommen bin, weiß ich nicht mehr. Dort traf ich den Bataillonskommandeur, der offensichtlich ziellos durch die Straßen irrte, während im Ostteil der Stadt heftige Kämpfe entbrannt waren. Zwei Handgranaten detonierten dicht vor uns in einem Hauseingang. „Verfluchte Partisanen!“ schimpfte der Kommandeur. In seiner Brille unter dem Stahlhelm spiegelte sich Feuerschein. Der Rest meines Kompanietrupps, ohne Wachter, war noch bei mir. Niemand wußte, wo der Regimentsgefechtsstand lag, und als wir ihn fanden, war niemand mehr da.

Im Morgengrauen verließen wir, auf drei Motorrädern mit Beiwagen verteilt, Shitomir. Die Straße gen Westen war völlig verstopft. Russische Tiefflieger warfen Bomben und verstopften die Straße noch mehr. Der Gefechtslärm aus Shitomir grummelte nur noch aus der Ferne, als wir bei einsetzender Dämmerung Hinweisschilder mit der Aufschrift „Troß Pi.Btl. Das Reich und I.DF“ entdeckten.

Godycha hieß das Dorf, das wir nach einer knappen Stunde zu Fuß erreichten. Es war Sylvesterabend und friedliche Stille. Die ersten Häuser waren leer. Eine kleine Schafherde, von zwei Buben getrieben, verließ das Dorf nach Westen. An einem kleinen Fluß bog der Weg nach rechts ab in den Hauptteil des Dorfes. Hier standen die ersten Troßfahrzeuge mit dem taktischen Zeichen unserer Division.

An der Decke des Hotelzimmers sah ich sie ganz deutlich, die 5 cm-Pak auf der improvisiert gepanzerten Zugmaschine als Selbstfahrlafette aufgebaut. Da fiel es mir wieder ein, daß diese Pak in Forst Bulitschety nicht eingesetzt werden konnte, weil das Rohr beim Abdrücken um einige Strich nach rechts auswich und repariert werden sollte. Da stand sie nun wie ein Weihnachtsgeschenk. Ich streichelte sie wie ein Pferd, ohne das man hilflos verloren war.

Der Spieß traute seinen Augen nicht, als er uns sah. Er hätte mein Vater sein können und nahm mich wie seinen Sohn in die Arme: „Untersturmführer, Menschenskind, Sie standen doch schon auf meiner Verlustliste, und der Hahn auch, und der und der . . . Nun sind wir schon wieder sechzig Mann! Und der Wachter, wo ist Wachter?“

Es gab viel, viel zu erzählen und viel zu essen und zu trinken. Der Spieß hatte zur rechten Zeit immer alles parat. Es war Sylvester und ich war wieder zuhause. Alle Müdigkeit und Strapazen waren vergessen, und die Tage seit Weihnachten verwandelten sich unter Glühwein und Wodka in eine Serie lustiger Bubenstreiche und Schabernaks; denn, so verkündete der Spieß, wir kommen jetzt alle wieder zurück nach Südwestfrankreich zur Neuauffrischung.

Noch einmal versuchte ich den anderen Film zu reaktivieren, daß ich zurückgekommen wäre nach Montboyer und das mit Jeanette erfahren hätte, doch wieder setzte sich die Wirklichkeit

durch. Ich sah, wie uns der Spieß in einem feierlichen Akt von der Verlustliste strich und bei Wachter vermerkte: „Verwundet, Fußamputation.“ War uns schon der Heilige Abend verdorben worden, so wollten wir zu Sylvester nachholen, was wir versäumt hatten.

Doch die Russen schienen immer genau zu bedenken, wann wir unsere Feste feiern und wann der unpassendste Moment gekommen sei, uns diese zu vermiesen. Es war wenige Minuten vor 1944, wir hatten unsere Feldbecher gerade zum Prosten mit Wodka gefüllt, bereit, auf das Wiedersehen mit den Totgesagten und die Verlegung nach Frankreich anzustoßen, als das Feuerwerk pünktlich begann, um das alte Jahr zu vertreiben und dem neuen Platz zu machen.

Es war, als gehörten sie dazu, die zwei, drei ohrenbetäubenden Kracher aus den Kanonen russischer T 34, das Maschinenpistolengeknatter von Knallfröschen und das gräßliche „Hurrreh“.

Raus!

Feuerschein erhellte die Szene, ein Lastwagen brannte, noch einer, der Munitionswagen! Wo sind die Russen? Wo sind die Panzer? Wie kommen sie überhaupt schon hierher? Erstaunlich, wie man in wenigen Sekunden vom fröhlichen Prost Neujahr auf konzentrierte Abwehr umzuschalten vermochte. Keinen Gedanken hatten wir daran verschwendet, einen Russenüberfall überhaupt in Erwägung zu ziehen.

Ein Panzermotor heulte auf, dann rasselte er ballernd und bellend hinter den Häusern hervor und durchwalzte die Zäune und Hecken der Gärten nur wenige Meter an uns vorbei. Infanterie war aufgesessen. Der Spieß entleerte wütend seine Maschinenpistole auf den Panzer. Schießen beruhigt.

„Untersturmführer!“

Karlemann, der Pak-Schütze 1, kniete an der Hausecke und wies mit dem ausgestreckten Arm auf die Straße, auf einen T 34, der da, hellerleuchtet von dem brennenden Munitionswagen, an der Eingangskurve des Dorfes stand, etwa 60 Meter entfernt, das Rohr genau auf unsere Pak gerichtet. Die Pak stand im Schatten.

„Deckung!“

Gleich würde er abdrücken, und dann würde uns unsere Pak in Fetzen um die Ohren fliegen, die schöne Pak!

Er schoß nicht. Nanu, warum schoß er nicht?

„Habt ihr geladen, Karlemann?"
„Ja, Sprenggranaten."
„Raus damit, Panzergranate rein und abschießen!"
Das ist so ein kategorisch befohlenes Himmelfahrtskommando, fiel mir ein. Karlemann, der aufgeweckte, kesse Berliner, hatte bisher noch keinen ernsthaften Einsatz gegen Panzer erlebt. Es war Totenstille, nur die brennenden Lastwagen knisterten. Ein großes M in einem weißen Kreis. „Munition". Jeden Augenblick könnte der Munitionswagen, nur vierzig Meter entfernt, explodieren. Der Ladeschütze hat sich auf die Pak geschlichen. Ihr Rohr zeigte auf den T 34. Behutsam entlud er die Sprenggranate und führte eine Panzergranate ein. Nur ein leises Klick war zu hören, dann schlich er sich wieder herunter.
„Abschießen, Karlemann!"
Karlemann kniete neben mir. „Untersturmführer . . . wollen Sie nicht lieber selber schießen?"
Ich hatte es ihnen ja dauernd vorgemacht. Nichts war mir gut genug, nichts schnell genug, nichts genau genug. Wer alles besser weiß, muß es auch besser können. Und Angst, hatte ich ihnen erklärt, sei nur ein Zeichen von Unsicherheit, und Unsicherheit kommt, wenn man sein Handwerk nicht gründlich beherrscht.
Ich schlich mich hinter das Zielfernrohr.
„Sie wissen ja, Untersturmführer", flüsterte Karlemann, „zwei bis drei Strich links vorhalten!"
Die Nachtschießvorrichtung funktionierte; das Fadenkreuz leuchtete. Nur wenige Drehungen am Handrad, dann hatte ich den Panzer im Visier. Ich kam mir vor wie die beiden Revolverhelden in dem Western „Zwölf Uhr mittags". Wer schießt zuerst, der Panzer oder ich? Auf die Wanne? Auf den Turm? Auf den Turmkranz? Zwei Strich links vorhalten, ganz ruhig, ganz ruhig! Entweder er oder ich.
Jetzt der befreiende Schuß nach zehn Sekunden Ewigkeit! Der Leuchtsatz schoß vom Turmkranz in die Höhe. Getroffen! War auch die Panzerung durchschlagen?
„Nachladen!"
Man hatte mich allein gelassen wie die beiden Revolverhelden in „Zwölf Uhr mittags". Nichts rührte sich, der Panzer stand da, als sei er von der Besatzung verlassen. Nur die Flammen der beiden brennenden Lastwagen knisterten in der Totenstille. Ich

suchte nach den Panzergranaten und lud nach.

„Nicht schießen“, flüsterte der Ladeschütze, „Karlemann ist da vorne beim Panzer.“

Karlemann hatte eine Granathülse voll Benzin gefüllt, ist damit zum Panzer geschlichen, hat ihn mit Benzin übergossen und angezündet. Nun rauschten dort die Flammen.

Jetzt heulten vor uns und hinter uns Panzermotoren auf. Die Silhouette eines bisher nicht bemerkten T 34 mit aufgesessener Infanterie schob sich in der Nähe des brennenden Panzers schutzsuchend hinter ein Haus.

„Aufsitzen, Jungs, den kriegen wir auch noch!“

Da gab es eine furchtbare Detonation, die uns in Deckung zwang. Der Munitionswagen? Nein, er knisterte immer noch ruhig dahin. Es war der T 34. Der Turm lag neben den Ketten.

„Gutgemacht, Karlemann!“

Er wollte jetzt wieder an seinen Platz als Richtschütze, aber ich ließ ihn nicht. Das Erfolgserlebnis hatte ihm, und allen, Mut gemacht. Ohne uns um den Panzer zu kümmern, der da irgendwo hinter uns sein mußte, nahmen wir den Panzer hinter dem Haus aufs Korn. Wir hörten seinen Motor laufen. Ich schoß die Panzergranate auf Verdacht durch das Haus; vielleicht erwischte ich ihn. Zumindest hatte ich ihn erschreckt; denn der Motor heulte auf, und er sprintete im Höchsttempo zurück zur Rollbahn.

Es war die Straße von Shitomir nach Staro Konstantinow. Wenn dort schon die Russen marschierten, dann waren wir abgeschnitten . . .

Auch der Panzer, der an uns vorbeigerauscht war und sich in unserem Rücken befand, verließ fluchtartig das Dorf.

„Na, wie haben wir das wieder mal geschafft!“ sagte der Spieß. „Der Schnaps wird kalt. Prost Neujahr, das fängt ja schön an!“

In seinen Brillengläsern unter dem Stahlhelm spiegelte sich der Feuerschein. Der Bataillonskommandeur war einsam und alleine über die hölzerne Brücke gekommen, welche die Ortsteile diesseits und jenseits des Flusses miteinander verband. Mit seinem unverkennbar linkischen Gang schlenderte er an dem brennenden Lastwagen vorbei, um sich die Panzerleiche zu betrachten.

„Der hat aber noch weniger Angst als Sie“, sagte Karlemann, für den es selbstverständlich war, daß die Angst mit der Höhe des Dienstgrades abnahm.

Dann kam er zurück und sagte anerkennend: „Ein wunderbarer Schuß. Mit einem Schlag der ganze Turm weg. Zack!"
Dann entdeckte er mich. „Gott sei Dank, daß Sie da sind!"
Und dann sprach er leise mit belegter Stimme: „In wenigen Tagen das ganze Bataillon zu verlieren – Sie können das wohl kaum nachempfinden. Sie sind noch zu jung."
Ich sah ihn nie wieder. Auch in den nächsten turbulenten Tagen nicht. Er sei ein guter Biologe und Zoologe, urteilten die älteren Offiziere.
Nachdem mich der Spieß in unsere geografische Lage eingewiesen hatte, stand es fest, daß wir abgeschnitten waren. Das Dorf lag an einer Flußgabel. Die Brücke über den Fluß öffnete nur Verbindungen nach Osten. Wenn es uns nicht gelang, westlich der Flußgabel bei der Mühle eine neue Brücke zu bauen, kommen wir hier nicht heraus.
Ich erklärte den Jungs, daß wir demnächst wohl kaum zum Schlafen kommen würden, und da sagte Alfons: „Das haben wir doch schon geübt, Untersturmführer, wissen Sie noch: B-o-r-d-e-a-u-x!"
Gegen drei Uhr morgens verzogen wir uns über die Holzbrücke in den vor Überraschungen besser geschützten Ortsteil im jenseitigen Flußdreieck. Das dort steil zu dem Nebenfluß abfallende Ufer war zum Brückenbau nicht geeignet. Die Pioniere hatten bereits alles erkundet und vorbereitet, um die Brücke über den Teterew bei der Mühle zu bauen. Unser Fluchtweg führte uns also über die Holzbrücke in den Südteil des Dorfes, den wir soeben verlassen hatten, und dann bei der Mühle über den Teterew zurück. Hier war zwar Sumpfgelände angegeben, aber keine Straße und kein Weg eingezeichnet, der nach Westen führte. Aber hier war die einzige Chance herauszukommen, falls die Pioniere die Brücke schafften.
Posten mit Funkgeräten sicherten am Südrand des Dorfes zur Rollbahn, von wo Ketten- und Fahrgeräusche zu uns herüberwehten. Die Pak sicherte die Holzbrücke und die Wege, welche dorthin führten. Alle Lastwagen wurden über die Holzbrücke in Sicherheit gebracht.
Es dämmerte schon der Morgen, als wir endlich daran denken konnten, einen kleinen Vorratsschlaf zu halten; doch wir hatten die Rechnung ohne die Russen gemacht. Sie waren wieder da.

Dasselbe Hurreeeh, dasselbe Maschinenpistolengeknatter und dieselben Kracher aus den Rohren fahrender T 34. Sie ballerten in die leeren Häuser des südlichen Dorfes, und einer wagte es, bis an den Fluß vorzudringen und Kurs auf die Holzbrücke zu nehmen.

Die Pak stand direkt neben dem Hauseingang. Von vorne ungesehen, konnten wir aufsitzen.

Karlemann kam um eine Sekunde zu spät. Ich saß schon am Zielfernrohr. Wie er sich ärgerte! Aber er wollte doch dabei sein, wenigstens als Ladeschütze.

„Sprenggranate, Karlemann!"

„Sprenggranate, wozu denn das?"

„Frag nicht so dumm, tu, was ich sage! Und gleich eine Panzergranate bereithalten!"

Der T 34 hatte durch die Anordnung der Sehschlitze eine schlechte Sicht. Die aufgesessene Infanterie war erst einmal gefährlicher. Einen Augenblick hielt der Panzer dort, wo gestern die Pak gestanden hatte, schwenkte den Turm nervös hin und her und fuhr dann langsam weiter auf die Brücke zu, weniger als hundert Meter entfernt. Zwei Strich vorhalten! Ratsch-bumm! Da purzelten sie herunter und der Panzerfahrer gab Vollgas, rasselte an der Holzbrücke vorbei und flüchtete deckungsuchend hinter ein Haus. Die mitsamt einem großen Korb heruntergepurzelten Infanteristen schleppten sich, soweit sie noch konnten, in Sicherheit.

Hinter dem Haus rangierte der Panzer, wir konnten ihn nicht sehen. Was wird er tun? Suchte er die Pak? Hatte er uns entdeckt? Nahm er uns aufs Korn? Immer wieder heulte der Motor auf. Er preschte hinter dem Haus hervor, ohne das Rohr in unsere Richtung gedreht zu haben; er fuhr uns vor die Flinte wie auf dem Truppenübungsplatz, so daß ich ihn in Ruhe anvisieren konnte. Ratsch-bumm! Der Schuß hat zwar gesessen, aber er fuhr weiter. Noch einmal: Ratsch-bumm! Verdammt, er hatte immer noch nicht genug. Gleich mußte er die rettende Kurve erreicht haben. „Laden!!!" Auf die Kette! Ratsch-bumm! Der Kriegsgott war mir gnädig. Ich traf die Kette. Er drehte sich im Kreise und blieb reglos liegen.

Pause. Kein Jubel, Stille. Karlemann kam mit einer Farbdose und einem Pinsel und malte zwei Ringe auf das Rohr. Jetzt waren es acht.

Es gab keinen Grund zum Jubeln. Auf der Rollbahn schoben und standen dicht aufgefahrene Kolonnen in Richtung Westen, von wo das Grollen der Artillerieduelle aus der Ferne zu uns drang. Unsere Aussichten, hier heraus zu kommen, wurden immer schlechter.

Einige Männer hatten sich an die Stelle begeben, wo die Infanterie von dem Panzer heruntergeschossen wurde. Sie brachten ein große Kiepe mit, die mit Brot, Butter, Schinkenspeck und Schokakola gefüllt war, erbeutete Beute. Aber wir kamen nicht dazu, etwas davon zu genießen; denn aufgeregt winkend kamen Schuster, Schneider, Tankwarte und Fahrer herbei und riefen: „Pak nach vorn! Feindliche Panzer von hinten!"

Wo war hinten?

„Sie kommen von Nordosten", riefen sie, „ein gutes Dutzend." Und da läge ein Pionierfahrzeug auf dem freien Felde mit der Kasse an Bord. Fünfzehntausend Mark. Fünfzehntausend Mark! Da muß doch was unternommen werden!

Es war ein großes Dorf. Noch immer war es nicht zuende. Ein gutes Dutzend T 34? Und wir ganz allein? Das war hoffentlich eine Ente, eine Überschätzung, ein Zählfehler!

Nein, es waren acht, zehn, elf, zwölf, ein ganzes Dutzend. In breiter Front rollten sie über die flache Ebene, noch etwa 1400 Meter entfent. Und dazwischen lag das Pionierfahrzeug mit den fünfzehntausend Mark. Zwei Männer rannten aus Leibeskräften auf das Dorf zurück.

Auf diese Entfernung würden wir, falls wir überhaupt träfen, nicht einmal Blechschaden anrichten. Wir müßten sie bis auf dreihundert Meter herankommen lassen. Zwei, vielleicht auch drei könnten wir abschießen, bevor wir selber dran wären.

Nachdem wir doch schon zwei von ihnen abgeschossen haben, müßten sie eigentlich kolossalen Respekt vor unserer Feuerkraft bekommen haben. Sie wußten ja nicht, daß hier nur eine einzige Pak steht, die außerdem reparaturbedürftig war. Also sollten wir sie weiterhin bluffen und so tun, als stünde hier eine unüberwindliche Pakfront.

„Karlemann?"

Er nickte und nahm seinen Platz ein. Ich erkundete Stellungen und Wege. Bis auf tausend Meter ließ ich sie herankommen, dann eröffneten wir das Feuer. Zwei Schuß aus einer Stellung, dann

schneller Wechsel in eine neue Stellung, nochmals zwei Schuß, Stellungswechsel, Feuer, Stellungswechsel. Bei etwa sechshundert Metern blieben sie stehen, der eine und der andere gaben Schüsse ab, aber dorthin, wo niemand war. Sie beobachteten, unschlüssig, was sie tun sollten. Deckung! Nicht sehen lassen! Sie sollen glauben, daß hier eine zu starke und gut getarnte Pakfront sei, an der sie sich nichts als blutige Köpfe holen können.

In unserem Rücken flackerte Gefechtslärm auf. Etwa an der Brücke müßte es sein. Teufel, Teufel! Greifen sie da jetzt auch noch an? Mit Panzern? Haut doch ab! Haut doch ab! Wir müssen zur Brücke!

Sie hauten ab.

Es war ein wunderbarer Augenblick, der uns für Weihnachten und Sylvester entschädigte, aber es gab keine Zeit, ihn zu genießen; denn wir mußten zur Brücke.

„Ihr könnt eure fünfzehntausend Mark wieder abholen, aber zehn Prozent für uns!"

Die Hauptsache war schon vorbei, als wir ankamen. Die letzten Russen sah man noch in der Ferne in Richtung Rollbahn zurücklaufen. Der Technische Offizier, TFK, hatte Mechaniker, Bäcker und Köche mobilisiert und sie mit Schwung wieder hinausgeworfen. Ohne Panzer hatten sie angegriffen. Gott sei Dank! Sie waren da hinten und würden eine gute Stunde gebrauchen, bis sie wieder an die Rollbahn kämen. Wenn sie wüßten, daß hier nur knapp hundert Troßknechte und eine lädierte Pak waren! Aber sie kochen auch eben nur mit Wasser.

Jetzt hatten wir endlich Gelegenheit, uns den Panzer zu betrachten, der nur mit einem Schuß in die Ketten zu bremsen war. Waren die ersten Granaten nicht durchgedrungen? Doch. Sie schauten in den Panzer, und es wurde ihnen speiübel, so daß sie nicht noch einmal hineinschauten, sondern betreten davongingen. Ein Rumpf ohne Kopf, blutendes Fleisch und Gedärme klebten an den Wänden. Der Fahrer, sagten die Troßknechte, habe noch geröchelt, als man ihn aus dem Panzer zog. Da lag er und trug einen hohen Tapferkeitsorden. Schon halbtot hat er versucht, den Panzer zu retten. Ich nahm seine Militärpapiere und die Orden an mich. Später, wenn alles vorbei ist, werde ich sie seiner Familie schicken und ihr schreiben, er habe bis zum letzten Augenblick tapfer für sein Vaterland gekämpft . . . er habe sein

Bestes gegeben . . . sie könnten stolz auf ihn sein . . . Was schreibt man in solchen Fällen?

Mit Würgen im Hals fuhren wir an den südlichen Dorfrand, um gegen die Rollbahn zu sichern. Es war nicht gut, in den abgeschossenen Panzer zu schauen, und wenn es auch die Wahrheit ist, die grausige Realität. Man sieht sich immer selbst in Fetzen da an der Wand kleben, ohne Kopf, oder röchelnd aus dem Panzer gezogen. Sein Hinterkopf war aufgeklafft und blutiges Gehirn quoll hervor. Schaum stand ihm vor dem Mund, und er röchelte immer noch, das typische Röcheln nach einer Hinterkopfverletzung. Man ist tot, aber die Lunge bläst noch. Die Gedanken laufen davon, gar nicht soweit fort. Warum hat der Panzer heute Nacht nicht zuerst geschossen? Dann wäre man selber zerfetzt, und der andere hätte ansehen müssen, was er da angerichtet hatte; dann wäre es ihm so ergangen wie uns. Waren nicht wir, die Feinde auf dem Schlachtfeld, die eigentlichen Kameraden, die Schicksalsgefährten, die in der Arena der Geschichte Auge um Auge, Kopf um Kopf, ein Würfelspiel um Glück und Unglück, Leben und Tod auszuknobeln hatten? Würden wir angesichts der Fleischfetzen an der Panzerwand nicht längst zu einem Kompromiß über das künftige Schicksal unserer beiden Völker gekommen sein?

Da vorne auf der Straße rollten die Kolonnen nach Westen. Und dann war da noch etwas anderes in uns, die evolutionären Rudimente eines unergründlichen Jagdinstinktes, der wider alle Logik und Einsicht zu riskanten Wagnissen treibt, der nicht Gefahr und Gedärmefetzen sieht, sondern den Feind, den Erfolg, den Sieg, getrieben von einem Willen zum Überleben, und sei es durch Riskieren des eigenen Lebens, für sich, für die anderen, ohne große Worte, ohne dramatische Gesten, einfach durch Tun. Die da vorne auf der Rollbahn zum Beispiel, die immer weiter nach Westen drängten, um uns den Weg abzuschneiden, uns zu vernichten, sie appellierten an unseren Überlebenswillen, forderten den Jagdinstinkt heraus und verlangten, daß wir nicht einfach tatenlos zuschauten und uns ohnmächtig in unser Schicksal ergaben.

Karlemann durfte wieder schießen, dazwischenhalten, stören. Jeden fünften Lastwagen von vorne nach hinten, mit Sprenggranaten, zwei höchstens drei Schuß, dann Stellungswechsel, wie

heute vormittag gegen die zwölf Panzer. Zwischendurch ein bißchen Störfeuer mit dem Maschinengewehr. Sie sollen glauben, hier sei eine uneinnehmbare Festung. Jede Lust auf einen Angriff sollte ihnen genommen werden. Der Marsch nach Westen kam ins Stocken. Lastwagen brannten und blockierten die Straße. Sie liefen herum wie aufgeregte Ameisen. Dann brachten sie Granatwerfer in Stellung und Artillerie und schossen sich ein. Das Dorf war groß, die Bauernhäuser mit den großen Gärten dehnten sich weit aus.

Hinter uns war Bewegung. Die Pioniere haben ununterbrochen geschuftet. Jetzt schien die Brücke befahrbar zu sein. Die ersten Lastwagen rollten vorsichtig prüfend hinüber und schnurrten dann ab nach dem Westen, parallel zur Rollbahn, um die Wette mit den Kolonnen, unter denen wir erst einmal einen Verkehrsstau verursacht hatten.

Es dämmerte schon, als die zwölf T 34, die wir heute vormiitag von der Pionierkasse vertrieben haben, wieder zurückkamen. Die Dunkelheit verschluckte das Geschehen auf der Rollbahn; Fahr-und Kettengeräusche kündeten davon, daß die Staus beseitigt waren. Jetzt flossen auch unsere Lastwagen über die Brücke ab. Es war geschafft! Wir hatten Hunger und Durst und hatten uns eine Pause verdient. Nur unsere Ohren beobachteten noch das Geschehen auf der Rollbahn. Die Panzermotoren liefen immer noch und nahmen uns die akustische Sicht auf die anderen Geschehnisse.

Sie würden es nicht wagen, unsere Festung noch einmal zu berennen. Sie haben es bei Nacht versucht und am Tage und haben sich nur blutige Köpfe geholt. Sie würden uns Zeit lassen, endlich einen Tee zu kochen und von der erbeuteten Beute zu essen. Die Pak parkten wir vor der Haustür, und beim Gesang des siedenden Wassers ließen wir, wortreich die gehabte Angst unterdrückend, den Tag noch einmal ablaufen. Jeder dachte daran, aber niemand erwähnte sie, die Fleischfetzen an der Panzerwand und den Rumpf ohne Kopf.

Die Pioniere räumten ihre Minen wieder fort, die sie mittags auf dem Weg verlegt hatten. Ein Dutzend Fahrzeuge noch, dann ist alles überstanden. Wenn wir als letzte die Pionierbrücke überquert und sie gesprengt haben, werden wir Rußland verlassen und nach Frankreich fahren.

Prost! Auf Wiedersehen in der Charente!

Sie wagten es abermals. Sie kamen wieder, die wir für einen kurzen Augenblick vergessen hatten. Sie ballerten mit ihren Kanonen im Fahren ziellos in die Dunkelheit, brüllten sich mit „hurreeeh“ die Angst aus dem Leib und beruhigten sich mit einem heftigen Geknatter aus den Maschinenpistolen, zum Greifen nah, direkt an unserem Haus, an unserer Pak vorbei, drei, fünf, sechs, acht, elf und noch einer. Alle zwölf waren sie wieder da!

In der Rückerinnerung läuft mir selbst heute noch ein kalter Schauer den Rücken herunter, wenn ich an diesen Augenblick denke. Eine hoffnungslose Lage! Wir hätten sie am Nachmittag vielleicht doch nicht mit unserem Geballere auf die Rollbahn provozieren sollen! Übermut war es, nichts als purer Übermut. Er hätte den Brückenbau und das unbemerkte Abfließen unserer Troßfahrzeuge gefährden können; doch gerade davon wollte ich ablenken. Nun hatten wir sie auf dem Hals, alle zwölf Panzer, denen wir heute morgen noch eine starke Abwehrfront vorgegaukelt hatten.

Es lief alles automatisch und ohne Kommandos und Befehle ab. Noch ehe der letzte Panzer an uns vorbeigerasselt war, heulte im Schutz ihres Lärms der Motor unserer Eintonner-Zugmaschine auf; jeder hockte auf seinem Platz, und der Ladeschütze lud keine Panzergranate, sondern eine Sprenggranate. In der Dunkelheit waren uns die Panzer mit ihrer schlechten Sichtmöglichkeit weniger gefährlich als die aufgesessene Infanterie. Gleich hinter dem letzten Panzer reihten wir uns bei ihnen ein. Nur an den Auspuffunken konnten wir die Positionen der Panzer erkennen und sahen, daß sie in einem dichten Pulk an den Panzerleichen von heute morgen vorbei rechts abbogen, ins Dorf, zur alten Holzbrücke. Sie ballerten und peitschten aus ihren Maschinenpistolen blindlings ins Dorf. Unser MG-Schütze, der neben dem Fahrer hinter dem an der Panzerplatte eingehängten Maschinengewehr saß, ballerte mit und zielte etwas oberhalb der Auspufffunken auf die unsichtbare aufgesessene Infanterie.

Unsere Pionierbrücke! Hatte man sie schon entdeckt? Gab es noch zurückgebliebene Troßfahrzeuge? Jenseits des Teterews, nur wenig von der Brücke entfernt, ging einer der riesigen Strohhaufen in Flammen auf und erhellte die gespenstische Szenerie. Alle waren sie nach rechts ins Dorf eingebogen und kämpften

gegen leere Häuser – bis auf einen. Wir sahen seine Silhouette im Feuerschein. Er versperrte uns den Weg zur Brücke. Die Infanterie war noch aufgesessen. Sein Rohr war zur Dorfmitte gerichtet.

Hatte er die Brücke entdeckt?

„Feuer!"

Geschrei, wütendes Geschrei. Die Granate traf unterhalb des Turms. Infanterie purzelte herunter. Sie mochten glauben, daß einer ihrer Kollegen beim ziellosen In-die-Nacht-schießen sie getroffen hätte. Wütend preschte er davon, den anderen nach – und gab uns den Weg zur Brücke frei.

„Seid ihr endlich da? Wo wart ihr solange? Gerade wollten wir die Brücke sprengen."

In dem Schatten eines noch nicht brennenden Strohhaufens stellten wir die Pak zur Sicherung der Brücke auf.

Das unsinnige Geballere hatte aufgehört. Vielleicht hat es sich herumgesprochen, daß ein eigener Panzer angeschossen wurde. Vereinzelt fielen noch Gewehrschüsse.

Von Westen näherte sich ein Stoßtrupp der flämischen Freiwilligenbrigade Langemark. Man habe sich nicht erklären können, warum hier, sechs Kilometer in der russischen Front, noch gekämpft wurde. Die Trosse hatte man längst abgeschrieben. Sie hatten die neuen Panzerfäuste mit. Zwei Mann legten sich damit zur Sicherung an die Brücke, die anderen ließen sich nicht davon abhalten, in das von den Russen besetzte Dorf einzudringen.

„Karlemann, bring mir meinen Pelzmantel von der Pak – und Schokakola."

Ich hätte sie mir auch selbst holen können, aber so rettete ich Karlemann das Leben. Ein einzelner Panzerschuß zerriß die Stille. Karlemann drehte sich um.

„Volltreffer auf die Pak, Untersturmführer."

Einige hundert Meter westwärts war ein Gehöft. Wir schleppten uns dorthin, müde, entsetzlich müde, und hatten einen Punkt erreicht, wo uns alles egal war. Nur schlafen, schlafen, schlafen ...

Im Morgengrauen weckte uns Artilleriefeuer. Hinter der Rollbahn sahen wir es aufblitzen, dann trommelten die Granaten auf Godycha. Eine Viertelstunde. Dann griffen sie an. Vorweg in breiter Front die zwölf Panzer, die immer wieder stehenblieben, beobachteten, schossen und warteten, bis die Infanterie aufge-

rückt war. Häuser gingen in Flammen auf. In tief gestaffelten Wellen gingen sie vor. Die Artillerie nahm das Dorf jenseits des Teterew unter Beschuß. Ein verstärktes Regiment kämpfte in kilometerbreiter Front gegen unsere Schatten von gestern und stieß ins Leere. Alle würden sie diesen Angriff überleben, keiner würde in Fetzen . . .

Wir schleppten uns nach Westen. Auch wir hatten in diesen Tagen keinen einzigen Mann verloren, nur zwei Fahrzeuge. Irgendwann und irgendwo mußten wir auf unsere eigenen Leute stoßen.

Wir kamen zu spät. Sie rollten schon nach Westen aus Rußland heraus, nach Frankreich. Nur eine „Kampfgruppe Das Reich", bestehend aus zwei verstärkten Bataillonen, war für besondere Einsätze zurückgeblieben. Es fehlte da noch ein Adjutant. Ich wurde Adjutant bei Lex.

„Il est resté en Russie", haben sie gesagt, wenn Jeanette ihnen mein Foto gezeigt und gefragt hat, wo ich sei.

VIII.

Lore war etwas früher als die anderen zurückgekommen. Sie wollte mich nicht solange allein lassen.

„Ist das nicht lieb von mir?"

„Ich zog das Foto hervor und reichte es ihr, ohne ein Wort dazu zu sagen. Sie betrachtete für einen kurzen Moment das fremde Gesicht und schaute mich an, als ahne sie, daß gleich eine ganze Welt für sie zusammenstürzen würde.

„Wer . . . ist . . . das?"

„Mein Sohn."

Sie wandte sich von mir ab, setzte sich auf die andere Bett-

kante, drehte mir langsam den Rücken zu, schaute noch einmal auf das Foto und schob es mir wieder zu, ohne sich umzusehen. Dann hörte ich sie schluchzen.

Wenn man einen Menschen noch so gut zu kennen glaubt, weiß man doch nicht im voraus, wie er sich in solchen Situationen verhalten wird. Es wäre zwecklos gewesen, jetzt irgendetwas zu sagen, zu erklären oder gar entschuldigen zu wollen. Mit einem Schlag hatte sich für sie die Welt verändert, die Zukunft wie die Vergangenheit, besonders die Vergangenheit, in der sie viel intensiver lebte als ich und von der sie viel mehr zehrte als ich. Dreizehn Lenze zählte ich, und sie war zwölf Jahre alt, als wir uns kennenlernten, bei dem Tierarzt, der den Viehbestand ihres elterlichen Hofes betreute und dessen Sohn mein Klassenkamerad war. Wir hatten eine gemeinsame Pennälerzeit und eine gemeinsame Tanzstunde. Für sie war ich immer noch der Pennäler, ein aufsässiger Individualist, immer das Besondere wollend, zäh, sportlich. Für sie hatte ich auch heute noch immer zwei Beine. Nie hatten wir den Kontakt zueinander abreißen lassen. Sie wußte immer, wo ich war und was ich tat, und wenn sie es nicht wußte, ahnte sie es.

Davon wußte und ahnte sie nichts.

Ich auch nicht.

Es war ganz selbstverständlich, daß wir heirateten, so selbstverständlich wie das Amen in der Kirche. Sie brachte die Verlobungsringe mit, als sie mich im Lazarett besuchte, im Sommer 1944, in Pirna. Es war nach den Lungensplittern, dem Schuß durch das Knie, dem Fleckfieber und der Thrombose im linken Bein. Ich war nur noch halb soviel wie einst. Es wäre jetzt Zeit, daß wir uns verlobten, hätte ihr Vater gesagt. Und Klaus war an jenem Tag auf der Durchreise nach Prag in Pirna ausgestiegen. So wurde es eine richtige kleine Familienfeier. Und drei Monate später heirateten wir. Sie war mit einer Studentinnengruppe in Polen eingesetzt beim Bau des Ostwalls, und die Ärzte hatten für mich nach immer neuen Urlaubsgründen gesucht, weil ich für die nächste Zeit noch nicht wieder dienstfähig sein würde.

„Wenn Sie schon verlobt sind, warum nehmen Sie dann nicht auch noch Heiratsurlaub?“

Warum eigentlich nicht? Also heirateten wir. Ich hatte bereits einen Sohn, ohne es zu ahnen.

Was wäre gewesen, wenn ich es gewußt hätte? Was wäre gewesen, wenn ich nicht in Godycha solange aufgehalten worden wäre und deswegen bei der Kampfgruppe blieb? Was hätte ich ihr geschrieben, wenn ich damals schon gewußt hätte, was ich heute weiß? Ich hätte dann die Schlacht in der Normandie mitgemacht, und wer weiß, wie sie für mich ausgegangen wäre!

Sicherlich dachte sie auch gerade darüber nach, was geworden wäre, wenn . . . Vielleicht kam sie auf den Gedanken, daß ich es doch gewußt oder geahnt hätte. Warum wollte ich unbedingt nach Montboyer? Warum wollte ich unbedingt Jeanette besuchen? Nein, sie selbst hatte mir ja schließlich zugeredet. Ob ich auch ohne ihr Zureden noch einmal zurückgefahren wäre? Fragen und Zweifel, Zweifel und Fragen.

Wir hatten keine Kinder. – Jetzt haben wir einen Sohn.

Wenn ich aufwachte, hörte ich sie immer noch schluchzen. Es ist gut zu weinen, wenn man es kann. Ich habe es nie gekonnt. Man weint sich in immer tiefere Abgründe hinein, aber ebenso wenig, wie die Bäume des Glücks in den Himmel wachsen, wuchern die Wurzeln des Schmerzes in die Hölle. In der grundlosen Tiefe geht es nicht mehr weiter und man tastet sich an den positiven Elementen wieder empor, zurück ins Licht.

Am nächsten Morgen stand die Sonne hinter den langen Schatten. „Zeig mir noch einmal das Bild!“

Sie betrachtete es sich gründlich.

„Dieser Bartansatz da gefällt mir nicht. Der muß wieder weg. Dann scheint er wohl . . . ein . . . ganz netter . . . Junge zu sein. Was macht er jetzt?“

„Ich weiß es nicht.“

„Du weißt es nicht? Hast du dich denn nicht danach erkundigt?“

„Nein.“

„Wie kannst du nur! Geht er noch zur Schule? Was hat er gelernt? Was macht seine Mutter? Ist sie verheiratet?“

„Nein.“

„Was macht sie denn? Arbeitet sie?“

„Gewiß, sicher.“

„Was denn?“

„Ich weiß es nicht genau. Damals war sie Schneiderin, nähte Kleider.“

„Du bist einfach abgefahren, ohne dich nach all dem zu erkundigen?
„Ich habe gesagt, daß ich wiederkäme."
„Hast du denn gesagt, wo du bist? Weiß sie, daß du verheiratet bist?"
„Ja."
„Haben sie deine Adresse? Deine Visitenkarte?"
„Nein."
„Nein! Und jetzt sitzen sie da und warten und warten, daß du wiederkommst, warten jeden Tag und wissen nichts von dir und du weißt nichts von ihnen, und sie denken vielleicht, du kämst gar nicht wieder und bleibst jetzt verschwunden!"
„Ich glaube nicht, daß sie das denken!"
„Haben sie denn nicht einmal nach deiner Adresse gefragt?"
„Nein."
Ich mußte nun erzählen, wie es war. Sie liebte es, wenn man in allen Details erzählte, jedes Wort wiederholte, jeden Eindruck und jede Geste beschrieb.
Unser gemeinsames Frühstück dauerte zwei Stunden. Natürlich war Erika von Klaus unterrichtet worden, und sie hatten wohl auch während der Nacht darüber diskutiert. Nun ging es weiter. Klaus sah die Sache von der juristischen Seite und meinte, daß ich aufgrund der besonderen Umstände – und Erika mißverstand „andere Umstände" – eigentlich gar keine Verpflichtungen hätte und sogar alles bestreiten könne; aber da bäumten sich Lore und Erika auf und ergriffen Partei von Jeanette und Julien, besonders die von Julien. Ich selbst hingegen kam dabei schlecht weg, nicht nur, weil ich mein damaliges Verhältnis verschwiegen hatte, sondern weil sie mir in Bezug auf früher jetzt nichts mehr glauben könnten, gar nichts mehr – jedenfalls nichts in dieser Beziehung.
„Ich würde dir raten", spöttelte Erika, „keine alten Kriegsschauplätze mehr zu besichtigen, sonst taucht vielleicht auch noch eine Tochter auf."
„Du weißt doch, was man mit den Mädchen in Frankreich gemacht hat", sagte Klaus. „Was hat man mit ihr gemacht?"
„Ich weiß es nicht."
„Er weiß es nicht. Er weiß überhaupt nichts", sagte Lore. „Er wußte nicht einmal, daß . . . und daß er dann einen Sohn hatte."
„Das will ich ihm aber ausnahmsweise glauben", assistierte mir

Erika. „Wie alt warst du damals?"
„Zwanzig, einundzwanzig."
„Und sie?"
„Ein oder zwei Jahre älter."
„Wie sieht sie aus?"
„Ich will es gar nicht wissen", sagte Lore.
„Ich weiß es aber", sagte Erika. „In deinem Album habe ich eine ganze Serie von Montboyer gesehen, und auf einem Bild warst du mit Jaenette und zwischen euch ein Hund, ein Terrier."
„Der Hund von Toni", besann ich mich.
„Jedenfalls war das kein Anstandswauwau!"
„Das ist Jeanette?" fragte Lore.
„Ja."
Ich fuhr zur Post und gab ein Telegramm auf: „Je reviendrai dimanche vers midi."
Klaus mußte alle seine Tagespläne ändern. Wir machten einen Badetag, das heißt, die anderen badeten in dem noch viel zu kalten Atlantik und ich schaute zu, wie Lore sich von den hohen Wellen am flachen Strand umwerfen ließ. Ich hätte ihr gerne vorgemacht, wie man mit solchen Wellen richtig umgeht. Mit welchem Vergnügen hatten wir uns damals in Duhnen bei Cuxhaven in die Nordseewellen gestürzt! Es war eine spontane Idee von mir, zu Pfingsten eine Gruppe von fünfundzwanzig Pimpfen zusammenzukratzen und per Fahrrad nach Duhnen zu fahren. Es waren wunderbare Tage bei herrlichstem Wetter, und dann kam das dicke Ende hinterher: Der Stammführer Schättle, zugleich mein Deutsch- und Geschichtslehrer, hielt mir eine ernsthafte Standpauke, daß ich, unbefugt, unangemeldet und ungenehmigt eine solche Fahrt gemacht hätte. Dazu noch an die gefährliche Nordsee! Was hätte da alles passieren können! Unverantwortlich, und daher ungeeignet als Pimpfenführer. Das Schlimmste war, daß die anderen es alle phantastisch fanden, viel schöner als die Zeltlager und die organisierten Gruppenfahrten. Und noch schlimmer war, daß ich in der Jugendbeilage unserer Lokalzeitung die Fahrt so beschrieben hatte, wie sie war: Neiderregend für jeden, der nicht dabei war.
Ob sie das Telegramm inzwischen erhalten hatte? Ich war jedenfalls entlastet von dem Gedanken, sie könnten glauben, daß ich mich nicht mehr melden würde.

Ich verbrachte eine schlaflose Nacht, stand früh auf, verzichtete auf das Frühstück und fuhr los.

Sonniges Wetter mit einer frischen Brise vom Atlantik. Die Wellen gischten an das steile Ufer. Zweihundertfünfzig Kilometer hatte ich vor mir. Unter Berücksichtigung der vielen Ortsdurchfahrten würde ich in knapp vier Stunden da sein. Ich hatte die Schmalfilmkamera eingepackt und mir vorgenommen, einen kleinen Abstecher an den Strand von Biarritz zu machen, um dort das imposante Wellenspiel an den ausgehöhlten Felsen zu filmen.

Biarritz! Baumbach und ich waren damals, neunzehnhundertvierzig, die ersten deutschen Soldaten, welche den berühmten Prominentenstrand von Biarritz betraten. Wir waren die Kradmelder der Kompanie, Baumbach und ich, und unsere Offiziere hatten sich unsere Motorräder ausgeliehen, um damit vorauszufahren an die spanische Grenze, wo ein Begrüßungsempfang der deutschen Truppenspitze stattfinden sollte. Wir bekamen dafür den Horch des Kompaniechefs. Unerlaubterweise machten wir damit einen kleinen Trip nach Biarritz.

Wir trauten unseren Augen nicht, daß hier noch ein friedlicher Tourismus herrschte, als ginge sie der Krieg gar nichts an. Wir schalteten das Allradgetriebe ein und fuhren im Slalom an den Liegenden und Badenden vorbei ans Wasser. Erst schauten sie empört, dann verwundert, dann ängstlich und trauten ihren Augen ebenso wenig wie wir. Deutsche Soldaten? Ist das möglich? Sollten sie nun in Panik flüchten – oder? Wir gaben ihnen keinen Anlaß zur Flucht oder zur Panik.

„Gehen wir mal vornehm essen", schlug Baumbach vor und parkte das Auto im Sandstrand dreißig Meter vor dem Restaurant, mitten unter ihnen, die sich zögernd von ihren Liegeplätzen erhoben hatten, aus dem Wasser kamen und in respektvoller Entfernung das Schauspiel betrachteten, das jetzt vor ihren Augen ablaufen würde, das Schauspiel eines Krieges, der angesichts dessen, was später kam, gar keiner war.

Wir setzten unsere Stahlhelme ab, legten sie auf die Sitze und ließen die Gewehre im Wagen stehen. In unseren dicken Kradmänteln stapften wir durch den Sand auf das Restaurant zu. Es war fast voll besetzt. Ihre Eßbewegungen erstarrten. Einige erhoben sich von ihren Plätzen, die Servietten fielen zu Boden. Was

würde nun passieren?

Wir nickten ihnen freundlich zu. „Gardez vos places – ne vous derangéz pas, bon appétit, bonjour." Fünf Jahre hatten wir Französisch auf der Penne gelernt, und es war uns ein Vergnügen, es endlich anwenden zu können.

Ein Kellner kam uns entgegen, mutig wie eine Amsel, die ihr Nest verteidigt: „Messieurs???"

Wir zogen die schweren Kradmäntel aus und reichten sie ihm mitsamt dem Koppel, an dem unsere Pistolen hingen. Er faßte die Mäntel am Aufhänger mit zwei abgespreizten Fingern und griff die Koppel so, daß wir nicht auf den Gedanken kommen könnten, er würde zu den Pistolen greifen.

Ob der Kellner noch da war? Ich würde ihn vielleicht wiedererkennen.

„Est-ce qu'on peut se laver les mains?"

„Oui, messieurs, suivez-moi!"

Wir folgten ihm zur Toilette und wuschen uns die Hände. Schlagartig hörte das Getuschel und Gerede auf, als wir den Speisesaal wieder betraten. Der Kellner führte uns an einen freien Tisch.

„La carte, s'il vous plaît!"

La carte, selbstverständlich. Er eilte, sie zu holen, und als er sie vor uns hinlegte, sagte ich ihm: „Lisez s'il vous plaît!"

Ungewöhnlich, nur Leute von höchstem Adel ließen sich die Speisekarte vorlesen. Nach erstauntem Zögern begann er, die Karte vorzulesen. Ich verstand nichts von dem, was er da herunterleierte. Das einzige, was ich von den Schulvokabeln einer Speisekarte in Erinnerung hatte, war „ragout de mouton". Das stand zwar nicht auf der Speisekarte, zumindest hatte er es unverständlicherweise nicht vorgelesen, wo es doch die bekannteste Speisekartenvokabel sein mußte! Ich fragte, ob er ragout de mouton habe.

Sich die Speisekarte vorlesen zu lassen und dann ragout de mouton zu bestellen, das mußte, nach seinem perplexen Gesichtsausdruck zu urteilen, ein unreimbarer barbarischer Exzeß sein. Dazu einen Bordeaux, rouge und douce.

Ob wir Marken brauchten, wollte ich wissen, Lebensmittelmarken. Die Übersetzung haben wir auf der Penne nicht gelernt. Bons – oder tickets? Timbres? Während ein Mädchen Teller,

Bestecke, Gläser und Brot auf den Tisch sortierte, schob sich von hinten eine Hand auf den Tisch und legte Lebensmittelmarken dorthin. Ehe ich das begriff und mich umdrehte, um mich zu bedanken, war schon nicht mehr festzustellen, wer der gütige Spender war.

Die Badenden standen da draußen in dichten Trauben heftig diskutierend am Strand und schoben sich neugierig spähend am Restaurant vorbei. Die Neugier zerriß sie. Um den Horch machten sie einen großen Bogen, um sich nicht dem Verdacht auszusetzen, sie hätten es auf die Gewehre abgesehen, um einen Krieg fortzusetzen, der beendet war, ehe er hier begonnen hatte.

Der Kellner legte vor. Baumbach kostete den Wein und nickte, als verstünde er etwas davon. Kinder arbeiteten sich neugierig an unseren Tisch heran. Die Mütter zerrten sie zwar zurück, aber sie kamen wieder.

„Êtes-vous Allemands?"

„Oui, mon petit."

„Soldats allemands?"

„Oui, ma petite."

Die Mütter schleppten sie zurück. Wir aßen artig und ließen unseren Tisch in einem viel sauberen Zustand zurück als die anderen.

„Garçon, la note s'il vous plaît!"

Sie wollten bezahlen? Wie richtige Touristen, wie die anderen auch? Erst streckte er uns abwehrend die Hände entgegen, aber dann öffnete er doch seinen Geldbeutel, als ihm Baumbach einen großen Geldschein hinstreckte. Es war sicherlich sehr teuer hier. „Gardez le reste", sagte Baumbach, ohne zu wissen, ob der Geldschein überhaupt genügte; doch der Kellner machte eine tiefe Verbeugung und beeilte sich, unsere Mäntel zu holen und die Koppel mit den Pistolen daran, die er bis zu unserem Fahrzeug schleppte.

„Au revoir, mesdames, au revoir, messieurs!"

„Au revoir, messieurs, au revoir, messieurs!"

„Au revoir!" riefen die Kinder und begleiteten uns ans Auto, um den Badenden zu erklären, daß wir deutsche Soldaten seien.

„Et les autres? Où sont les autres?"

„Ils ont justement touchès la frontière Espagnole."

„Die Deutschen sind schon an der spanischen Grenze!" ver-

breitete es sich wie ein Lauffeuer.
Unser Horch wühlte sich durch den lockeren Sand.
„Bon séjour!"
„Merci, messieurs!"

Ich schwenkte mit der Kamera über den Strand und verweilte unbewußt einen Augenblick dort, wo damals der Horch geparkt hatte; dann filmte ich noch das imposante Wellenspiel und die Menschen, die an den Felsen klebten und zuschauten.
Dann mußte ich weiter. Zu meinem Sohn.
Die Tachonadel kletterte bis auf hundertfünfzig.
„Bayonne".
Sollte ich zufällig an der Ofenfabrik vorbeikommen? Ob sie noch lebten, das Ehepaar, dem diese Ofenfabrik gehörte? Sie hatten ein Haus unweit der Schreibstube, das sie nur an Wochenenden bewohnten. Ich dachte gar nicht gerne daran, wie ich mich blamiert habe, damals.
Verstaubt und verdreckt kam ich vom Geländedienst, vorbei an der Kompanieküche, aus der es so himmlisch nach Linsensuppe duftete, Linsen mit Speck, und dann stand da das Dienstmädchen in der Schreibstube, hatte eine weiße Spitzenschürze vorgebunden, machte einen artigen Knicks und überreichte mir eine Karte. Madame und Monsieur Ofenfabrikant – hießen sie nicht Buterac oder so ähnlich? – gaben sich die Ehre, mich zum Diner einzuladen. Jetzt gleich. Sie warteten schon.
Als ich mich im Hof der Brennerei unter dem Wasserkran abspülte, keine Zeit mehr zum Umziehen, reichte mir Monsieur Réau ein Probierglas voll Cognac aus dem neuesten Ansatz, und das vor dem Essen! Mit einem Schlauch spritzte ich den Staub von den Knobelbechern, so daß sie glänzten wie Lackstiefel, aber schon wieder genauso staubig oder gar noch schmutziger waren, als ich Madame vor der Haustür entdeckte. Als Honoratioren des Dorfes fühlten sie sich verpflichtet, die anderen Honoratioren einzuladen. Mich zum Beispiel.
Sie erwartete mich mit einem langen dunkelblauen Abendkleid mit einer imponierenden Chrysantheme an ihrem ebenso imponierenden Busen und hielt ihre Begrüßungsrede: Très enchantée und sehr erfreut, daß ich der Einladung gefolgt sei, und dann klemmte sie ihren Arm unter meine verschwitzte Achselhöhle

und drängte mich mit ihren zentnerschweren Massen zielstrebig in die gute Stube, wo Monsieur Ofenfabrikant hinter einer Batterie von Flaschen stand und fragte, welchen Apéritif ich wünschte. Ich begutachtete die vielen Flaschen und versteckte meine Hände hinter dem Rücken, um dort unbemerkt das vorletzte Schwarz unter den Fingernägeln herauszuknibbeln.

Chartreuse? Nein, das sei ein Digestif, vielleicht ein Portwein? Seine Frau und er bevorzugten Portwein vor dem Essen. Und vor dem Prost hielt er ebenfalls noch eine kleine Rede mit très enchanté und so, und der Portwein vermischte sich sogleich mit Réaus Kognacprobe zu einem fröhlichen Stimmungsorchester.

Madame drehte sich ein paarmal um ihre eigene Achse, um mich auf die museale Möblierung à la Louis quatorze, seize, Barockoko oder Empire aufmerksam zu machen, doch ich starrte auf die sechs oder sieben verschiedenen Gläser hinter jedem Teller und dachte an meinen Blechbecher von der Feldflasche, aus dem der Muckefuck ebenso gut schmeckte wie Rotwein, Gin oder Eierlikör.

Es sei nur ein bescheidenes Mahl, sagte sie; der Krieg, wissen Sie, da gibt es leider nicht alles, was man seinen Gästen vorsetzen möchte. Linsensuppe, dachte ich, ob sie schon einmal Linsensuppe aus einer Gulaschkanone gegessen hatten? Ich wußte nicht, wie Linsen auf französisch heißen. Madame, wohl etwas verstimmt, daß ich ihre uralten, unpraktischen Möbel nicht genügend bewundert hatte, drückte mir einen Stuhl in die Kniekehlen, aber ich wartete artig solange, bis sich ihre Korpulenz, die Madame Ofenfabrikant, auf ihrem Louis seize herniederplumpsen lassen hatte. Dann kam das Engelchen von Dienstmädchen und knickste mir auf silbernem Tablett eine Schüssel voll Grünzeug unter die Nase. Knoblauch! Ich war allergisch gegen Knoblauch und nahm mir nur ein kleines Muster.

Oh, wie bescheiden er doch war, der Monsieur Lieutenant Werner, aber ich versicherte, mir gleich dafür umso mehr zu nehmen. Es war ein Krabbencocktail, hervorragend und fast ohne Knoblauch, wenn mich nicht alles täuschte. Davon nahm ich mir etwas mehr als die Hälfte, während Monsieur mit einer Flasche hinter mir stand und mehrmals versuchte, rechts oder links von mir an meinen krabbencocktailschaufelnden Armen vorbeizukommen, um mir Wein einzugießen. Welches von den vielen Glä-

sern er wohl nehmen würde? Das große für den Weißwein.

„Ist er nicht köstlich? Von neunzehnhundertdreiunddreißig. Wie alt waren Sie damals?“ Quel âge, fragte sie. Ich versuchte das âge von Madame zu kalkulieren und hatte das Gefühl, der Tisch würde unter jedem ihrer Atemzüge auf- und abwellen. Im Gegensatz zu meinen gastgebenden Mitessern war ich von dem Krabbencocktail schon fast satt, als es erst richtig losging: Ein Stück Rinderfilet ohne Soße mit zwei Kartoffeln, dann ein Fasan oder eine Ente, was man bei der dicken Senfkruste nicht genau zu unterscheiden vermochte, dicht gefolgt von einem Stück Hasen und dazwischen immer wieder eines von den noch unbenutzten Gläsern mit hochprozentigem Grün oder Gelb und ein trou, ein Loch, das mit einigen Zügen aus der von mir angebotenen, in der Hosentasche schon arg zerknitterten Packung Eckstein ausgefüllt wurde. Damit das alles nicht wieder hochkam, stopfte ich eine mit Ragout gefüllte Blätterteigrolle davor, aber das knicksende Dienstmädchen flitzte immer noch hin und her. Was es wohl noch alles gegeben hätte, wenn kein Krieg gewesen wäre! Gott sei Dank war Krieg.

Beflügelt von dem vielen Alkohol sprudelte mein Französisch umso flüssiger, wenn auch nicht richtiger. Ich erzählte, wie wir neunzehnhundertundvierzig da oben bei Aire mit nur sechsunddreißig Mann zwei französische Bataillone überrascht und gefangengenommen hatten und wie der Kommandant fluchte und heulte, weil er sich einer so kleinen Horde ergeben hätte. Mir war zum Kotzen – und Monsieur auch; denn er war damals Kommandant, wenn auch nicht gerade bei Aire. Den Käseteller reichte ich unbesehen weiter an Madame, mit Schwung und Grazie, wobei ihr beinahe ein Brie auf den Schoß gefallen wäre. Hoppla! Alles drehte sich, und wenn es sich so weiterdrehte, müßte gleich mein Bett vorbeikommen! Was könnte ich ihnen mit meinem fließenden Französisch erzählen, ohne auf den Schlips oder die Chrysantheme zu treten!

Ruckartig erhob ich mich, daß die Teller klirrten, drehte noch zwei Ehrenrunden um den Tisch und nahm Kurs auf eine Tür. Sie führte zum Schlafzimmer. Die Betten waren noch nicht gemacht. Oh, pardon. Mein Bett sicherlich auch noch nicht. Die andere Tür führte ins Freie, an die frische Luft. Dieser verdammte Réau hätte mit seiner Cognacprobe doch bis nach dem Essen warten können!

Madame schleppte mich ab, während ich krampfhaft darüber nachdachte, welche Schmeichelei ich ihr zum Abschied wohl noch sagen könnte, weil sich das so gehört. Die riesige Chrysantheme imponierte mir am meisten. Also: „Vous avez là une très belle . . . ." Verdammt, wie hieß denn Chrysantheme auf französisch?" . . . une très belle rose sur votre . . ." Brust hieß poitrine, aber das schickte sich wohl nicht. Ein paarmal tippte ich auf die Chrysantheme oder wohl auch daneben, bis mir die geeignete Vokabel einzufallen schien: „sur votre . . . soutien-gorge", ja, das könnte gehen: Büstenhalter.

Verschämt schlug sie die Augen nieder und entdeckte dabei meine schmutzigen Knobelbecher. Barbar! Kulturbanause!

IX.

Auf der schnurgeraden Straße nach Bordeaux tanzte die Tachonadel wieder im obersten Bereich. Mehrmals zeigten Wegweiser Straßen an, die nach Arcachon führten. Dort soll die höchste Düne Europas sein. Ich kannte sie zwar nicht, aber Mister Pollack, mein Vertreter und Alleinimporteur für meine Produkte in England, verbrachte dort regelmäßig seine Ferien. Bevor er dorthin fuhr, kam er bei mir vorbei und holte sich von seinem Provisionskonto Urlaubsgeld. Er ist Jude und war neunzehnhundertachtunddreißig nach London emigriert. Da er bei Kriegsbeginn noch nicht naturalisiert war, hat man ihn als feindlichen Deutschen in ein Internierungslager gesteckt. Während des gesamten Krieges war er dort eingesperrt, und nach Kriegsende hat man ihn

in ein Internierungslager nach Deutschland transportiert, wo er entnazifiziert werden sollte. Er war also auf die Engländer nicht gut zu sprechen.

Er kannte auch Biarritz, und ich habe ihm davon erzählt, wie ich als erster deutscher Soldat nach Biarritz kam. Natürlich wußte er auch, daß ich bei der Waffen-SS war; naja, da müßte ich ja allerlei erlebt haben, und wenn ich in London war, mußte ich im Kreise seiner Familie über den Krieg in Rußland erzählen, wovon sie alle sehr fasziniert waren. Seine Sympathien waren jedenfalls auf deutscher Seite, und er betrachtete es als eine kleine Revanche, den Engländern mit meinen Produkten Konkurrenz machen zu können.

Bordeaux kam in Sicht. Julien hatte vor, meine Familie zu suchen, in Bremen. Niemand von uns wohnte in Bremen. Mein Vater leitete dort zwar viele Jahre eine Exportbuchhandlung, wurde aber bei Kriegsbeginn nach Berlin versetzt, Klaus wohnte in Hamburg, Kurt betrieb in Hannover ein Geschäft, Rainer war in Stalingrad gefallen, und meine Schwester lebte in England. Wenn ich meine Geschäftsbesuche in England machte, wohnte ich bei ihr. Wie war ich damals wütend, als ich nach Hause kam und erfuhr, daß meine Schwester sich mit einem Engländer angefreundet hatte. „Auch du wirfst dich gleich den Siegern an den Hals." Aber Ken war ein feiner Kerl. Sein Vater hatte ihm gesagt, er solle sich eine Frau in Deutschland suchen. Er war damals deutscher als viele Deutsche, half, wo er konnte, besorgte Benzin, Zigaretten und sogar gefälschte Papiere für mich; denn er fand es schäbig, eine so respektable Elitetruppe zu verfolgen, eine unfaire Art der Revanche für die vielen Niederlagen, die die Waffen-SS ihren Gegnern beigebracht hatte. Er war in der Normandie dabei und hatte sie erlebt, die Jungs von der Division Hitlerjugend, und er hat die Franzosen erlebt! Hatten sie geglaubt, sie würden von den Franzosen als Befreier begrüßt, so wurden sie vielmehr beschimpft. Bisher sei alles heil und recht friedlich gewesen, und jetzt würden sie alles zerbomben, zerstören, kaputtmachen – sie sollten wieder nach Hause gehen! Und wenn ich ihn bat, mich durch London zu Mister Pollack zu kutschieren, setzte er mich vor der Tür ab und verschwand; denn er verstand es nicht, daß ich ausgerechnet einem Juden meine lukrative Vertretung für England gegeben hatte.

Wie hätte Julien mich finden sollen – ganz abgesehen davon, daß er wußte, ich sei tot. Er sprach kein deutsch, und selbst wenn er Klaus oder Kurt gefunden hätte, was dann? Hätten sie ihn überhaupt als meinen Sohn akzeptiert?

Die Straße nach Angoulème! Sie führte über Chalais. Was hatten wir heute eigentlich für einen Tag? Sonntag? Im Urlaub war jeder Tag ein Sonntag. Ich versuchte mir auszumalen, wie ich empfangen würde. Aber erst war da die Pappelallee, an der wir gepicknickt hatten, ein Picknick zwischen Biarritz und Shitomir, zwischen heute und gestern, zwischen Himmel und Hölle. Was wäre die Gegenwart ohne die Vergangenheit! Leblos, leer, nichtssagend, ein Städtchen, ein Dorf wie tausend andere. Und doch schlummerten in ihnen Abenteuer und Dramatik. Dort, neben der dritten Pappel habe ich gehalten, vor drei Tagen, und Klaus das Foto von Julien gezeigt.

Auf dem Sims, zwischen den Ölbildern, hat ein Foto von mir gestanden. Wann ist das Bild eigentlich gemacht worden? Wer hat es geknipst? Wann und bei welcher Gelegenheit hatte ich es ihr gegeben? Da sind doch schon verdammt viele Erinnerungslücken! Hätte man mich gefragt, hätte ich geschworen, daß es ein solches Foto von mir gar nicht gibt und daß ich es ihr auch nicht gegeben habe. Nur die Fotos von Toni, die Bilder vom Baden in der Dordogne und das Foto mit dem Terrier. Sonst nichts.

Da war die Schranke, und rechts ging es zum Marbre. Es war Sonntag. Die Messe war schon vorbei, aber viele Kirchgänger standen noch vor der Kirche und dem Marbre. Sie unterbrachen ihre Gespräche und schauten neugierig und gespannt auf das Auto, das jetzt auf den Kirchplatz einbog. Neugierig. Wußten sie es? Julien löste sich aus der Gruppe, eilte herbei, öffnete die Autotür und stieg ein.

„Kommst du jetzt von Hendaye? Wann bist du abgefahren? Dann bist du aber sehr schnell gerast. Wie schnell fährt das Auto? Voilà, einhundertachtzig!“

Mir fiel ein schreckliches Versäumnis ein. „Gibt es eine Confiserie in der Stadt? Hat sie geöffnet? Mag deine Mutter lieber Pralinen oder Blumen?“

„Blumen haben wir selber.“

Wir parkten auf dem Marktplatz und gingen zu Fuß in die enge Geschäftsstraße. Er grüßte nach links und rechts. „Ça va, Ju-

lien?“ – „Ça va, Marcel.“ – „Hola Claude!“ – „Hola Julien!“ – „C’est ton père, Julien?“ – „Oui, Léon.“

Wir gingen in die Confiserie.

„Den schönsten Pralinenkasten, den Sie haben“, sagte ich, und Julien zeigte, was seine Großmutter und seine Großtante gerne mochten. Sehr aufmerksam, daß er auch an sie dachte.

An der Tankstelle hielt ich an. Julien stieg aus, schraubte den Tankdeckel ab und sagte „Plein, s’il vous plaît“, als würde er hier täglich tanken.

Ganz Chalais schien zu wissen, daß ich heute komme. Die junge Frau an der Kasse, etwa so alt wir Jeanette, sah mich schon eine Weile lauernd an, während das Benzin in den Tank floß. Schließlich faßte sie sich ein Herz und fragte: „Kommen Sie aus Karlsruhe?“ Sie sagte „Karlsrü“, so daß ich noch einmal fragen mußte. „Kennen Sie den Karl aus Karlsrü? Lebt er noch? Wie geht es ihm?”

„Vielleicht kenne ich ihn, sicher sogar, aber viele heißen Karl. Wissen Sie nicht mehr von ihm?“

„Er war groß, wie Sie, und nett, sehr nett, und blond wie Sie.“

„Viele waren groß und blond – und nett natürlich auch.“

„Biensûr, oui, c’est vrai.“ Als der Tankstellenbesitzer, wahrscheinlich ihr Mann, auftauchte, wurde sie plötzlich ganz geschäftig und rechnete das Geld ab, schwatzte mit Julien und ging ein paarmal um das Auto herum.

„Viele sind gefallen“, sagte ich, „die meisten sogar.“

„Vielleicht lebt er doch noch“, flüsterte sie, „verwundet vielleicht, wie Sie. Wenn Sie nach Karlsrü kommen, grüßen Sie ihn.“

„Vous êtes mariée?“

„Oui, quand-même.“

Jeanette war immer noch von vielen Kirchgängern umringt, und als sie den Wagen kommen sahen, gingen sie beiseite, um der kommenden Szenerie Platz zu machen. Julien drückte ihr das größte Päckchen in die Hand und eilte mit langen Schritten den Weg zum Haus hinunter. Da stand Jeanettes Mutter in einem dunkelblauen Kleid mit weißem Kragen.

„Je suis très heureuse, Monsieur, très heureuse . . .“

Ihre Stimme vibrierte. Ich besann mich, wie man sich in Frankreich begrüßt: Küßchen links, Küßchen rechts und dann wieder Küßchen links, eigentlich eine nette Sitte. In Deutschland gaben

wir uns die Hand, und früher sagten wir überhaupt nur „Heil Hitler“, und hatten uns so daran gewöhnt, daß wir es nicht mehr als furchtbar albern empfanden. Ich wollte eigentlich nur andeutungsweise meine Hacken zusammenschlagen und eine Verbeugung machen, wie damals, aber sie faßte meine Schultern, gab Küßchen links, Küßchen rechts und dann wieder links.

Und Jeanette tat es ebenso.

Und die alte Tante hatte mit dem Gemüse und Fleisch zu tun, hielt ein großes Messer in der Faust und konnte mir weder Hand noch Arm reichen. Was ich aus ihrem Wortschwall verstand, war, daß sie immer die Küche machte, immer nur die Küche, und den Garten natürlich. Das Gemüse sei aus dem Garten. Jeanette hätte keine Zeit, weil sie nähte, immer nur nähte, toujours, von morgens bis abends. Nicht, daß sie sich darüber beschwerte, nein, so war es nun mal. Und weil sie die Hände voller Gemüseschnitzel hatte, reichte sie mir doch wenigstens ihren Arm zum Anfassen und entschloß sich danach, die Gemüseschnitzel abzuspülen, um mir die Hand reichen zu können, wobei sie mir erzählte, was es heute zu essen gab. Vorher natürlich eine Suppe.

Da standen wir nun und schauten uns an.

„Setz dich“, sagte Jeanette und schob mir einen Sessel zu, den einzigen Sessel, der da stand. Nun saß ich, und die anderen standen um mich herum.

„Magst du Cassis“, fragte Julien. Zwar wußte ich nicht, was Cassis ist, aber ich mochte ihn und dachte an Monsieur und Madame Ofenfabrikant aus Bayonne. Wir tranken Cassis, und ich fragte, was Cassis sei, und sie erklärten mir alle vier, abwechselnd, wie sie dieses selbstgemachte Getränk herstellen. „Julien trinkt am liebsten lait grenadine“, sagte Jeanette, und da hatten wir den nächsten Gesprächsstoff, bis die Tante aufforderte, nach der weißen Tischdecke zu suchen und nach den Servietten; denn heute käme die weiße Tischdecke auf den Tisch, und Julien sollte nebenan aus dem Schrank die Gläser holen, die da oben rechts.

Im Essen war Knoblauch. Ich hatte keinen Hunger, wofür die Tante gar kein Verständnis hatte, mir immer wieder nachfüllte und dabei ohne Punkt und Komma ihre Kommentare gab, die ich nicht verstand, denn sie hatte eine Jodelstimme, piepste soeben noch mit dem Kehlkopf und krächzte die nächste Silbe im Bariton. Sicherlich beschrieb sie alle Details der Zutaten und Zube-

reitung, zu denen ich mit umso mehr Interesse nickte, je weniger ich verstand, was sie wiederum veranlaßte, mir von dem einen oder anderen noch einen kräftigen Nachschlag zu verpassen.

Julien mußte berichten, wen er alles getroffen habe und was sie gesagt hätten, unbekannte Namen, unbekannte Worte. Ich war in meinem Französisch völlig aus der Übung, seit damals, formulierte in Gedanken Vokabeln und Fragen, die ich anbringen wollte, aber dann doch nicht loswurde; denn sie plauderten und lachten und taten eigentlich so, als sei ich gar nicht da, obwohl mein Dasein ein sehr wichtiges Ereignis war; denn irgendetwas würde sich ändern, vielleicht schon heute, aber niemand mochte daran rühren oder es mit einer voreiligen Frage herausfordern.

Ob ich gewohnt sei, anschließend einen Kaffee zu trinken. Gewiß, gerne.

Schließlich begann die Mutter, von damals zu reden. Sie fragte nach dem jungen Menusier aus Rumänien, der manchmal in seiner dienstfreien Zeit ihrem Mann in der Werkstatt geholfen habe. Davon hatte ich keine Ahnung und wußte auch nicht, wer dieser Menusier aus Rumänien gewesen sein könnte, obwohl ich doch glaubte, über alles informiert gewesen zu sein, was im Dorf geschah. Es war sicherlich nicht die Unwahrheit, wenn ich sagte, daß er leider gefallen sei, damals, am heiligen Abend neunzehnhundertdreiundvierzig. Sie bejammerte den schrecklichen Krieg und die vielen jungen Menschen, die dabei umgekommen sind. Er war très gentil, der Menusier aus Rumänien, très gentil.

„Und Toni?“ fragte Jeanette. „Lebt Toni noch?“ Ihre Mutter lauschte voller Interesse.

„Vielleicht“, sagte ich. „Er hat die schlimmen Tage am Jahresende neunzehnhundertdreiundvierzig überlebt und sollte auf eine Offiziersschule kommen. Vielleicht lebt er noch.“

Le beau Toni! Er stammte aus Österreich, aus Villach, hatte hellblonde krause Haare und ein Grübchen am Kinn. Er war Moniques Schwarm. Sie konnte kein deutsch, er kein französisch, und so haben sie sich ständig über ihre Mißverständnisse amüsiert. Man hörte sie mehr lachen als reden. Einmal war Toni nicht zur Verabredung auf der Boisse erschienen und Monique wollte sich dafür rächen. Sie pflückte eine große stachelige Distel und wickelte sie ein wie einen Blumenstrauß und schrieb dazu einen sarkastischen Gruß – sie wollte einen sarkastischen Gruß formu-

lieren, aber was nach stundenlanger wörtlicher Übersetzung aus einem Lexikon herauskam, lautete: „Das ich schicke dir von mein Embryo." Wie und woher sie das Embryo erwischt hatte, ließ sich nicht mehr rekonstruieren, doch gab das Stichwort Embryo noch wochenlang Anlaß, bei seiner Erwähnung variationsreiche Kombinationen heraufzubeschwören und Lachsalven auszulösen, wonach Monique jeweils wütend auf Toni einschlug, bis er sie tröstend in den Arm nahm.

Es wäre mir allerdings peinlich gewesen, jetzt an dieses Embryo zu erinnern.

„Und was macht Monique?"

„Sie ist in Paris", sagten alle vier im Chor. Sie hat dort einen kleinen Modesalon und viele gute Klienten, und Jacque, ihr Mann, sei Ingenieur bei der chemin de fer und darum brauchen sie für die Eisenbahnfahrten nichts zu bezahlen.

Noch wurde mit keinem Wort danach gefragt, wie es mir ergangen sei, wie es mir ginge und was ich jetzt täte, und mit keinem Wort wurde erwähnt, wie es Jeanette ergangen sei nach dem Krieg. Ich schlug vor, eine Spazierfahrt zu machen, nach Montboyer, mit einem kleinen Umweg über den Bahnhof. Dorthin hatte mich Jeanette in den frühen Morgenstunden begleitet, als ich in den Urlaub fuhr und nicht mehr zurückkam, weil das Bataillon zunächst in die Pyrenäen und von dort an die Rhonemündung verlegt wurde.

Julien war Feuer und Flamme. Man könnte dann gleich bei Jacqueline vorbeifahren und auch Robert mitnehmen. Jacqueline war zur Zeit seine Freundin. Aber die Mutter und die Tante verstanden, daß ich jetzt mit Jeanette so allerlei unter vier Augen zu bereden hätte und redeten ihm seine Pläne aus.

Nein, Jeanette sollte jetzt nicht in der Küche helfen. Fahrt nur! Fahrt nur!

„Bist du verheiratet?" fragte sie als erstes, als wir im Wagen saßen.

„Ja."

„Habt ihr Kinder?"

„Nein."

„Seid ihr allein in . . . in Hendaye?"

Ich hatte ihr das vor drei Tagen schon alles einmal gesagt, aber da ist sie mit ihren Gedanken wohl ganz woanders gewesen.

„Klaus und seine Frau sind dabei."
„Wer ist Klaus?"
Der Weg, den sie mich führte, war mir unbekannt; ein schmaler Weg, gerade breit genug für ein Auto, vorbei an kleinen Gehöften, blühenden Wiesen, Hecken. Gelbe, weiße und bunte Schmetterlinge pendelten von Blüte zu Blüte, ein Hund trabte vor uns her. Tiefster sonntäglicher Maifriede.
„Klaus ist mein Bruder."
„Was hat sie gesagt, deine Frau, zu Julien?"
Mit gelangweilter Neugier schauten uns die Kühe nach. An einer Wegeausbuchtung hielt ich an. Aufgeregt zirpten die Grillen.
„Sie hat gefragt, wie es dir wohl ergangen ist – nach dem Krieg – wegen Julien."
Hummeln und Wespen berannten drohend die geschlossenen Scheiben, die Grillen geigten in schrillen Dissonanzen, wütend bellte ein Hund. Ihre Augen füllten sich, und ehe sie etwas sagte, vergrub sie ihren Kopf in meine Schulter. Was sie, immer wieder vom Schluchzen unterbrochen, erzählte, erahnte ich mehr als daß ich es verstand. Der wütend bellende Hund forderte jetzt schwanzwedelnd zum Spielen auf. Kühe näherten sich dem Zaun und brachten ihre Kälbchen mit und kauten und kauten. Sie trocknete die Tränen und richtete sich ruckartig wieder auf.
„Und du? Was ist mit deinem Bein?"
Ich fuhr wieder an und bummelte weiter. Das frische Grün der Hecken rasselte an der Karosserie, durch das geöffnete Dach quoll würzige Luft. Hier war weder die geeignete Stimmung noch Umgebung, um jetzt den Krieg wieder aufleben zu lassen.
Die Bahnschranke war geschlossen.
„Il faut claxonner", sagte Jeanette und drückte auf die Hupe. Eine Frau kam aus dem Häuschen, öffnete die Schranke, nickte freundlich und schloß sie wieder. Dann ging es den bewaldeten Hügel hinauf, von wo man schon Montboyer sehen kann. Ob sie noch da sind, die Gräben und Löcher, die wir für die Pak- und Granatwerferstellungen gegraben haben?
Behutsam betastete Jeanette mein Bein, als ob sie mir wehtun könnte. „Ist es das Linke?"
„Ja."
Zunächst war da nur eine Thrombose im Oberschenkel, da-

mals, nach der Knieverwundung und dem Fleckfieber. Damit sei nicht zu spaßen, hatten die Ärzte gesagt. „Bei der nächsten Anstrengung kann sie sich losreißen und vor das Herz setzen; dann ist es aus mit Ihnen.“ Aber es war meine Entscheidung, ob ich die komplizierte Operation jetzt noch anhängen wollte oder nicht. Ich wollte nicht, und die Thrombose hat sich auch nicht losgerissen. Ich hatte die Nase voll von den Lazaretten.

Es war wenige Tage nach dem Attentat auf Hitler, als ich bei der Ersatzeinheit in Rastenburg in Ostpreußen, ganz in der Nähe der berühmten Wolfschanze, eintraf. Der Kommandeur war hocherfreut: „Sie kommen wie gerufen“, begrüßte er mich. „Ich habe hier eine Anweisung aus der Wolfschanze, von Bormann unterschrieben.“

Nach dem Attentat traute man offensichtlich einigen Wachen nicht mehr so recht. Wir sollten sie ablösen. Dazu brauchte er einen fronterfahrenen, dekorierten Offizier.

„Gab es so etwas hier nicht?“

Mit einem Trupp von Sechswochenrekruten zog ich zur Wolfschanze. Im Falle einer russischen Fallschirmjägerlandung sollte ich die Regierungsprominenz mit bereitstehenden russischen Beutepanzern hier herausschlagen. Die Atmosphäre war hektisch und voll berstender Spannung. Ich blieb stehen, als ich eine allzu bekannte Stimme durch den Lüftungsschacht eines Bunkers vernahm. Goebbels. „. . . und in Zukunft werden Sie keine Rundfunkreden mehr halten, ohne daß der Text von mir persönlich genehmigt ist. Mit Ihrer Attacke gegen den deutschen Adel haben Sie das Offizierskorps und die Generalität, das adelige Rückgrat der deutschen Armee, in einen unverzeihlichen Mißkredit gebracht, haben das deutsche Volk aufgespalten und aufgefordert zu einem Ungehorsam gegenüber einer Führungsschicht, deren Treue gerade jetzt weniger denn je in Frage gestellt werden darf . . .“

Obwohl er sehr erregt war, blieb er in seinen Formulierungen so beherrscht, daß jeder Satz dieser Standpauke druckreif gewesen wäre. Robert Ley war der Sünder. Seine Rundfunkrede nach dem 20. Juli, in der er die Attentäter als „blaublütige Schweinehunde“ titulierte, hatte ich damals gehört, und es war unverkennbar, daß er wieder einmal etwas zuviel getrunken hatte.

Nein, die Stimmung war bedrückend, und gleich nach den Vor-

kommnissen der ersten Nacht war ich entschlossen, so schnell wie möglich von hier wieder zu verschwinden. Einige meiner Rekruten hatten innerhalb des Lagers Posten bezogen, und nach Mitternacht geschah es. Hitler pflegte um diese Zeit entspannende Gespräche mit Künstlern, Wissenschaftlern oder solchen Personen zu führen, die nichts mit Krieg und Politik zu tun hatten. Seine beiden Sekretärinnen waren meistens dabei. Auf ihrem Nachhauseweg kamen sie an einem meiner Doppelposten vorbei und weckten in ihnen Landsknechtsambitionen:

„Na, ihr Püppchen, noch so spät auf'm Strich?"

Am nächsten Morgen lag eine entsprechende Beschwerde bei Martin Bormann auf dem Tisch, und ich hatte es auszubaden: „Hier gibt es für das geringste Wachvergehen nur eines: Kriegsgericht! Noch einmal, dann sind Sie dran!"

Nur fort von hier! Der diensthabende Arzt, von dem ich nur einen neuen Zinkleinenverband haben wollte, damit mein Bein nicht gar zu üppig anschwoll, war empört, daß man mich überhaupt eingesetzt hatte, und ausgerechnet hier! Nach einigen Telefonaten überreichte er mir Marschpapiere und sagte: „Gleich morgen treten Sie eine Kur von mindestens vier Wochen an. In Sellin auf Rügen, gefällt Ihnen das?"

Ich bekam ein Schlafwagenabteil im Kurierzug nach Berlin, und ich hatte während dieser Fahrt die seltene Gelegenheit, Robert Ley in den Hintern zu treten. Er hatte das Nachbarabteil und suchte nach einem Stiefelzieher. Ich auch; denn von meinem geschwollenen Bein ließ sich der Stiefel nur gewaltsam entfernen. So benutzten wir uns gegenseitig nach der Methode: Stiefel zwischen die Beine und Tritt in den Hintern; allerdings mit der Variante, daß ich auf seinem kräftig herumtrampeln mußte, bis er es geschafft hatte.

„Danke schön."

„Danke schön, Herr Minister."

Sellin gefiel mir recht gut, viel besser als die Kameraden im SS-Kurlazarett, die keine Kameraden waren, sondern uniformierte Zivilisten aus irgendwelchen SS-Hauptämtern in Berlin. Sie waren weder verwundet noch krank, sondern hatten nur gute Beziehungen untereinander und bewilligten sich gegenseitig Kuren als Ferien auf Staatskosten. Außer mir war nur noch ein verwundeter Frontoffizier da, mit dem ich eine Clique gegen die

Clique bildete.

Da war noch einer, der sich zu uns beiden Frontsoldaten hingezogen fühlte. Er hatte im Polenfeldzug ein Bein verloren und sich inzwischen im Personalhauptamt recht zivil akklimatisiert. Er erfuhr von meinen literarischen Ambitionen und hatte aus den Akten ersehen, daß ich von der Führerschule als Führer einer Kriegsberichtereinheit qualifiziert sei.

„Da wären Sie doch der richtige Mann für uns, sowas suchen wir gerade."

„Was, wofür?"

In Pforzheim sollte eine neue Dienststelle aufgebaut werden, welche das Schulungsmaterial für die künftigen NS-Führungsoffiziere zusammenstellt und redigiert. Es war mir neu, daß es bei uns jetzt auch eine Art Politkommissare geben sollte.

„Sie haben ausgiebige Fronterfahrungen, entsprechende Vorbildungen und Ambitionen, da wären Sie doch genau der richtige Mann. Siebenhundert Mark Gehalt bekämen Sie, doppelt soviel wie jetzt."

Ich wußte gar nicht, wieviel Gehalt ich bekomme, und das wäre wohl auch das Letzte gewesen, was mich gelockt hätte; aber ich wollte einmal Journalist werden, und das wäre vielleicht . . . aber dann kam es, was mir die Suppe versalzte:

„Und dann brauchen Sie auch nie mehr an die Front!"

Das war es, was mich an diesen Beamten so empörte: Sie trugen unsere Uniformen, schmückten sich mit unseren Dienstgraden und fühlten sich als viel zu wertvoll, um an der Front verschlissen zu werden, zu schade, als daß man es ihnen zumuten könnte, eines Tages zerfetzt an einer Panzerwand zu kleben oder sich dieses auch nur ansehen zu müssen. Sie waren es, die mit wenigen Federstrichen und ihrer Unterschrift Schicksale besiegelten, Schicksale von Soldaten, von Familien, von ganzen Völkern. Und die Wunden, die sie dabei anderen beibrachten, kurierten sie hier aus.

Eines Tages platzte mir der Kragen.

Der Lazarettfeldwebel trug infolge eines Kopfschusses eine Silberplatte am Kopf. Sein motorisches Sprachzentrum war lädiert. Er stotterte. Und weil irgendeinem Hauptsturmführer irgendeine Bedienung beim Mittagessen nicht flott genug ging, befahl er den Lazarettfeldwebel zu sich. „Den werde ich mal gründlich zusam-

menscheißen", kündigte er seinen Kollegen an, und dann zeigte er ihnen, wie man sowas macht. Da stand er nun, der Feldwebel, riß die Hacken zusammen und beantwortete die unflätigsten Beschimpfungen immer nur mit: „Jawoll, H-h-h-hauptsturmführer!" Und dieser äffte sein Stottern auch noch nach und hatte sein Vergnügen daran, ihm seine totale Unfähigkeit vorzuhalten.

Da platzte mir der Kragen.

Ich führte den Feldwebel am Arm aus der Schimpfkanonade heraus.

„Wie kommen Sie dazu, sich da einzumischen!?" fuhr er mich an.

„Ich hätte Sie dieserhalb gerne einmal gesprochen, Hauptsturmführer, unter vier Augen, wenn es Ihnen recht ist."

Er folgte mir in ein Nebenzimmer. Dort packte ich seine Krawatte und drehte ihm damit die Luft ab, bis er puterrot war. „Wenn ich sowas noch einmal erlebe, Sie Scheißkerl von Hauptsturmführer, dann sorge ich dafür, daß Sie einen echten Grund haben, für vier Wochen in ein Lazarett zu gehen!" Dann ließ ich ihn wieder Luft holen und ging, und der Scheißkerl hat sich nicht einmal beschwert, sondern so getan, als sei nichts gewesen.

Da war der Frauenarzt mit seinen feingliedrigen Händen, zwei Meter groß, viel zu groß, um mit den normalen Lebensmittelrationen in Berlin leben zu können. Das war seine Krankheit, die er außerdem noch mit drei verschiedenen Bratkartoffelverhältnissen bei Kriegerwitwen auskurierte. Ihn hörte ich immer wieder dafür plädieren, daß man viel härter durchgreifen müsse gegen diese Schlappschwänze und Drückeberger.

Der Chefarzt ging mit gutem Beispiel voran. Wenn er überhaupt mal im Hause war, hatte er keine Zeit; denn diese opferte er seiner Segeljacht, die im Hafen von Binz lag, und die er natürlich – das könnten fast alle bestätigen – jederzeit dem SS-Führungshauptamt zwecks prominenter Erholung zur Verfügung stellte.

„Ich könnte dafür sorgen", bot er mir als große Gefälligkeit an, „daß Ihre Kur noch um weitere zwei Wochen verlängert wird."

„Nein danke, ich möchte so schnell wie möglich wieder zu meiner Truppe zurück." Er hielt mich für verrückt. War ich das? Es wäre mir vielleicht noch vieles erspart geblieben, aber ich habe es mir grundsätzlich abgewöhnt, rückschauend etwas zu bereuen

oder zu wünschen, mich anders entschieden zu haben, allein deswegen, weil es sich ohne solche Zweifel viel besser lebt. Mich andererseits unter den gegebenen Möglichkeiten für die bequemere und risikolosere zu entscheiden, war für mich schon immer reizlos gewesen.

Meine Truppe war meine Heimat, meine Familie, die es zu bewahren galt besonders vor jenen, die immer noch härter gegen solche Schlappschwänze durchzugreifen befahlen.

X.

Friedlich lag es da zu unseren Füßen, das kleine Dorf, und die Kirche hockte wie eine Glucke schützend über den Häusern. In einer Kurve des unbefestigten Sandweges war ich stehengeblieben und versuchte mich an die Bewohner der einzelnen Häuser und deren Rolle in dem allgemeinen Dorfklatsch zu erinnern. Sie hatten ihre Spitznamen, wie auch etliche unserer Soldaten von den Einwohnern ihren Spitznamen hatten. Weihnachtsmann nannten sie den Spieß, und der Waffenwart hieß Schielauge, obwohl er gar nicht schielte, sondern nur seinen Kopf auf die Seite legte, wenn er sich auf jemanden konzentrierte.

„Und dein Bein?“ wollte Jeanette wissen. „Wie war es damit, wann hast du es verloren?“

Ach ja, das Bein! Die Thrombose war nicht daran Schuld. Nach dem Kurzurlaub wollte mich der Arzt des Berliner Lazaretts immer noch nicht in den Dienst entlassen. Er suchte nach weiteren Urlaubsgründen.

„Haben Sie eine Freundin? Sind Sie verlobt?“

„Ja.“

„Dann hätten wir's ja: Sie heiraten! Das macht nochmals drei Wochen."

Ich reiste nach Polen, in den „Warthegau", so hieß diese Gegend damals. Lore war dort in einem Studentinneneinsatz. Ich holte sie ab.

„Heiraten? So plötzlich? Meine Eltern fallen aus allen Wolken!"

Nein, von diesem Heiratsurlaub sollte ich Jeanette lieber doch nichts erzählen; vielleicht nur die Sache mit Robert. Auf Lores Hof arbeitete eine internationale Brigade von Jugoslawen, Polen und Franzosen. Robert war französischer Kriegsgefangener, führte das Kommando und nahm die Stelle des Verwalters ein. Er leitete den Hof, als sei er sein eigener. Zwar gab es ein Gefangenenlager, eine Baracke und richtigen Stacheldraht drum herum und ein Tor, aber wer gerade den Schlüssel dafür hatte, ließ sich niemals so recht feststellen. Der Älteste und Lahmste dieses Vereins war der Gefangenenwärter, der Wachmann, dessen Hauptaufgabe darin bestand, den Dienstplan dafür zu erarbeiten, welcher der Bauern das Frühstück, Mittagessen oder Abendessen zu stellen hatte. Robert begrüßte mich wie einen Kumpel aus der Familie und stellte zu seinem Bedauern fest, daß ich mit dem geschwollenen Elefantenbein für die Feldarbeit ungeeignet sei. Notfalls könnte ich im Stall oder in der Küche helfen.

Am zweiten Abend verabschiedete sich Robert mit geschultertem Gewehr. Der Wachmann, der alte Trottel, hatte es wieder einmal vergessen, und jetzt mußte er eigens deswegen den Umweg übers Lager machen, wo er sich doch mit seiner Freundin verabredet hatte. In der Backstube. Da sei es schön warm und röche es nach frischem Brot. Er zeigte mir den Schlüssel zum Lagertor und zog mit dem Finger sein rechtes Augenlid herunter: Holzauge sei wachsam!

Jeanette lachte vergnügt: Wenn zwei sich gerne mögen, dann sei es doch egal, ob Franzose oder Deutscher, ob frei oder gefangen.

Wie beneidete ich Robert, der auf dem Hof, in der Nähe von Lore, bleiben und etwas sehr Nützliches arbeiten durfte, während ich, untauglich für die Feldarbeit, tauglich genug war, meine Kompanie wieder zu führen. Voll zaghafter Hoffnungen humpelte ich in die Ardennenoffensive und schleppte mich mit de-

nen, die wieder einmal davongekommen waren, durch Schnee und Kälte und das soeben zerbombte Koblenz auf die andere Seite des Rheins zurück.

Wir hatten kaum genügend Zeit, alle wieder einzusammeln und Bestand aufzunehmen, als schon wieder Güterzüge heranrollten, um uns ins nächste Abenteuer zu transportieren. Das Blutgerinnsel hatte sich trotz aller Anstrengungen immer noch nicht losgerissen und das Herz verstopft, während jedoch das Bein immer schwerer wurde und damit jene Formel der Relativitätstheorie bestätigte, wonach sich Energie in Masse verwandelt.

Unser Abtransport war streng geheim. Selbst bei den höchsten Dienstgraden war es nicht bekannt, wohin die Reise gehen würde. Nur einer wußte Bescheid: Ich. Wenige Stunden vor der Verladung wartete ein junges Mädchen in meinem Quartier mit einem Köfferchen in der Hand: „Ach, nehmen Sie mich doch bitte mit!"

„Mit? Wohin?"

„Nach Prag. Dort studiert mein Verlobter. Wir wollen heiraten."

Nichts gegen das Heiraten, aber wieso nach Prag? „Fahren wir denn nach Prag?"

Sie wollte nur bis Wien mitgenommen werden. Von dort käme sie dann schon irgendwie nach Prag.

Nach Wien also; dann war es nicht schwierig zu erraten, daß es von dort weiter ging nach Ungarn, wo heftige Kämpfe am Plattensee entbrannt waren.

Der ständige Klimawechsel von der Kampfesweise der Amerikaner und Engländer zu der der Russen war gewiß nicht sehr gesund, aber für die da oben vollzog sich das Geschehen nur auf dem Globus, in wenigen Zentimetern und mit kleinen Fähnchen, die wir mit Leib und Seele und Leben auszufüllen hatten. Wir landeten tatsächlich in der Pußta und wurden unterwegs umgetauft. Unser Regiment hieß nicht mehr „Der Führer", sondern Otto oder Heinrich. Wahrscheinlich schämte sich „der Führer" unserer schäbigen Reste. Die Einheiten trugen die Vornamen ihrer Kommandeure, und weil wir im Süden kämpfen sollten, nannten wir uns zur Täuschung der Gegner „Kampfgruppe Nord". Aber auch sonst hätte man unsere einstige Einheit nicht wiedererkannt. Einer meiner Zugführer war ein einarmiger Leut-

nant, für den das Heer keine Verwendung mehr hatte, und der andere Zugführer war ein Oberscharführer mit dreijähriger Papierkriegserfahrung. Und was sonst heil aus der Ardennenoffensive zurückgekommen war, hatte dieses dem Umstand zu verdanken, daß das Benzin nicht gereicht hatte, um sie nach ganz vorne zu bringen. Aber es sollte frischer Ersatz kommen.

Er kam. Aber von frisch konnte wohl nicht die Rede sein. Die meisten hätten wohl meine Väter sein können. Sie zeigten mir ihre Leistenbrüche, ihr Zipperlein und die Bilder ihrer erwachsenen Kinder, und ich zeigte ihnen mein Elefantenbein und den abben Arm von dem Leutnant, womit sie sich dann trösteten. Irgendein radikaler Heldenklau hatte die entlegensten Druckposten auf Flughäfen, Bootswerften, Universitäten und Fronttheatern durchgekämmt, um dann sein Ergebnis mit unserem guten Namen veredeln zu lassen. Es war so richtig das, was man sich unter einer Elite vorzustellen hatte, ein Haufen, mit dem man Angst einjagen konnte, weniger den Russen als uns alten Hasen.

Als ich die krumme und schiefe Reihe meiner krummen und schiefen Kompanie vor mir sah, die Frischen daran zu erkennen, daß sie noch oben ohne waren, wollte ich zwar immer noch nicht wahrhaben, daß der Krieg verloren sei, doch schwelte in mir das unterschwellige Gefühl, daß wir ihn damit auch nicht gewinnen könnten. Welchen Kompromiß es dazwischen geben könnte, darüber mochte ich jetzt lieber nicht nachdenken. Außerdem gab es dafür keine Zeit; denn nur noch zwei, höchstens drei Wochen sollten wir dafür zur Verfügung haben, um aus diesem Eliteschreck wieder die so gefürchtete Feuerwehr der Ostfront zu machen.

Natürlich hatte ich mir längst meine Gedanken darüber gemacht, daß die gefürchtete Waffen-SS nicht deswegen so gefürchtet war, weil sich hier gezielt oder auch zufällig lauter elitäre Individuen angesammelt hatten, sondern weil sie von einem Nimbus zehrte, den die einstigen Freiwilligen der ersten Stunde geschaffen hatten. Wer nun deren Uniform trug, war zum Heldentum verpflichtet und hatte sich dieser Verpflichtung bewußt zu sein. Zwar hatte man Angst, aber man sprach nicht darüber und zeigte sie nicht, so daß jeder überzeugt war, der einzige mit diesem unwürdigen Gefühl zu sein, welches er bei keinem anderen zu

entdecken vermochte. Also ließ man sich von dem unbekümmerten Heroismus der anderen anstecken und mitreißen und gab damit selbst ein Beispiel für unbekümmerten Heroismus, mit dem man wiederum jene mitriß, die ihn mitrissen. Angst und Mut verbreiten sich wie eine Seuche von oben nach unten und reflektieren wieder von unten nach oben zurück.

Also, sagte ich mir, sei es jetzt das Wichtigste, diesen Nimbus von Mut und Tapferkeit so rasch wie eine ansteckende Krankheit zu verbreiten und diesen Haufen zu einer heroischen Kameradschaft zusammenzuschweißen. Eine harte Ausbildung hatte dabei den nützlichen Nebeneffekt, daß die Gruppe, der Zug und die Kompanie in dem jeweiligen Vorgesetzten ihren gemeinsamen Feind sah; denn nichts schweißt die Menschen mehr zusammen als eine gemeinsame Wut auf irgendjemanden oder irgendetwas.

Und dann mußte ein Kameradschaftsabend folgen, eine Gelegenheit zur Metamorphose der verfluchten Ausbilder zu ganz normalen prima Kerlen, zu menschlichen Menschen, die als besorgte Väter nur das Beste gewollt haben.

Schon nach zehn Tagen kaum begonnener Ausbildung erforderte es die Großwetterlage, die Weiterbildung auf dem Schlachtfeld fortzusetzen. Doch zuvor der Kameradschaftsabend! Es wurde ein feuchtfröhlicher Abschied, hervorragend improvisiert von der Künstlerspende überflüssig gewordener Fronttheater, die endlich echtes Fronttheater machen durften. Da erhob sich der mit den langen Locken, der am Granatwerfer nur zwei linke Hände zu haben schien, und verschmalzte die Wolgaschiffer auf eine Art, daß uns der Plattenseewein wieder aus den Augen tropfte. Der Spieß pfiff einen zweistimmigen Jodler, und aus Flaschen, einem Waschbrett, Kämmen und leeren Patronenhülsen zauberte eine Kapelle den Einzugsmarsch aus der Aida, aus dem sich so mancher Intendant neue Interpretationsimpulse hätte holen können. Wir tranken den Wein aus herumgereichten Waschschüsseln, ein Ungar erzählte jüdische Witze so echt, daß man ihm dafür den Judenstern verlieh, und ein Exquilibrist hantierte mit fünf Handgranaten und wirbelte sie vor, neben, hinter, über und unter sich, daß uns ganz schwindelig wurde. Der alte Betongefreite von dem U-Boot-Bunker setzte sich auf den Schenkel meines geschwollenen Beines und sagte mir liebkosend: „Du schscharfer Hund bist ja sonst ein ganz feiner

Khhherl und khhhannst immer alles bbbesser, aber das mit den Hhhhandgranaten, das schaffst du nie – wetten?“

Ich nahm zwei Handgranaten, schraubte heimlich den Zünder heraus und ließ den Porzellanknopf aus dem Stiel heraushängen; dann wirbelte ich sie ungeschickt durch die Luft und erwischte sie beim Auffangen unglücklicherweise am Abzugsknopf, während die nunmehr gezündete Handgranate unter sie rollte. Einer erkannte die rollende Gefahr und schrie aus Leibeskräften: „Volle Deckung!“ und die ganze Bande versuchte, innerhalb der Inkubationszeit von sieben Sekunden aus dem Raum zu hechten. Das war die geeignete Ernüchterung, um wieder auf den Ernst des Lebens zurückzukommen.

Es wurde dann auch sehr ernst.

Schuld daran hatte ein rumänisches Korps. Es hatte bei Raab heimlich seine Stellungen geräumt, in das die Russen unheimlich hineinstießen. womit die allgemeine Lage so unklar wie möglich wurde. Zur Orientierung diente uns der flammendrote Nachthimmel im Osten, unter dem Freund und Feind ihre schier unerschöpflichen Munitionsreserven verballerten. Wir sollten eine Lücke ausfüllen, ehe es die Russen taten, und so nahm der Wettlauf um die paar Quadratkilometer bedrohliche Formen an. Weil sie angefangen hatten zu schießen, schossen wir zurück, woraufhin dieses Hick-Hack in eine ungemütliche Knallerei ausartete, ehe ich Gelegenheit hatte, die Männer wie Saatkartoffeln in die Erde zu pflanzen.

Hatte ich das Schwergewicht der Ausbildung darauf verlegt, den alten Herrschaften die unterschiedlichen Verwendungszwecke von Pak und Granatwerfern beizubringen, so war das alles für die Katz; denn unser erster Einsatz war rein infanteristisch und ein entsprechender Reinfall. Der Morgen hatte noch nicht richtig gedämmert, als die zweite Kompanie entdeckte, daß die Linie, welche sie besetzen sollte, bereits besetzt war, von den Russen, und so prügelten sie sich lautstark, daß es nur so knallte, zwitscherte, pfiff und schwirrte. Werden bei einer Zeugung Millionen von Samen ausgestreut, um ein einziges Leben zu erzeugen, so wurden hier ebenso viele Geschosse verpulvert, um eines zu vernichten. Was waren das noch für Zeiten, da man mit Lanzen und Schwertern aufeinander eindrosch und das Überleben oder Sterben nicht so ausschließlich einem quantitativ-statisti-

schen Mittelwert ausgesetzt war!

Also sollten wir einen Gegenstoß in eine ungewisse Dämmerung unternehmen, die auch nicht heller wurde, als der Tag anbrach. Ich stieß also gegen, und da man sich bei diesem Lärm kaum miteinander verständigen konnte, mußte ich es vormachen: Sprung auf, marsch, marsch, in Richtung Osten! Und wenn ich fünfzehn Meter gesprungen war, sprangen sie nur zehn, und wenn ich zehn Sekunden in Deckung blieb, verweilten sie fünfzehn, und wenn ich sie nach vorne winkte, winkten sie freundlich zurück.

Vor uns senkte sich sanft eine Mulde, die von einem Bach durchschnitten wurde. Jenseits davon bewegten sich Gestalten. Vorwärts oder rückwärts, Freund oder Feind, das war hier die Frage. Wir hoppelten, von allen Seiten gut einsehbar, mittendrin. Ich war einsame Spitze und durchquerte den Bach, dessen eiskaltes Wasser das geschwollene Bein wohltuend kühlte. Das schaffen wir nie, dachte ich und stapfte über den ungepflegten Acker, nicht ahnend, daß da rechts an dem vorspringenden Waldstück in unserer Flanke ein Stalinpanzer stand. Von ihm kam das Maschinengewehrfeuer, welches die kleinen Dreckfontainen rings um mich herum aufpeitschte. Er hatte mich aufs Korn genommen und würde nun wohl nicht eher Ruhe geben, bis er der Kompanie die einsame Spitze abgeknipst hatte. Still betete ich vor mich hin, daß, wenn schon, dann das linke Bein getroffen werden sollte, bitte schön, weil es sowieso nichts mehr taugte.

Mein Gebet wurde erhört. Beim nächsten Sprung auf, marsch marsch, wumste es gegen den linken Fuß und riß mich von den Socken.

Der nächst hinter mir hüpfende Gefreite vom Luftwaffenbodenpersonal verkündete lauthals, als sei es eine Siegesmeldung: „Der Chef ist gefallen!“

Die Nachricht von meinem Heldentod verbreitete sich wie ein Lauffeuer und schien die Kameraden zu einigen, wenn nicht noch mehr Minuten stillen Gedenkens zu verpflichten, womit der Gegenstoß endgültig in die Binsen gehen würde. Also erstand ich wieder auf und humpelte einige Schritte wegweisend nach Osten, um dann alsbald wieder umzukippen, woraufhin der Gefreite vom Luftwaffenbodenpersonal korrigierte: „Der Chef ist nur verwundet! Sanitäääääter!“

Es schien, als führte ich eine Sanitätskompanie; denn es kam ein Sanitäter nach dem anderen, um mich nach hinten abzuschleppen, wobei ein Volksauflauf entstand, in den einmal richtig reinzuhalten jeden Artilleristen gereizt hätte. Mit Flüchen und Schimpfen traktierte ich sie nach vorn, und dann war ich bald nicht mehr Spitze, sondern einsamer Schwanz.

Daß der Stalinpanzer mich fortan mißachtete, lag daran, daß unsere 7,5 cm Pak ihn aufs Korn nahm und ihn von mir ablenkte. Das hätte sie nicht tun sollen, weil er ein viel zu dickes Fell hatte. Er richtete seine Kanone auf die Pak und putzte den kleinen Kleffer vom Spielfeld.

Unser junger, noch nicht ganz ausstudierter Bataillonsarzt schnitt mir eigenhändig den Stiefel auf, betrachtete sich das Loch über dem Knöchel, klebte ein Heftpflaster darüber und meinte, ich sollte bei nächster Gelegenheit mal wieder in seine Sprechstunde kommen. Doch beim nächsten Besuch schlug er vor, den Hausarzt zu wechseln, weil er sich nicht erklären konnte, warum mein Unterschenkel zum Platzen gespannt war und fürchterlich schmerzte. Da lag ich auf der Zugmaschine und hatte Fieber, und neben mir lag der tote Pakgeschützführer, und da stand einer neben dem Fahrzeug, der mich aus seinen großen braunen Augen traurig anblickte. Es war mein Fleckfieberkumpan aus Semlin, der mit den fröhlichen Blähungen; er war inzwischen wieder hellhörig geworden und wollte unbedingt noch am Endsieg teilnehmen.

„Halten Sie mir wieder ein Bett frei, Kamerad," sagte er und wandte sich gen Osten der Morgenröte entgegen.

Der da auf mein zum Platzen stramm gespanntes Bein klopfte und an dem Loch über dem Knöchel roch, schien ein richtiger Arzt zu sein; denn er trug einen weißen Kittel mit vielen dunkelroten Blutflecken.

„Hat Ihnen da jemand hineingestochen?" fragte er. „Aus fünfhundert Metern Entfernung mit einem Maschinengewehr", sagte ich.

„Dann müßte da doch ein Ausschuß sein?"

„Vielleicht steckt es noch drin."

„Nein, nichts zu finden."

„Ich habe starke Schmerzen unter dem Knie. Vielleicht steckt es da."

„Unsinn, wie soll es dahin kommen!"
Unter dem Röntgenschirm war der Unsinn unter dem Knie zu sehen. Es muß ein Abpraller gewesen sein, der sich vom Knöchel durch die Wade bis zum Knie hochgewirbelt hat, ohne seltsamerweise Wichtiges oder Edles zu verletzen, was ebenso schleierhaft wie ernsthaft war. Ich bekam unverzüglich eine Chloroformmaske aufs Gesicht und mußte solange reizen, bis ich bei vierundzwanzig paßte.

Der brennende, drückende Schmerz war wie weggeblasen; das Bein war federleicht. Wo sich das Knie befand, war ein dicker Wulst von Verbandstoff. Die Schwester drückte meinen Kopf gegen ihren weichen Busen und sagte: „Es war Gasbrand."

„Scheißgasbrand! Muß deswegen das ganze Bein ab!?"

„Sonst wärst du gestorben", sagte sie," und hättest deine Frau und deine Kinder nie wiedergesehen . . ."

„Ich habe keine Kinder . . ."

XI.

„Mais, tu avais un enfant", sagte Jeanette und streichelte meinen Arm, als müßte sie die Tröstungen der Krankenschwester fortsetzen. „Er war damals schon ein Jahr alt, fast ein Jahr."

„Hattest du viel Kummer mit ihm?"

„Ah non, il était très gentil, Julien."

„Und – die Leute?"

„Les gosses disaient Boche, mais ça m'etait égal. Je m'étais souhaitée un fils, un garcon – comme toi."

Damals mußte hier die Hölle losgewesen sein, als das eine Frankreich das andere terrorisierte, aber ich mochte nicht noch einmal danach fragen und ließ den Wagen langsam bergab rollen.

Dort lag die Farm des Bürgermeisters, mit dem wir Zigaretten

und andere Marketenderware gegen Eier und Fleisch tauschten. Sie sollten nicht rauchen, die siebzehn- und achtzehnjährigen Jungs, keinen Likör trinken, sondern ordentlich was zu essen haben.

„Erinnerst du dich?“ Dort, im Schatten der Akazie, hatte sie, von Chalais kommend, mit dem Fahrrad gestanden, um mir wie zufällig zu begegnen, da wir das letzte Mal versäumt hatten, unser nächstes Rendezvous zu vereinbaren. Gegenüber hatte der Waffenmeister seine Werkstatt.

Wie von selbst steuerte der Wagen den Weg hoch zur Boisse. „Sollten wir nicht Marianne guten Tag sagen?“

„Sie würde sich gewiß freuen, dich wiederzusehen, aber sie ist verheiratet, und ihr Mann ist sehr eifersüchtig. Wenn wir von damals erzählen, bekommt seine Eifersucht neue Nahrung. Vielleicht später einmal.“

Später! Es war für sie selbstverständlich, daß ich nicht zum letzten Mal hier gewesen sein würde. Und für mich eigentlich auch. Sie machte es mir nur bewußt. Wir bummelten langsam durch Gassen und Felder und hin und wieder fragte sie: „Tu te rappelles?“

Oh ja! Überall schossen mir Erinnerungen durch den Kopf. Ob es dieselben waren, mit denen sie sich gerade befaßte?

„Jeder hat im Leben seine schönste Zeit“, sinnierte sie. „Sie war nie wieder so schön.“ Und weil ich nichts sagte, fragte sie: „Et pour toi?“

„Aussi“, sagte ich, und es war nicht einmal gelogen.

Im Verhältnis zu dem, was vorher war und was nachher kam, war hier für mich eine Oase. Hier war ich frei von dem Druck beobachtender, befehlender und kommandierender Vorgesetzter. Ich war ein unbequemer Untergebener und litt mehr unter dem Gehorchenmüssen, als ich mir eingestehen wollte. Die wenigen Persönlichkeiten, die ich als Autoritäten anerkannte und denen ich mich zu unterwerfen bereit war, konnte ich an den Fingern einer Hand abzählen. Und wenn ich sie nicht anerkannte, ließ ich es mir auch anmerken, und das brachte meine Ausbilder und Vorgesetzten oftmals in Rage: „Ich werde Ihnen Ihr zynisches Grinsen schon noch austreiben!“ Mit Sonderdiensten oder Strafexerzieren. Die subalternen Kraftmeier, die sich autoritär anmaßten, was ihnen an Autorität fehlte, konnte ich nicht ausstehen.

Damals war hier einer, der mich an mich selbst erinnerte. Scharf hieß er und stammte aus Halle an der Saale, ein intelligentes Kerlchen mit Charakter, dem ich es anmerkte, was in ihm vorging, wenn er vor seinem Ausbilder stand, die Hacken zusammenriß und „Jawoll, Unterscharführer!“ sagte. Er war nicht so dumm, zynisch zu grinsen, wie ich, und sie damit noch mehr herauszufordern, aber mir konnte er die inneren Windungen seiner Seele nicht verbergen, wenn er mit unbeweglichem Gesicht „Jawoll“ sagte; und seine Ausbilder spürten intuitiv, daß er sie nicht akzeptierte und versuchten, es mit ihren Mitteln zu erzwingen, mit Imponiergehabe, mit Befehlsgewalt oder plumper Kameraderie. Nein, ich habe nicht eingegriffen, wenn ich es beobachtete. Er mußte da durch, mußte Schlucken lernen und erfahren, wie man es nicht machen darf. Immer würde er, wie jeder Mensch, irgendeinen über sich haben, von jemandem abhängig sein, und immer werden solche dabei sein, die ihren Mangel an Qualitäten durch Posen, Ungerechtigkeiten, Intrigen oder Machtdemonstrationen zu ersetzen versuchen. Nirgendwo wird es die Einsicht oder Gerechtigkeit geben, die man erwartet oder beansprucht, als Soldat nicht und im zivilen Beruf erst recht nicht. Das durch Erfahrung zu wissen, sich dagegen zu wehren, ohne sich aufzubäumen, die Tiefen der Ungerechtigkeiten und Erniedrigungen zu durchleiden, ohne sich aufzugeben und ohne seine Beherrschung zu verlieren, das sind die Voraussetzungen, um einmal selbst wirklich führen zu können.

Ich machte ihn zum Geschützführer, und er war besser als die Älteren, und zu seinem achtzehnten Geburtstag veranlaßte ich seine Beförderung zum Unterscharführer, wogegen die meisten Offizierskollegen des Bataillons ihre Bedenken hatten.

Während des Transportes nach Rußland im Herbst bekam Scharf eine Blinddarmentzündung, und das ausgerechnet in der Nähe von Halle an der Saale. Nein, er hat nicht simuliert, wie die anderen behaupteten, und doch hatte ich die noch wenig untermauerte Überzeugung, daß seine Psyche dabei eine Rolle spielte, die Erwartung seiner bevorstehenden Bewährungsproben unter den kritischen Augen jener, die ihn für einen noch unreifen Pimpfen hielten, eine Bewährungsprobe, die er unbedingt bestehen wollte, um mir und den anderen die Rechtfertigung seiner vorzeitigen Beförderung zu beweisen. Ich sah ihn nie wieder.

Aber ich hörte von ihm. Persch, der Kommandeur des zweiten Bataillons, berichtete von einem blutjungen Unterscharführer, der aus dem Lazarett kam und seinen Genesungsurlaubsschein zerrissen hatte, um an die Front zu kommen. Persch hatte ihm ein waghalsiges Stoßtruppunternehmen anvertraut. Über ein Minenfeld führte er seine Männer nachts durch die russischen Linien hindurch, machte geräuschlos die russischen Wachen unschädlich, sprengte ein Munitionsdepot in die Luft, stiftete eine heillose Verwirrung, um sich danach durch die russischen Linien zurückzuarbeiten. Auf dem Hinweg sei er als erster gegangen, auf dem Rückweg als letzter, brachte alle Männer heil wieder zurück, doch dann, als er sich schon am Ziel glaubte, trat er auf eine Mine.

Es war Scharf. „Ein Prachtkerl", sagte Persch, „so jung und unerfahren und führt seinen ersten Einsatz, wie keiner es besser hätte machen können. Jammerschade um den Kerl."

Scheißkrieg!

Selten war mir etwas mehr an die Nieren gegangen als dieser Bericht von Persch.

Auch ich hatte einmal meinen Genesungsurlaubsschein zerrissen, um nach Rußland zu kommen. Es war neunzehnhunderteinundvierzig. Wir waren aus dem Balkanfeldzug zurückgekommen, und ich lag in einem Lazarett in Wels bei Linz, als der Krieg mit Rußland begann. Die Division war schon zwei Wochen zuvor in den östlichen Bereitstellungsraum verlegt worden. Als ich unbedingt aus dem Lazarett herauswollte, bekam ich drei Wochen Genesungsurlaub.

Drei Wochen!

Achtzehn Tage hatte der Krieg in Polen gedauert, Norwegen war nur ein Handstreich. Der Krieg in Frankreich hat etwas länger gedauert. In Jugoslawien hat ein Hauptsturmführer mit sieben Mann Belgrad erobert und damit den Feldzug vorzeitig beendet. Der Krieg in Rußland währte nun schon acht Tage, und es gab keine Nachrichten über die Entwicklung der Fronten. Drei Wochen Genesungsurlaub! Bis dahin, so lautete meine Hochrechnung, könnten meine Kameraden schon in Moskau einmarschiert sein – ohne mich.

Also stieg ich in Linz wieder aus dem Urlauberzug und zerriß meinen Urlaubsschein; denn in Linz gab es einen HKP, einen

Heimatkraftfahrpark unserer Division, und von dort müßten eigentlich noch irgendwelche Fahrzeuge nach Rußland fahren.

Dort meldete ich mich.

„Haben Sie einen Führerschein?“ fragte mich der Schreibstubenfeldwebel, und ich antwortete eifrig: „Jawoll!“

„Dann kommen Sie mal mit!“

Wir schlängelten uns durch einen Haufen mehr oder weniger fahrbereiter Lastwagen, und irgendwo waren Motorräder zu sehen; denn ich hatte ja nur einen Führerschein für Motorräder. Schließlich blieb er vor einem alten Zossen stehen. „Ein Panhard“, kommentierte der Feldwebel, „fünf Tonnen, mit Rechtssteuerung, ein Franzose. Abzuliefern bei der leichten Nachrichtenkolonne. Er ist mit fünf Tonnen etwas überbeladen; fahren Sie also vorsichtig und lassen Sie sich in der Schreibstube die Marschpapiere geben.“

Damit war für ihn die Sache erledigt, während meine Courage immer kleiner wurde, je öfter ich das Ungetüm umkreiste. Bisher hatte ich bestenfalls mal hinten auf einem Eineinhalbtonner-Lastwagen gesessen und wußte nicht einmal, wie es innen im Führerhaus aussieht.

Auf der Schreibstube fragte ich, ob sie nicht einen Beifahrer für mich hätten, so ganz alleine . . .

Ja, da war gerade noch so ein Nachzügler gekommen. Der könnte beifahren.

„Kannst du Lastwagen fahren?“

„Nein.“

„Ich auch nicht.“

Aber so was kann man ja lernen.

Da saßen wir hoch droben in dem Führerhaus, und da ganz unten war der Parkplatz. Das senkrecht in den Boden eingelassene Lenkrad erinnerte mich an eine Schleuse im Mittellandkanal, die auch mit einem solchen Rad geöffnet wurde, während wir den anderen Hebeln, Pedalen und Knöpfen eine vorläufige Bedeutung zusprachen und uns daran erinnerten, daß so ein Lastwagen sicherlich keinen Kickstarter, sondern einen Startknopf haben würde. Wir drückten alle möglichen Knöpfe – autsch, das war der Zigarrenanzünder, und die Zigarre war mein Zeigefinger. Sonst war da kaum etwas, das ein Anlasserknopf hätte sein können. Während wir, danach suchend, auf allen Vieren im Füh-

rerhaus herumkrochen, sprang der Motor plötzlich ganz von selbst an und blubberte vor sich hin. Fabelhaft! Das Wunder geschah durch einen Knopf, der neben der Lenksäule in den Boden eingelassen war. Einer von uns hatte zufällig darauf getreten.

Und wie stellt man das Ding wieder ab?

Einstweilen fanden wir keine andere Lösung, als den vierten Gang einzulegen und die Kupplung plötzlich loszulassen und dabei die Handbremse zu ziehen. Dann machte er zwar einen Bocksprung, so daß die fünf Tonnen Kabel nur so rumsten, aber er stand.

Der Feldwebel wartete ungeduldig, daß wir endlich abhauten, und ehe er merkte, daß wir beide nur einen Führerschein für Motorräder hatten, ließ ich den Motor gekonnt ein paarmal kräftig aufheulen, legte dann den ersten Gang ein und schlich vorsichtig die Ausfahrt hinauf. Die Straße war gerade frei, so daß ich – Gott sei Dank – nicht am Berg anhalten und wieder anfahren mußte. Einstweilen beließ ich es beim ersten Gang und heulte und dröhnte mit vier Stundenkilometern die Straße entlang, hielt Schritt mit den Fußgängern und winkte den Pferdegespannen, sie mögen uns ruhig überholen.

Außerhalb der Stadt wagte ich es mit dem zweiten Gang. Da hörte man schon etwas Fahrwind am Fenster summen und brauchte sich nur noch von den Radfahrern überholen zu lassen. Dann den dritten, dann den vierten Gang, und bald fühlte ich mich schon so sicher, daß ich während der Fahrt ein Butterbrot zu essen und eine Zigarette zu rauchen wagte. Die Straße nach Wien schien allerdings viel zu schmal für Lastwagen zu sein, so daß die Stämme einiger Chausseebäume an den Planken kratzten.

Kurz vor Wien begann mein Beifahrer mit der Fahrschule. Auf der Mariahelferstraße versuchte er vergeblich, vom dritten auf den zweiten Gang herunter zu schalten, womit das Problem, wie wir bei der nächsten Ampel scharf abbiegen sollten, umso größer wurde, je näher wir der Ampel kamen. Es war dichter Feierabendverkehr. Daß die Ampel auf rot stand, merkten wir erst, als die Straßenbahn die Notbremse gezogen hatte und quietschend, schreiend und böse klingelnd wenige Meter vor uns hielt. Sie war schließlich bereit, uns die Vorfahrt zu lassen, da wir doch dringend nach Rußland wollten, ehe unsere Kameraden in Moskau einmarschiert sind, aber unser Motor war abgestorben. Und als

der Starter krachte, war da noch der dritte Gang drin, so daß wir uns sprungweise immer dichter an die Straßenbahn heranarbeiteten. Könnte sie nicht mal ein bißchen zur Seite gehen! Die Ampel wechselte indessen stur von rot auf gelb und grün und wieder auf rot, während sie hinter uns hupten, vor uns klingelten und rechts und links neben uns schimpften, bis wir einen direkten Körperkontakt mit der Straßenbahn aufgenommen hatten.

Wie sind wir da eigentlich herausgekommen? Ich weiß es nicht mehr. Jedenfalls sind wir herausgekommen; denn in den späten Abendstunden landeten wir erschöpft auf einem Bauernhof und baten um Quartier. Die Leute waren ebenso unfreundlich wie das Quartier im Pferdestall, und Frühstück gab es auch nicht; denn am nächsten Tag war Sonntag und die ganze Hofbesatzung auf dem Weg zur Kirche. Das Dilemma in Wien war darauf zurückzuführen, daß wir mit dem Rückwärtsgang nicht umgehen konnten. Statt Frühstück probierten wir den Schalthebel aus, bis wir feststellten, daß man ihn kräftig herunterdrücken und dann nach hinten rechts schieben mußte. Jetzt fuhr der Wagen rückwärts, aber das Einfahrtstor war viel zu schmal, als daß wir gestern abend da hindurchgekommen sein konnten. Es blieb mir nichts anderes übrig als die grobe Richtung anzupeilen, Vollgas zu geben und die Augen zuzumachen, und als ich sie wieder aufmachte, lag der Pfosten mitsamt dem anhängenden Zaun am Boden. Ein morscher Zaun, der hätte sowieso erneuert werden müssen!

Warum waren sie auch so unfreundlich! Wir wollten nicht Gleiches mit Gleichem vergelten und luden Bauersmann und Bauersfrau, die wir auf dem Wege zur Kirche überholten, zum Einsteigen und Mitfahren ein, damit wir uns über den viel zu morschen Zaun unterhalten könnten. Aber sie lehnten, nicht einmal dankend, ab.

Es ging laut Fahrbefehl über Ostrau in Richtung Radom, Pulawy nach Minsk. Alle Nachrichten über die Frontlage waren vorerst noch gesperrt, so daß unsere Fantasie einen Spielraum von Minsk bis zum Ural hatte, wo wir unsere Einheiten wiederfinden würden. Längst waren wir perfekte Lastwagenfahrer geworden und kamen immer schneller voran, getrieben von dem Drang, die Nachrichtensperre durch persönliche Erkundung zu überwinden.

Die Vormarschstraßen unserer Divisionen waren nicht zu ver-

fehlen, denn es türmten sich rechts und links russische Fahrzeuge und Waffen, Berge von Gewehren und Maschinengewehren; bespannte und motorisierte Troßfahrzeuge, leichte und schwerere Artillerie, Panzer und Munitionsfahrzeuge, Brotbäckereien, Pferdeleichen und endlose Kolonnen Gefangener. Zehn, zwanzig, fünfzig Kilometer nichts als Fahrzeuge, Kanonen, Waffen und Munition, die Ausrüstung ganzer Armeen.

Mein Beifahrer murmelte fortwährend vor sich hin: Junge, Junge! – Menschenskind! Wenn die zuerst angegriffen hätten! Junge, Junge! Menschenskind! Wenn die alle westwärts gerollt wären! Menschenskind – hört denn das gar nicht auf? Junge, Junge . . .

Hinter Minsk stießen wir auf die ersten Angehörigen unserer Division. Wir erkundigten uns nach der leichten Nachrichtenkolonne.

„Na!", sagte der Unterscharführer und besah sich das Fahrzeug von allen Seiten. „Ihr seht ja schön aus. Kommt ihr von vorn?"

„Nein, von hinten, wieso?"

Unser schöner alter Panhard hatte kaum noch Farbe. Die Planken waren von den vielen Straßenbäumen, den zu engen Brükken, Zaunpfählen und dergleichen arg zerkratzt und zerplittert, Stoßstangen, Kotflügel und Türen waren so zerbeult, als wären wir vom ersten Tage an ganz vorne Aufklärung gefahren.

Es war reiner Zufall, daß ich Troßfahrzeuge mit dem taktischen Zeichen der Panzerjägerabteilung entdeckte. Und mein Krad war da, schön sauber verladen, und wartete auf mich. „Tschüß Kumpel! Ich muß jetzt nach vorn. Den Rest kannst du alleine machen, und die meisten Beulen und Schrammen stammen sowieso von dir . . ."

Drei Stunden später war ich mitten drin in dem Stoßkeil nach Osten. Die Kameraden waren noch nicht in Moskau, und wer weiß, ob wir es nicht doch noch geschafft hätten, wenn ich nicht wenige Wochen nach offizieller Beendigung meines Genesungsurlaubs schon wieder verwundet worden wäre.

„Tu te rappelles?" fragte Jeanette und holte mich wieder in die Gegenwart zurück.

„Oui, je me rappelle."

An einem Sonntagnachmittag sind wir hier herumgestrolcht, Monique, Toni, Jeanette und ich. Es war wohl das einzige Mal,

daß wir am hellichten Tag und in unmittelbarer Umgebung des Dorfes ein Rendezvous hatten. Toni hatte seinen kleinen Terrier mit, der rechtzeitig Alarm gab, wenn sich ein Fremder näherte. Die Jungs aus dem Dorf durften uns hier nicht zusammen sehen. Sie waren eifersüchtig. Dort zwischen den Sträuchern haben wir gesessen und Fotos gemacht. Toni und ich trugen unseren Sportdreß. Ein Bild davon klebt in meinem Album. Nach dem Krieg wollten wir uns alle hier wiedertreffen und ein Picknick machen, und Monique zählte die friedensmäßigen Leckerbissen auf, die sie vorbereiten würde. Und den Rest bekäme der Hund. Wenn wir verheiratet wären, dürften die Männer ihre Frauen und die Frauen ihre Männer mitbringen. Und die Kinder natürlich auch. Und wir haben so grob überschlagen, für wieviel Personen Monique das Picknick vorbereiten müßte.

„Da unten habt ihr Sport gemacht“, sagte Jeanette und zeigte auf die Fußballwiese. „Ich habe euch manchmal beobachtet. Du bist immer am weitesten und höchsten gesprungen und warst immer der Schnellste.“

„Oui, je me rappelle.“

„Und jetzt . . . kannst du das alles nicht mehr. War es schlimm?“

Von den vielen Möglichkeiten und Wahrscheinlichkeiten war es wohl noch ein gnädiges Schicksal. Mit wem hätte ich tauschen mögen, die damals mit mir wie die Ölsardinen in dem Viehwaggon zusammengepfercht in Richtung Wien abtransportiert wurden! Es stöhnte, röchelte und wimmerte, stank nach Eiter, Urin, Bauch- und Lungenschüssen, und es war kalt. Wir lagen auf Stroh, jeder nur von einer Wolldecke bedeckt, und warteten viele Stunden auf Abstellgleisen.

Nach vielen Tagen kam endlich ein abgehetzter Arzt in unseren Wagen gekrochen. Er hatte es sich abgewöhnt, auf die vielen Wünsche, Bitten und Beschwerden zu reagieren, sie überhaupt anzuhören, und konzentrierte sich auf seine Aufgabe, die fast Toten von den noch Lebenden zu sondieren, Platz für neue Verwundete zu schaffen und nur da, wo es unbedingt nötig war, Verbände zu wechseln. Bei mir zum Beispiel war es nötig.

„Wir haben leider kein Chloroform“, sagte er. „Beißen Sie mal die Zähne zusammen!“

Dann riß er mit einem Ruck den ganzen vereiterten Klumpatsch

von meinem Stumpf. So ähnlich hatte ich mir während des dämmernden Ersatzschlafes der letzten Tage eine Beinamputation im Mittelalter vorgestellt. Die Englein hörte ich im Himmel singen, aber sie nahmen mich nicht mit in ihre süße Narkose. Auf der Klaviatur der freigelegten Nervenenden verbissen sich Tausende von Ameisen, mein großer Zeh verkrampfte sich, immer wieder trat mir jemand kräftig gegen das Schienbein, langsam wurde mir die Wade von unten nach oben mit einem stumpfen Messer aufgeschnitten, während sich mühsam eine Kreissäge durch meine Fußsohle raspelte. Einerseits vollauf mit der Abwehr dieser Folterungen beschäftigt, machte ich andererseits hochinteressante neurophysiologische Studien darüber, wie und warum wohl die plötzlich freigelegten Nervenenden der Amputationsfläche ganze Serien schmerzhafter Erlebnisse hervorzaubern, die sich in Wirklichkeit gar nicht ereignen. Ich konzentrierte mich darauf, daß da weder ein Knie noch eine Wade, weder ein großer Zeh noch eine Fußsohle vorhanden sind, daß niemand gegen das Schienbein tritt, daß da keine Ameisen auf die Nerven beißen und keine Kreissäge kreischt. Da liegen nur durchgetrennte Nervenfäden offen, denen gar nichts geschieht. Jetzt wusch der Arzt mit gelblichem Rivanol den ganzen Dreck ab; ich sah es, fühlte aber etwas ganz anderes: Da spannte jemand meine Sehnen wie einen Flitzebogen, hielt eine brennende Kerze unter den Hacken, zerrte an den Fußnägeln und versuchte, meinen Fuß um einhundertachtzig Grad zu drehen. Ist die Phantasie ein Beweis für die spezielle Intelligenz des hominis sapientis, so wird sie hier erzwungen durch winzige elektrophysiologische Impulse, durch sechzig Mikrovolt etwa, die an den Nervenmembranen entlang ins Gehirn laufen. Dort, nur dort in der kortikalen Region des Stirnhirns entsteht das Schmerzbewußtsein, aber dort tut es nicht weh, sondern von dort projizieren wir die Bewußtseinsinhalte in die periphere Körperregion, wo wir den Schmerz zu empfinden glauben. Nichts weiter als diese sechzig Mikrovolt sind die Tatsache, die Realität. Man kann sie messen, aber nicht empfinden, sondern ist gezwungen, sie zu übersetzen in gelernte, gehörte, gelesene Erfahrungen von mittelalterlichen Folterkammern mit glühenden Zangen, nagenden Ratten und quetschenden Schrauben, muß ganze Erlebenskomplexe um sie flechten und spinnen, um mit grausamen Genuß zu spüren, was sich gar nicht ereignet.

Welch heimtückische Idee der Schöpfung!

Nachts wachte ich auf, weil mein linker Fuß fror, und wenn ich sorgfältig die Decke dorthin ausgebreitet und den nicht vorhandenen Fuß bedeckt hatte, dann spürte ich die lindernde Wärme. Zwar hat sich mein Bewußtsein rasch damit abgefunden, daß das Bein ab ist, aber in meinem Unterbewußtsein, in das ich einst als Säugling die phänomenale Welt der Schmerzen zu empfinden und sie zu lokalisieren hineingelernt habe, da habe ich immer noch zwei Beine. Insofern jedenfalls ist das, was ab ist, noch längst nicht ab.

XII.

Wir saßen wieder dort, wo wir damals gesessen und das Foto mit dem Hund zwischen uns gemacht haben. „Ein Anstandswauwau war er jedenfalls nicht", hatte Erika dazu bemerkt. Die Büsche waren höher geworden und versperrten uns die Aussicht auf das Dorf. Es war wieder Sonntag, wie damals, und könnte fast auf den Tag genau achtzehn Jahre her sein. Die unbekümmerte Fröhlichkeit von einst ließ sich nicht mehr herbeizwingen. Wir spürten das, und Jeanette spürte es vielleicht ganz besonders. Vielleicht sah sie mich jetzt ganz anders, beschattet durch eine Epoche,die jetzt die anderen schrieben, verkündeten und verfilmten, eine Epoche, die ihre Schwerpunkte in der Verfolgung Unschuldiger hatte, in KZs, Folterungen und Massenvernichtungen, Kriegsschuld und Überfälle auf unschuldige, friedliche Länder, eine Epoche, die untrennbar verbunden war mit dem Begriff SS, dem Superlativ alles Bösen und Grausamen, verbunden mit Oradour und Tulle und jenem Symbol, das auch ich damals trug. Hatten wir selbst schon keinen Überblick über die vielfältigen

Verschachtelungen von Organisationen, Ämtern und Verwaltungen, Polizei und Geheimdienst, von Wohlfahrtseinrichtungen wie dem Lebensborn und KZ-Wachmannschaften – wie sollte man da einem Außenstehenden begreifbar machen, daß wir, die Waffen-SS, vom ersten bis zum letzten Tag immer nur an den kriegerischen Brennpunkten, ausschließlich dem Oberkommando des Heeres unterstellt, eingesetzt waren, immer nur pendelnd zwischen Lazarett und Front, innerlich und geografisch von Unrechtsmachenschaften weiter entfernt als viele von denen, die uns damit in Verbindung zu bringen bemüht waren.

„Und – wie hast du das Kriegsende erlebt? Warst du gefangen? Von den Russen, den Amerikanern oder Engländern? Ihr ward doch SS, ‚sans soucis', wie Monsieur Sarasin sagte."

Diese Sorgen begannen bald. Aber vorerst endete die Viehwaggonodyssee in einem kleinen Ort in der Tschechoslowakei, nördlich von Linz. Deutsch-Beneschau hieß es und war noch weit entfernt vom Maschinengewehrgeknatter, von Panzern und Granaten, in wohltuender ruhiger Frühlingssonne. In dem improvisiert eingerichteten Schulsaal erhielt ich eines der zwanzig Betten mit frischer Wäsche und Kaffee aus richtigen Tassen und Mittagessen mit blanken Löffeln und manchmal auch mit Messer und Gabel. Von den zwanzig Offizieren gehörten sechs der Waffen-SS an.

Zu Hitlers Geburtstag, am zwanzigsten April, besuchte uns ein NS-Führungsoffizier, ein Mann jener Institution, für die ich bei siebenhundert Mark Monatsgehalt und freier Wohnung in Pforzheim das Schulungsmaterial zu redigieren helfen sollte. Mit einer abgewandelten kernigen Germanenphrase „Bein verloren – nichts verloren, Mut verloren – alles verloren", überreichte er mir für meine sechste oder siebte Verwundung das goldene Verwundetenabzeichen und zitierte Beispiele aus der Geschichte, da Verlorengeglaubtes durch Treue, Mut und Tapferkeit doch noch zum Sieg geführt habe.

Er machte das alles recht linkisch, und man merkte ihm an, daß die pflichtschuldig aufgesagten Verse nicht auf seinem eigenen Mist gewachsen waren. Nicht, daß wir etwa höhnisch oder verbittert den Mann ausgepfiffen hätten, nein, wir klammerten uns an jeden Strohhalm, hofften auf eine Wende oder ein Wunder. Aus einem rückblickenden Abstand sollte man annehmen, daß wir in

diesen letzten Mußestunden des unaufhaltsam dem bitteren Ende zustrebenden Krieges hätten in uns gegangen sein müssen, um über Sinn und Unsinn, Schuld und Unschuld und alle jene Kollektivprobleme nachzudenken, mit denen die damaligen Zeiten belastet wurden. Aber was später offenbart wurde, war damals noch Zukunft. Kein Wort von Judenverfolgungen, Massenvernichtungen oder Völkermord; die Namen Auschwitz oder Maidanek hätten uns nicht mehr gesagt als irgendein anderes unbekanntes Dorf. Nichts war da, was unser Gewissen hätte kollektiv belasten können, und die SS war noch nicht das Alibi einer Nation, von der man sich distanzierte oder auf die man mit dem Finger zeigte, um sich selbst zu entlasten.

Ich könnte auch nicht sagen, daß es bestimmte Tabus gegeben hätte, die man schamhaft, schuldbewußt verschwieg oder daß es uns bei Nennung des Namens Hitler oder eines seiner Minister vom Stuhl gerissen hätte, nein, es war selbstverständlich, daß man Bormann und Himmler nicht mochte, daß Göring ein barokker Angeber und Goebbels ein schlauer Jesuit und Heß ein großer Idealist waren. Wir hatten Respekt vor Guderian, Rommel und Dönitz, aber nicht vor Keitel und noch weniger vor den Dilettanten des zwanzigsten Juli, die andere, aber nicht sich selbst für ihre vaterländische Idee zu opfern bereit waren. Wir spürten die Ohnmacht vor der unermeßlichen Materialüberlegenheit der Amerikaner, ohne die die Russen und die Engänder längst kapituliert haben würden, und wir verstanden es nicht, daß Hitler ihnen, aus welchen Gründen auch immer, den Krieg erklärt hatte.

„Genießt den Krieg, denn der Friede wird fürchterlich", war unsere Parole, und sie wurde täglich genährt durch Flüchtlinge aus dem Osten, durch Soldaten und Offiziere, welche die Russen aus den besetzten deutschen Orten wieder vertrieben und die Spuren unbeschreiblicher Grausamkeiten und Vergewaltigungen vorgefunden hatten. Das war es, was uns wie ein Kloß im Hals steckte und uns in der gemeinsamen Wut vereinte, hier ohnmächtig und untätig liegen zu müssen. Hinter diesem grausamen Geschehen verblaßte alles, was als Kritik an der eigenen Sache diskussionswürdig gewesen wäre. War hier der Wunsch der Vater des Gedankens oder gab es berechtigte Gründe zu erwarten, daß insbesondere die Amerikaner, für Menschenrechte und Men-

schenwürde in den Krieg gezogen, sich nun mit uns gegen die größere Gefahr aus dem Osten wenden würden? Müßte Churchill, der eingefleischte Antibolschewist, jetzt nicht endlich erkennen, wer sein wirklicher Feind ist?

So pflegten wir uns dahin bis zum bitteren Ende des achten Mai. Die Hiobsbotschaften der Nachrichten und dessen, was man zwischen den Zeilen herauszuhören vermochte, trieb unseren Humor zum Galgen hinauf. Flüchtlinge, die aus seelenlosen Leibern Grauenvolles nicht nur von den Russen, sondern jetzt auch von den Polen und Tschechen berichteten, überzogen uns mit einer Gänsehaut.

Dann kamen die Amerikaner. Genau vor unserem Lazarett bauten sie eine Postenkette auf, eine Demarkationslinie, um die zurückflutenden Truppen und Ziviltrecks zu empfangen. Nun würden sie wohl endlich erfahren, was ihre Bundesgenossen im Osten anrichten!

Aber es kam anders.

Viel schlimmer!

Wer konnte, stand am Fenster, schaute zu und berichtete uns Liegenden, was sich da abspielte. Ein Motorrad mit Beiwagen war angekommen, besetzt von einem Offizier und zwei Männern der Waffen-SS. Sie gaben die Waffen und die Maschine ab. Die beiden Männer durften zu Fuß weitergehen. Der Offizier wurde von drei Amerikanern abgeführt. Sie gingen mit ihm ein Stück des Weges hinauf, nur fünfzig Meter weiter. Dann hörte man eine Salve aus Maschinenpistolen. Die drei Amerikaner kamen allein zurück.

„Habt ihr das gesehen? Der Obersturmführer wurde erschossen! Habt ihr das gesehen? Sie erschießen alle Offiziere der Waffen-SS!"

Das mußte doch wohl ein Irrtum sein! Warum? Warum?!

Sie überlegten nicht lange, die Kameraden der Wehrmacht. Sie gingen hinunter in die Lazarettverwaltung, vernichteten alle Unterlagen, die uns als Angehörige der Waffen-SS auswiesen, legten neue Krankenblätter mit Wehrmachtsdienstgraden an, besorgten uns Wehrmachtsuniformen und teilten uns neuen Wehrmachtseinheiten zu. Ich gehörte zum „Regiment Linz", einer aus Urlaubern und Versprengten zusammengewürfelten Einheit.

Damit begann für mich eine neue Odyssee, die Fortsetzung des

Krieges, zwischen den Fronten und ohne Waffen, als Freiwild, das mit einem mir unverständlichen Haß verfolgt wurde. Wir diskutierten über Gründe, Anlässe oder Irrtümer, die es aufzuklären oder richtigzustellen galt, aber wir fanden nichts anderes als die Vermutung, daß allein die Symbole unserer Uniform, die wir gemeinsam mit der Gestapo, dem Sicherheitsdienst und den KZ-Wachmannschaften trugen, der Grund für unsere Verfolgung war. Wie konnte man so oberflächlich urteilen! Oder sollte es einfach nur primitive Rache sein, Rache an einer Elite, die längst keine mehr war?

Ich habe es nie erfahren.

Wir sollten in kürzester Frist das Lazarett räumen. Auf Bahren lagen oder auf Krücken standen wir vor dem Gebäude. Wir kaperten einen Feldpostomnibus und bemalten ihn mit roten Kreuzen. An der einen Tür saß ein Blinder, an der anderen ein Doppelamputierter. Fünfzehn bis zwanzig Kilometer stauten wir uns ungeschoren nach Süden. Ein energisch winkender französischer Hauptmann stoppte unseren Bus. „Heil Hitler, Kameraden", sagte er, und wir dachten, er wollte uns auf den Arm nehmen. Nein, er wollte von uns mitgenommen werden; denn morgen würde das Gebiet von den Russen besetzt, und er wollte ihnen nicht in die Hände fallen. Wir nahmen ihn mit. Kurz darauf wurden wir auf eine große Wiese geleitet, wo bereits Zehntausende von Zivilisten und Soldaten hausten. Das Terrain war mit Stacheldraht umwickelt, und alle zehn Meter stand ein amrerikanischer Posten.

„Wir müssen hier heraus, Kameraden, sonst werden wir den Russen übergeben", sagte der französische Hauptmann.

„Das dürfen sie nicht", sagte der Major mit dem amputierten Unterschenkel. „Das ist gegen das Kriegsrecht. Wir haben uns den Amerikanern ergeben und nicht den Russen."

Aber der Franzose glaubte nicht an dieses Kriegsrecht und erwirkte, daß unser Bus weiterfahren durfte. Noch etwa zehn Kilometer, dann wurden wir auf einen Bauernhof dirigiert. Waren wir schon in Österreich? Krankenschwestern waren da, und es wurde eine Lazarettbehandlung improvisiert. Es kursierten die wildesten Gerüchte.

Wir sollen hier doch an die Russen übergeben werden – nein, an die Tschechen – ein furchtbares Massaker an Deutschen soll

in Prag stattgefunden haben und auf andere Städte übergreifen – Teile der SS-Division „Das Reich“ seien noch einmal nach Prag vorgedrungen, um das Massaker zu beenden und die Deutschen zu befreien – Hier soll die Waffen-SS ausgesondert und an die Russen übergeben werden – nein, nicht ausgeliefert, sondern erschossen, aber nur die Offiziere – Sie werden nicht erschossen, sondern in die amerikanische Armee eingegliedert, um mit ihr gegen die Russen zu kämpfen – Alles falsch: Hier sollen die Leute aus dem Bergbau und der Landwirtschaft herausgesucht und sofort zu ihren Arbeitsplätzen entlassen werden.

Wer noch die Möglichkeit hatte, beförderte sich zu Untertagedienstgraden, zu Melkern oder Pferdeknechten. Stempel und Stempelkissen tauchten auf, leere Soldbücher, Wehrmachtsführerscheine und Schreibmaschinen. Überfallartig tauchten immer wieder Amerikaner auf und machten Razzien, trieben Gruppen zusammen, die den Oberkörper freimachen und den linken Arm heben mußten. Dann sah man, wie einige mit Kolbenhieben auf Lastwagen getrieben wurden.

„Was suchen die denn da?“

„Waffen-SS, die haben Tätowierungen am linken Oberarm, Blutgruppentätowierungen.“

Hatte ich auch sowas? Ich konnte mich nicht darauf besinnen, wann und wie das gemacht wurde; denn wir wurden ja so oft geimpft und gespritzt, aber ich hatte Blutgruppe 0, und sie war tatsächlich unterhalb des linken Oberarms eintätowiert.

Wir griffen uns einen von den Medizinmännern, der uns sagen sollte,wie und womit man sowas wieder ausradieren könnte, aber er wußte es nicht. Einer hatte ein Ärztelexikon und darin stand, daß es nicht möglich sei, Tätowierungen ohne Hinterlassung von Narben zu entfernen.

Ein Sanitätsgefreiter hatte dennoch das richtige Mittel: Eselsmilch! Wenn man damit nachspritzt, verblaßt die Tätowierung. Ein Königreich für eine Eselin – es gab keine. Auch mit rauchender Salpetersäure könnte man die Tätowierung vorsichtig wegätzen. Einige bekamen davon häßliche Ekzeme, und die waren noch viel verdächtiger. Mit Hühneraugenpflaster könnte man Stück für Stück die Hautschichten ablösen und entfernen. Ein Königreich für Hühneraugenpflaster! Ich bekam einige davon zugeteilt. Das Königreich blieb ich schuldig, aber dafür nützten

auch die Pflaster nichts.

Einer hatte ein Radio, und aus ihm erfuhren wir das Thema Nummer eins aller Meldungen, Gespräche, Interviews und Diskussionen: Konzentrationslager. Man zeichnete grausige Bilder von Leichenbergen, von abgemagerten, verhungerten oder erschossenen Körpern, Bilder von Massengräbern, von Leichen in Viehwaggons und Menschen hinter Stacheldraht, von Frauen, die flehend ihre Arme nach ihren Kindern ausstreckten, die mit Kolbenhieben traktiert und in Güterwagen gepfercht wurden wie Vieh. Und alles war begleitet von Texten, welche pauschal die SS als Erfinder, Verantwortliche und Vollstrecker aller nur erdenklichen Bestialitäten verurteilten. Namen wurden genannt: Buchenwald, Bergen-Belsen, Dachau und Mauthausen, ganz in unserer Nähe.

Nur Dachau war mir bis dahin ein Begriff. Ein- oder zweihundert Häftlinge aus Dachau hielten sich auf der Junkerschule in Bad Tölz auf. Ihre Aufgabe war es, die Räumlichkeiten und Anlagen in Ordnung zu halten und das für den Dienstbetrieb notwendige Material vorzubereiten. Nach der Devise „Sattsein macht faul“ wurden wir nur mäßig verpflegt und nie richtig satt. Die Häftlinge bekamen dasselbe aus derselben Küche. Sie standen morgens eine halbe Stunde früher auf als wir und waren nicht ganz so zackig wie wir. Stacheldraht gab es nicht. Sie bewachten und kommandierten sich selbst. Sie waren wehrunwürdig, ausgeschlossen vom Heldentod, der den meisten von uns bevorstand.

Und nun das! Mit unseren Uniformen im Hintergrund!

Neben mir lag ein seltsam verstockter Kollege, dessen Uniform man es allzu deutlich ansah, daß die Kragenspiegel und der Hoheitsadler am Arm erst kürzlich abgetrennt waren. Er hatte eine seltsame, quadratische, handtellergroße Fleischwunde am Oberschenkel.

„Wie ist denn das passiert?“ fragte ich ihn.

Was er mir da von einem Granatsplitter erzählte, paßte absolut nicht zu der seltsamen Wunde.

„Wo waren Sie denn?“

Da legte er die Finger auf die Lippen und flüsterte mir zu: „Bei der Division Das Reich.“

Oh, wie interessant! Ich fragte ihn nach Namen und Daten,

wollte wissen, ob dieser oder jener noch lebte, wo sie nach meiner Verwundung eingesetzt gewesen wären. Nach seiner Uniform hatte er einen Offiziersdienstgrad, aber er wußte von dieser Division nicht mehr als ihren Namen. Immer mehr von mir in die Enge getrieben, kam er schließlich damit heraus, daß er zu einer KZ-Verwaltung im Osten gehört hatte. Das Lager sollte mit denen, die nicht mehr nach dem Westen abtransportiert werden konnten, den Russen übergeben werden, aber kurz zuvor brach ein Häftlingsaufstand los, alle Wachmänner wurden erschlagen, gelyncht, gesteinigt. Er sei wie durch ein Wunder entkommen.

„Und das da, was dauernd im Radio gemeldet wird, was ist damit?"

„Es war nicht so, glauben Sie mir: es war nicht so! Vielleicht bin ich noch der einzige Überlebende, der bezeugen könnte, wie es wirklich war, aber wer würde mir schon glauben!"

„Sollte das alles gelogen sein?"

„Ja und nein", sagte er. „Ich kann nur sagen, was ich von unserem Lager weiß: Die letzten Wochen waren schrecklich. Es kam keine Verpflegung mehr, keine Medikamente. Die Leute wurden krank, magerten ab, und es wurde immer schwieriger, Ordnung zu halten. Auch unsere Leute verloren die Nerven in dieser extremen Situation. Aber glauben Sie, daß wir bis zuletzt durchgehalten hätten, um das Lager ordnungsgemäß zu übergeben, wenn wir diese Mörder gewesen wären?"

Ich wußte nicht mehr, was ich glauben sollte. Vielleicht gab es Menschen, die im ständigen Umgang mit Häftlingen, aus welchen Gründen sie auch eingesperrt gewesen sein mögen, das Maß und Gefühl für Menschliches verlieren, die das Erschießen von Wehrlosen als ultima ratio zur Aufrechterhaltung einer Ordnung betrachteten , denen jedes Mittel zur Disziplinierung recht war. Welche ideale Gelegenheit jedenfalls für die Sieger, ihren eigenen Krieg als Kreuzzug für Menschlichkeit und Gerechtigkeit hinzustellen und die eigenen Untaten, selbst die der Russen, hinter einem grausamen KZ-Geschehen verblassen zu lassen.

Und der da mit der selbst beigebrachten Fleischwunde versuchte auch noch, sich in die Division „Das Reich" einzuschleichen und uns ebenfalls zu besudeln. Warum hat man ihnen dieselbe Uniform gegeben!

Die Razzien nach den Tätowierten wiederholten sich täglich,

aber das Alarmsystem funktionierte. Die Nichttätowierten lenkten die Aufmerksamkeit auf sich, während wir uns unter dem Stroh verkrochen, über das sie sich quer gelegt hatten.

Wir wurden umgesiedelt in eine Schule am nördlichen Donauufer von Linz. Gab es auf dem Bauernhof hier und da noch etwas zu entdecken, dem man einige Kalorien entziehen konnte, so setzte sich hier mein Krieg ohne Waffen nun auch ohne Verpflegung fort, und das war nicht weniger bitter. Es gab einfach nichts, gar nichts. Es gab dafür einstweilen auch keine Razzien.

Mein Strohsacknachbar war ein echter Oberleutnant ohne Tätowierung. Rase hieß er, war Förster und stammte aus Ostpreußen und war jetzt auch noch ohne Heimat. Wir schwärmten von der Schulzeit und der Zehn-Uhr-Pause, in der wir unser dikkes Frühstücksbrot auspackten und kräftig hineinbissen. Rase hatte noch beide Beine und beide Arme und war ständig auf Achse, um etwas zu organisieren. Er brachte Blätter, Gräser und Kräuter mit und wußte aufgrund seiner Vorbildung, was man damit anfangen konnte. Er wusch und zerhackte sie, streute etwas Salz darüber und kochte daraus über einem Hindenburglicht Suppe, die wir zu löffeln begannen, ehe sie heiß wurde. Wir kalkulierten die Kalorien, die wir einschließlich der Kochwärme inhaliert hatten, transformierten sie in Arbeitsleistung und rechneten wieder zurück, wie lange wir davon leben konnten, wenn wir auf die Arbeitsleistung verzichteten. Fleisch! Rase taxierte mein gesundes Bein und machte mich auf das Versäumnis aufmerksam, das abgesägte Bein nicht als eiserne Reserve mitgebracht zu haben, wenngleich Gasbrand nicht besonders gut schmecken würde; doch oberhalb des Knies hätte es bestimmt noch einige Kilos brauchbare Haxen ergeben . . .

Daß es einmal eine Zeit geben würde, in der uns das viele Fett und der tägliche Schinken zum Halse heraushängen würden, war unträumbar, und genauso absurd wäre es gewesen zu weissagen, daß unsere Gesellschaft einmal Milliarden dafür verpulvern würde, um die schädlichen, unästhetischen und krankhaften Folgen des Zuvielfressens zu beseitigen. Es gab noch keine Aktion „Brot für die Welt“ und keine „Amnesty international“, bei der man einmal auf die Pauke hauen könnte, um gegen das gezielte Verhungernlassen zu protestieren. So blieb für Rase und mich nur noch die kleine Hoffnung, daß man mir bei der unvermeidli-

chen und noch bevorstehenden Nachamputation für fünfzig Pfennig mehr abschneiden möge.

Um dieses dem Oberarzt vorzuschlagen, stelzte ich den Korridor entlang, und er kam mir von der anderen Seite entgegen. Doch bevor wir uns trafen, öffnete sich die Klassentür der ehemaligen Quinta, ein Mann mit einem mir irgendwie bekannten Gesicht trat heraus, sah mich, riß die Hacken zusammen, hob den Arm zum deutschen Gruß und rief laut und zackig „Heil Hitler, Obersturmführer!"

„Bist du von allen guten Geistern verlassen!" zischte ich ihn an. In seiner Ausbildungszeit hätte er sich nicht träumen lassen, daß ich seinen so untadeligen Gruß einmal auf diese Weise erwidern würde. Schließlich – und deswegen mochten sich auch die Razzien der Amerikaner nach Tätowierten erübrigen – waren in einem Seitenflügel ehemalige Häftlinge des KZ Mauthausen untergebracht, um sich mit Weißbrot, Butter, echtem Bohnenkaffee und Corned-Beef aufpäppeln zu lassen und verständlicherweise allergisch waren gegen alle SS-Dienstgrade.

„Obersturmführer?" fragte der Oberarzt leise. Ich sagte nichts, und er winkte mir, ihm zu folgen und steuerte auf eine Tür zu, die er hinter mir abschloß.

„Haben Sie da noch . . .?"

Ich nickte.

Ich entblößte den linken Oberarm. Er spritzte mir eine Vereisung auf die Tätowierung, und dann schnitt er sie ganz vorsichtig heraus, Schicht um Schicht und murmelte dabei, daß hoffentlich die Subkutus nicht verletzt würde. Wenn ich jetzt ganz vorsichtig wäre und darauf achten würde, daß es nicht eitert, dann würde man vielleicht kaum etwas sehen.

Nun war mir zwar etwas, aber nicht viel wohler; denn jeder, der hier als geheilt entlassen wurde, mußte sich durch das Entlassungslager Wegscheid schleusen lassen, ein ehemaliges Nebenlager von Mauthausen. Und dort wurden die linken Oberarme mit der Lupe abgesucht. Und wer nicht ganz lupenrein war, durfte erst einmal einigen schwarzen Profiboxern als Sparringspartner dienen, bevor er mit allen Würden und Schikanen ins KZ Mauthausen transportiert wurde, um dort die von Montgomery zugesicherte zwanzigjährige Verbannung anzutreten.

Daß man selbst einen jungen Mann, dem von allen seinen

Armen und Beinen nur noch ein Arm übrig geblieben war – und ausgerechnet der mit der Tätowierung – per Huckepack nach Mauthausen abschleppte, das war selbst einem ehemaligen Mauthausenhäftling zuviel. Er fungierte hier als Friseur und schnitt mir kostenlos die Haare, aus denen sich selbst nach Rases Meinung keine brauchbare Suppe kochen ließ. Friseure sind sensible Leute, zumal dieser, der selbst einen wehrpflichtigen Sohn hatte, von dem er nicht wußte, ob dieser beim Volkssturm, bei der Wehrmacht oder gar der Waffen-SS gelandet war. Und überhaupt, die Amerikaner! Die sollten sich mal an ihre eigene Nase fassen! Gewiß, Mauthausen war kein Zuckerschlecken, aber mit dem, was sie dort an kärglichen Tagesrationen erhielten, mußte hier ein Verwundeter zwei Wochen auskommen. Viele seiner Häftlingskameraden hätten den armen Hascherln und Krüppeln heimlich etwas zugesteckt . . .

„Aber die vielen Prügel und Folterungen", fragte ich, „wie war denn das da?"

„Oh mei!" sagte er. „Die waren nicht von schlechten Eltern. Hier!" Er zeigte mir sein zerschundenes Schienbein. „Kaputtgetreten."

„Von den SS-Leuten?"

„Die machten sich nicht selbst die Finger schmutzig. Dafür hatten sie die Kapos."

„Was sind denn Kapos?"

„Lagerbonzen, selber Häftlinge, Kameradenschinder."

„Warum bist du denn nach Mauthausen gekommen?"

„Wegen Wehrkraftzersetzung. Dabei gab es doch keine Wehrkraft mehr, die man zersetzen konnte."

„Wie macht man denn sowas – als Friseur?"

„Man redet und redet mit jedem Kunden. Sie wollen ja unterhalten sein. Kommt ein Bäcker, redet man über Brot und Torten, kommt ein Doktor, dann bewundert man die ärztliche Kunst, kommt ein Nazi, dann spricht man von dem genialen Gefreiten, unserem Landsmann, kommt ein Reaktionär, ein Sozi oder Kozi, dann ist der Gefreite nicht so genial. Und dann war da ein junges Bürschchen, gerade siebzehn, dem habe ich zehn Zentimeter von seiner Mähne absäbeln müssen.Ein Jammer um die schönen Haare. Er sollte noch Soldat werden. Du bist ja verrückt, habe ich dem Jungen geflüstert und an meinen eigenen gedacht. Der Krieg

ist doch verloren. Warum noch kaputtschießen lassen! Dann habe ich ihm ein paar Tips gegeben, Essig mit Pfeffer und eine schöne Gelbsucht und so. Aber da muß wohl ein Hundertfünfzigprozentiger unter den Kunden gewesen sein, einer von der SS vielleicht, der hat mich verpfiffen."

„Dann warst du ja nicht lange in Mauthausen."

„Ich habe da auf meinen Prozeß gewartet. Auf Wehrkraftzersetzung steht Todesstrafe. Herrjeh! Was habe ich gebetet, daß die Amis vorher kämen!"

„Gab es viele Tote?"

„Zwei Kapos hat man erschlagen."

„Und die SS?"

„Die Oberen waren natürlich rechtzeitig getürmt, und die kleinen Hascherl waren zuletzt scheißfreundlich. Was die Amis mit ihnen gemacht haben, weiß ich nicht."

Rase hatte jetzt ein Problem. Er sollte als geheilt entlassen werden, aber er hatte keine Heimat mehr, in die er sich entlassen lassen könnte. Wir lösten das Problem mit einem Gegenseitigkeitsgeschäft: Ich verfaßte ein Empfehlungsschreiben an Lore, Rase spielte den Briefträger und gab Lores Hof als Heimatadresse an. Rase war begeistert, und ich mußte ihm nun genau beschreiben, wie seine neue Heimat in Niedersachsen aussieht, das Wohnhaus mit dem großen Wintergarten, die Stallungen und die Scheunen, die Lage der Äcker, Weiden und Wälder, und er wollte auf- und umforsten, Wildschweine und Fasanen schießen, Tabak anbauen und sich eine Pfeife schnitzen, und ich konnte nachts kaum noch schlafen, weil da Hasen, Fasanen und Wildschweine auf mich zukamen, immer näher, immer fetter und fertig gebraten mit Soße und Kartoffeln, und wenn ich endlich zulangen konnte, wachte ich auf.

Bevor Rase mit meinem Brief an Lore in der Tasche in das Entlassungslager umzog, wollte er mir noch einmal die Stellen zeigen, wo er das Grünzeug für unsere Suppen zu rupfen pflegte. Ich versuchte, mit meinen Krücken gleich drei Stufen auf einmal hinabzuspringen, hatte aber nicht bedacht, daß diese frisch gewischt waren, so daß die Gummistopfen wie auf einer Eisbahn abrutschten. Reflexiv streckte ich das linke Bein vor, um mich abzufangen, was zur Folge hatte, daß ich mit der Stumpfnarbe auf eine Stufenkante knallte. Der Aufprall vibrierte über die Wirbelsäule

bis in den Schädel und nahm mir die Luft.

Die Wunde blutete und blutete tagelang ohne Anzeichen, irgendwann einmal aufzuhören. Mir zur Kräftigung etwas zu essen zu geben, stand überhaupt nicht zur Debatte. Rase verabschiedete sich mit einem äußerst bedenklichen Gesicht und versprach, mir so schnell wie möglich ein Wildschwein zu schießen. Solange sollte ich noch durchzuhalten versuchen. Dann war er fort und mit ihm meine tägliche Suppe.

Auch dem Chefarzt gelang es nicht, einen der in Saus und Braus lebenden KZler dazu zu bewegen, mir ein paar Krümel abzulassen. Der Friseur war nicht mehr da.

Der rettende Engel kam in der bulligen Gestalt des einstigen Boxeuropameisters im Schwergewicht, an dessen Namen ich mich sogleich erinnerte: Andreas Diener. Ich wurde an seinen Blutkreis angeschlossen, bis Andreas k. o. und ich wieder o. k. war. Er sollte dafür ein Ei bekommen, und sicherlich hat er es auch irgendwann erhalten.

Wie der Chefarzt mich dann so kraftstrotzend da liegen sah, wollte er es wagen, die Nachamputation gleich anzuschließen, also noch ein kleines Stückchen vom Oberschenkel abzusägen. Aber das Fleisch, so kuhhandelten wir, benötigte er zur Abdekkung des Knochens, da bliebe nichts für mich übrig. Unter diesen Umständen war ich von dem Geschäft nicht begeistert, aber er flüsterte mir zu, daß in den nächsten Tagen die Russen den Stadtteil nördlich der Donau besetzen würden, und dann gäbe es von dem Nichts unserer täglichen Essensration nur noch die Hälfte, während ich hingegen als Frischoperierter die Chance hätte, in ein Lazarett der amerikanischen Zone verlegt zu werden. Also schlug ich ein.

Dennoch war der Kontrakt unter unlauteren Wettbewerbsbedingungen zustande gekommen, weil er mir verschwiegen hatte, daß es weit und breit kein Chloroform mehr gäbe, sondern nur noch örtliche Betäubung, die mit dicken Kanülen ins Rückenmark gespritzt würde. Diese Methode hätte aber den Vorteil, daß ich bei der Operation zuschauen und kontrollieren könnte, daß mit meinem Fleisch nicht gemogelt würde. Wenn ich Glück hätte, fiele ich dabei in Ohnmacht und würde somit die ohnehin nicht sehr gesunde Chloroformmaske auf natürliche Art und Weise ersetzen.

Aber ich fiel nicht in Ohnmacht, sondern verfolgte jede Minute, in der die Region südlich des Beckens immer schwerer und stumpfer wurde. Nachdem er das Fleisch wie eine Apfelsine angeschnitten, hochgezogen und den Knochen freigelegt hatte, nahm er eine ganz gewöhnliche Bügelsäge, mit der auch mein Vater einst die Gartenlaube hinter unserem Haus zurechtgesägt hatte, und säbelte an meinem Knochen herum. Ritze-Ratze. Dazu hatte ich eine blendende Aussicht auf den Nachbartisch, wo man jemandem aus dem aufgeschnittenen Hals Kehlkopf, Luftröhre, Stimmbänder und sonstiges Gekröse herausgewühlt hatte, daran herumschnippelte und dann wieder alles hineinstopfte, wie in einen Strohsack. Gott sei Dank war mein Magen so leer, daß mir nicht einmal übel werden konnte, und außerdem war mir seit langer Zeit endlich einmal der Appetit vergangen.

„Viel Zweck hat es ja nicht mehr", sagte der in dem rotgesprenkelten Kittel und drehte sich eine Zigarette aus Zeitungspapier und Kippenkrümeln, „aber zunähen müssen wir ihn doch wohl." Dann wuchtete man den Patienten, der vorher auf einem Stuhl gesessen hatte, auf ein Klassenpult, wo er mit – zwei links – zwei rechts – wieder zugehäkelt wurde. Bei dem Nächsten wurde zwischen den Därmen nach einem Granatsplitter gesucht, der, immer wenn man ihn greifen wollte, hinter der nächsten Kurve verschwand.

„Immer schön den Kopf runter", sagte der Chefarzt; „wenn Sie ihn hochnehmen, steigt Ihnen das Betäubungsmittel in den Kopf, und das hat, soweit ich mich erinnere, bisher noch niemand überlebt."

Mit meinem abgestumpften Spürsinn fühlte ich, wie er die Nervenenden fein säuberlich voneinander trennte, damit ich später nicht allzu sehr unter Phantomschmerzen zu leiden hätte. Alsdann schnippelte er noch einige Speckkinkel ab und – warf sie einfach in den Kübel, wogegen ich nicht protestierte, weil mir der Appetit vergangen war. „Halten Sie mal eben die beiden Lappen zusammen", bat er mich, holte Nadel und Faden und nähte mit geschickten Seemannsknoten das ganze Zeug zusammen. Der Stumpf sah jetzt aus wie ein Krötenmaul mit Drahtverhau.

XIII.

„Hör auf, das ist ja schrecklich!“ rief Jeanette, hielt sich beide Ohren zu und erhob sich, um ein paar Schritte zu laufen. „Und dieser Herr Rase, ist er bei Lore angekommen?“

„Ja.“

„Was hat sie gesagt?“

„Gott sei Dank, hat sie gesagt, es gäbe Schlimmeres, Blindheit zum Beispiel oder Gesichtsentstellung durch Verbrennungen.“

„Schrecklich, dieser Krieg! Und – hat Herr Rase ein Wildschwein geschossen und dir was zu essen gebracht?“

„Natürlich nicht. Die Deutschen durften nicht einmal ein Jagdgewehr besitzen.“

„Und wann hat man euch endlich etwas zu essen gegeben?“

Wenige Tage nach dieser Operation sickerte es durch, daß die Russen den Teil von Linz am nördlichen Donauufer besetzen würden. Die Amerikaner sperrten die Brücke, um eine Massenflucht zu verhindern, und wir dachten allen Ernstes daran, nachts heimlich durch die Donau zu schwimmen. Doch da waren die ehemaligen KZ-Häftlinge unsere Retter; denn die meisten von ihnen wollten den Russen ebenfalls nicht in die Hände fallen. Sie organisierten Pferdewagen und Lastwagen und nahmen uns mit über die Donaubrücke. Hier kamen die amerikanischen Posten nicht auf die Idee, nach Tätowierten zu suchen.

Ich landete in einem von Klosterschwestern betreuten Lazarett und fühlte mich wie im Paradies, als ich ein richtiges Bett mit sauberer Wäsche bekam und ein aus süßem Apfelreis bestehendes Mittagessen. Es war unglaublich: Frühstück, Mittagessen und Abendessen, fürsorgliche Krankenschwestern, und alle zwei Tage kam ein Arzt. Manchmal kamen auch Amerikaner, aber die suchten keine Tätowierten, sondern Armbanduhren, Orden und Ehrenzeichen und wollten sie gegen Zigaretten tauschen. Wer noch was zu tauschen hatte, behielt es trotzdem für sich, aber wir machten uns ein Vergnügen daraus,die Preise immer höher zu treiben, bis uns das Wasser im Munde zusammenlief um sie dann doch wieder ohne Geschäft fortzuschicken.

Einige Wochen darauf siedelte ich in eine einst hochherrschaftliche Villa um. Sie war ein bißchen Lazarett, ein bißchen Internat, aber vor allen Dingen eine Prothesenwerkstatt. Es sah dort

aus wie in einem Beinhaus: Berge von abgelegten und abgenutzten Arm- und Beinprothesen aus beiden Weltkriegen, aus denen ein Orthopädiearzt und einige Bastler passende Prothesen zu zimmern versuchten.

Mein Gästezimmer Nummer vierzehn teilte ich mit einem Leutnant aus Wien, Unterschenkelamputiert und zunächst gar nicht davon begeistert, daß er sein Zimmer mit einem sturen Preußen teilen mußte, zumal er sich mit offensichtlich nicht ganz astreinen Geschäften befaßte. Manfred hieß er. Seinen zivilen Helfershelfer nannte er Tuwarisch, eine Mischung aus Teppichhändler und Buchmacher mit einem weinerlichen Wiener Hinterhofdialekt. Er handelte mit Wiedereintritten in die katholische Kirche, in die neue kommunistische Partei Österreichs und stellte Alibiverbindungen zu anerkannten Widerstandskämpfern her, die er sich mit Alkohol in der Form von Baldrian oder Franzbranntwein bezahlen ließ. Solche Geschäfte tätigte man unter vier Augen, so daß Manfred seinen Tuwarisch jedesmal rasch zur Tür hinausdrängte, wenn er, nach Baldrian suchend, von neuen Verbindungen und Möglichkeiten wienerte.

Ich hatte jedoch meine eigenen Sorgen und war keineswegs beleidigt, von den beiden Geheimniskrämern allein gelassen zu werden. In meinem Gepäck hatte ich noch ein leeres Soldbuch, das, inzwischen natürlich gealtert, mit neuem Leben versehen werden mußte. Und mit Stempeln natürlich. Zu deren Herstellung hatte ich mir aus der Prothesenwerkstatt Gips besorgt, aus dem ich einen stempelgroßen Rundsockel goß, in den ich mit einer Stecknadel den Hoheitsadler mit Hakenkreuz und Text ritzte. Mit einem verflüssigten Hindenburglicht goß ich das Modell ab. Die ersten feierlichen Stempelproben waren niederschmetternd. Selbst der oberflächlichste Ami hätte aus der Kreuzung zwischen Geier und Ameisenbär keinen Hoheitsadler erkennen können.

Da näherten sich Schritte, und die Tür wurde geöffnet. Zwar war ich darauf vorbereitet, die ganze Bastelausrüstung in Windeseile zu verstecken, aber durch den Luftzug wurde der Zettel mit den Stempelproben genau vor Manfreds Füße geweht. Er betrachtete sich amüsiert das Vexierbild.

„Waffen-SS?“

Ich versuchte ihm zu erklären, daß beim fluchtartigen Verlas-

sen des Lazaretts in der Tschechoslowakei alle meine Papiere . . . aber er ergriff gleich meinen linken Arm und schaute nach.

„Oh mei!" sagte er, „wenn das die Itzigs in Wegscheid entdekken, kann Ihr Soldbuch noch so perfekt sein."

Vielleicht könnte Tuwarisch helfen, aber seine ohnehin begrenzten Möglichkeiten waren angesichts der Tatsache, daß ich Reichsdeutscher und dazu noch ein sturer Preuße sei, bald erschöpft. Jedenfalls hatte Manfred jetzt keine Hemmungen mehr, mir seine Vergangenheit und Zukunft zu offenbaren, die es erforderlich machten, sich schnellstens zu seinem Bruder nach Argentinien einzuschiffen. In der großen Villa des Bruders sei auch noch Platz für mich, und in Argentinien würde pro Kopf der Bevölkerung fünfzehn mal soviel Rindfleisch gegessen wie in Deutschösterreich.

Kommunist zu werden, wie Tuwarisch mir vorschlug, ging mir gegen den Strich; denn ich hatte eine Abiturarbeit über den dialektischen Materialismus geschrieben und dabei zu viele Denkfehler entdeckt. Tuwarisch versuchte es daher mit der katholischen Kirche, die immer auf der Seite der Verfolgten stehe. Zwar waren meine Vorfahren, wie Theodor Fontane in seinen Wanderungen durch die Mark Brandenburg versicherte, berühmte und produktive Geistliche der Protestanten gewesen, aber diese würden meinen Übertritt zur Konkurrenz unter diesen Umständen sicherlich verstehen. Hochwürden machte mir alsbald einen Besuch, bezeichnete mich als Schaf und philosophierte über den Sinn und Unsinn dieses Krieges, den wir ja verlieren mußten, weil wir ihn ohne Gott geführt hätten. Warum ihn dann gerade die Russen, welche ihn sogar gegen Gott geführt haben, gewonnen hätten, bereitete ihm dialektische Schwierigkeiten, und seine Version, daß Gott sie uns als Teufel geschickt hätte, um uns zu bestrafen, nun, die war ihm selbst etwas zu happig. Als dann auch noch die Atombomben in Japan fielen, brach auch seine Idee von einem amerikanischen Kreuzzug zusammen.

Trotz des Mißerfolges beanspruchte Tuwarisch seine Provision in Form von Baldrian oder Franzbranntwein, und Manfred bejammerte mein typisch preußisches, diplomatisches Ungeschick. Manfred segelte allein zu den Fleischtöpfen Argentiniens, und fünf Jahre später schickte er mir ein Foto als wohlproportinierter Playboy, der in einem Liegestuhl vor der Prachtvilla sei-

nes Bruders herumlungerte. Vor wenigen Wochen jedoch traf er, nachdem Peron gestürzt war, wieder in Deutschland ein und leitet jetzt in meiner Fabrik den Export für lateinamerikanische Länder.

Jeanette hielt das für einen großartigen Lichtblick, zu dem allerdings noch ein weiter, dorniger Weg führte.

„Und wie bist du da selbst wieder herausgekommen?“

Da war Ursula, die kleine pummelige Krankenschwester. Ich nannte sie Bärchen, und sie sagte zu mir immer noch „Herr Oberleutnant“, als könne sie damit herbeizwingen, daß alles noch beim alten sei. Seit einigen Tagen war sie nervös und verstört, und als ich sie dazu bewegen konnte, ihren Kummer von der Seele zu reden, da kullerten ihr die Tränen.

Ihr Vater, berichtete sie, sei vor fünf Jahren nach Linz versetzt worden und war hier als Regierungsrat im Arbeitsamt tätig. Ihre Heimat war Stettin. Nun hatten sie die Aufforderung bekommen, als Reichsdeutsche Österreich binnen einer kurzen Frist zu verlassen. Aber wohin? Zurück nach Stettin zu den Russen oder Polen? Niemals . . . niemals!

Im Nachbarzimmer lag ein Leutnant, der bereits in russischen Händen war, aber wegen seiner Beinamputation das Glück hatte, zu den Amerikanern abgeschoben zu werden. Er hatte ihr grauenhafte Geschichten von den Russen und Polen erzählt, von Massenvergewaltigungen, Quälereien und sinnlosen Morden. Bärchen war jedesmal davongelaufen, wenn er wieder davon anfing. Und nun sollte sie selbst den Russen ausgeliefert werden! Lieber würde sie sich umbringen.

Natürlich hatte sie von mir keine Hilfe erwartet, aber als sie erwähnte, daß sie in einem Güterwaggon ihren Hausrat und ihre Möbel mitnehmen durften, kam mir die erleuchtende Idee, wie uns beiden geholfen werden könnte. Sie brachte ihren Vater mit, und wir hielten Kriegsrat. Vorausgesetzt, daß mein Elternhaus in Verden noch stehen würde und daß man dort in unseren ehemaligen Kinderzimmern noch etwas zusammenrücken könnte, ließe es sich zumindest als Auswanderungsadresse verwenden. Am sichersten sei es natürlich, wenn sie mich in ihrem Güterwaggon zwischen den Möbeln verstecken und mitnehmen würden.

Dieses Problem müßte sich lösen lassen, und das war ein Grund zum Feiern. Solange Pläne noch Pläne sind, sind sie stets erfolg-

reich. Bärchen backte eine Sandtorte, und der Herr Regierungsrat opferte seine letzte Likörflasche. Verden, ja, das war so ähnlich wie Stettin, da könnte man sich wohlfühlen. Ich mußte das Haus beschreiben, die Lage, die Zimmer und ihre Größe aufzeichnen, in die sie bereits ihre Möbel hineinplanten; und selten fand ich so interessierte Zuhörer, wenn ich von meiner Pennälerzeit erzählte. Und wenn es nur eines von den Zimmern wäre – und etwas Küchenbenutzung. Man könnte meiner Mutter helfen und Bärchen könnte mich unterwegs als Krankenschwester betreuen und . . . und . . . und . . .

Aber da war noch ein Pferdefuß.

Voller Entsetzen sahen sie mich an. Sollte der ganze schöne Plan ins Wasser fallen?

Ich zeigte meine Narbe unter dem Oberarm.

Da fiel mir Bärchen um den Hals; denn nun würden wir eine verschworene Gemeinschaft werden und uns gegenseitig helfen, ohne einander allzu viel schuldig zu bleiben. Mein Versteck würde man sich gut überlegen. Unter einem Haufen von Betten, obendrauf die Mutter, krank, sehr krank, Typhus, Cholera, irgendetwas Ansteckendes, und Bärchen würde als Krankenschwester davor sitzen und jeden warnen, allzu nahe zu kommen.

Der Herr Regierungsrat war ein korrekter Beamter, der einen Horror vor krummen Touren hatte. Ich sei, entdeckte er spitzfindig, schließlich auch Reichsdeutscher, der ausgewiesen werden müßte, und wenn man das richtig anfinge, könne meine Ausreise sogar ganz offiziell mit entsprechenden Papieren klappen.

Tuwarisch besorgte mir die Adresse, dann nahm ich meine Krücken unter den Arm und machte einen ersten Alleingang in die Stadt, zunächst nur bis zur nächsten Straßenbahnhaltestelle, wo bereits eine kleine Demonstration von Nahverkehrsteilnehmern aufmarschiert war. Als sich die ohnehin schon vollbesetzte Straßenbahn näherte und, ehe sie anhielt, bereits so bestürmt wurde, daß die Aussteiger am Aussteigen gehindert wurden, schien es für mich hoffnungslos, da mitmischen zu wollen.

Da stemmte sich eine resolute Schaffnerin, die ebenso schmuddelig war wie die Straßenbahn, gegen den Strom und kreischte unüberhörbar über die Menge hinweg: „Laßt doch erst mal den Krüppel da einsteigen!“

Sie sagte nicht Krüppel, sondern „Kriepel“ und meinte mich,

daran gab es keinen Zweifel. Mir ging es durch Mark und Bein, aber die Menge machte mir tatsächlich Platz und ließ mich durch ihr Spalier spießrutenlaufen. Hinter mir schwappte die Menge wieder zusammen, und die Schaffnerin führte mich zur Ehrenloge für „Kriepel“ und Schwangere. Da saß ich nun, der einstige Sportsmann, Zehnkämpfer und Aspirant auf Teilnahme an den Olympischen Spielen von 1940 im Zweierkajak und würde nie mehr auf einem Siegerpodest stehen, sondern auf den Extrabänken für Krüppel und Schwangere abgesetzt werden. Scheißkrieg!

Mit entsprechender Wut stimuliert, stelzte ich in die amerikanische Dienststelle, welche die Lazarette verwaltete. Der Soldat mit den eng anliegenden Hosen und dem Freizeithemd bot mir freundlich einen Stuhl an, und das uniformierte Mädchen dolmetschte, ich möchte einen Augenblick warten.

Der Augenblick dauerte etwas länger, so daß ich mich mit dem Gedanken beschäftigte, ob der Soldat vielleicht bei Baraque Fraiture oder Bastogne dabei war. Dann hätte ich gerne gewußt, wie er das ganze erlebt und empfunden hat – ohne Polemik, ohne Tendenz, die reine Wahrheit. Seine Meinung über sich selbst hätte ich gerne erfahren, ob er damals voller Zuversicht oder voller Angst gewesen sei, und seine Meinung über uns und seinen Sinn und Zweck des Krieges – in einem fremden Land, für eine fremde Sache. Meinerseits würde ich ihm das genau erklären können, und es wäre nicht sehr schmeichelhaft für ihn und seine Kameraden; denn es waren nicht sie, die uns Respekt einflößten, sondern ihr schier unerschöpfliches Potential an Bomben, Granaten, Waffen und Ausrüstungen. Sie hatten Angst vor den Nächten und stoppten ihre Angriffe, wenn noch ein Maschinengewehr von uns ratterte. Dann haben sie erst einmal mit einer Unmenge von Granaten darauf herumgetrommelt.

Vielleicht würde er dann sagen, es wäre ja auch ganz schön dumm, heroisch in die Maschinengewehrgarben zu laufen. Eine vernünftige Angst bewahrt vor dem Tode oder solchen Beinamputationen. Wenn uns unsere Politiker schon in einen Krieg schicken und uns nicht genug Granaten und Waffen zur Verfügung stellen, dann machen wir eben nicht mit. Wir sind doch keine Idioten – wie Ihr!

Hätte es überhaupt Zweck, mit ihm zu diskutieren? Sein Land ist nicht umgeben von einem Dutzend böser Nachbarn, ist nicht in

Gefahr gewesen und nicht angegriffen worden. Er kämpfte fernab der Heimat für eine Kreuzzugsidee, die anders war als unsere Vorstellung von Nation, Volk und Tradition. Schließlich kam er aus einem Amerika, das nicht organisch gewachsen war, sondern ein Einwandererland aus aller Herren Länder gewesen ist, ohne Tradition, ohne Geschichte. In seinem Land hat es nie Könige und Fürsten gegeben. Die Briten, Iren und Deutschen hätten sich keinem Franzosen und die Franzosen keinem italienischen Souverän unterworfen. Demokratie war in ihrem großen Land die einzige Möglichkeit des Zusammenlebens in einem Völkergemisch. Diese Idee einer demokratischen Freiheit den europäischen Kulturnationen aufoktroyieren zu wollen, war schon einmal nach dem ersten Weltkrieg fehlgeschlagen.

Ob er das einsehen und uns verstehen könnte? Mit welchen Motivationen ist er in den Krieg gezogen? Wofür? Gegen was? Für die Polen? Für Frankreich oder das britische Weltreich? Oder nur einfach gegen Deutschland? Was wußte er von unseren europäischen Problemen?

Das Mädchen weckte mich und führte mich zu dem Major. Robert E. Carr, hieß er, wie das Schild an seiner Tür lautete. Das Namensschild eines Dienststellenleiters an der Tür! Eine neue Masche! War der Name wichtiger als die Funktion? Der Verein hier firmierte unter dem Namen „Public Welfare“, was ich mir als öffentliche Wohlfahrt übersetzte. Tatsächlich benahmen sich die Leute hier nicht wie rächende Sieger, sondern wie Leute von der Winterhilfe.

Ich setzte dem Major auseinander, daß ich als Reichsdeutscher mit meinen Verwandten Österreich verlassen müßte. Ich sei zufällig hier, wo meine Verwandten lebten, in einem Lazarett gelandet, und da wäre es doch wohl zweckmäßig, gemeinsam auszureisen.

Das leuchtete ihm ein, und es kam, was ich erwartet hatte: Ich sollte dann mal ins Entlassungslager Wegscheid gehen und mir ordnungsgemäße Entlassungspapiere besorgen.

Aber nein, setzte ich ihm auseinander; denn wenn ich aus der Wehrmacht entlassen sei, hätte ich als Zivilist keinen Anspruch mehr auf kostenlose Lazarettbehandlung, sondern müßte alles, auch die Prothesen und so, aus meiner Tasche bezahlen. Aber Geld hätte ich nicht, woher auch!

Die Sache mit dem Geld war ein überzeugendes Argument, und mein Vorschlag, daß ich nicht mehr und nicht weniger wollte, als vom Lazarett in Linz in ein Lazarett von Hannover verlegt zu werden, leuchtete ein. Der Transport und sogar die Betreuung durch meine Krankenschwesterkusine wären ja durch die Verwandtschaft gesichert. Der Major ließ einen Wohlfahrtsleutnant kommen, dem ich den von mir gewünschten Text direkt in die Maschine diktierte. Der Major unterschrieb, und der Leutnant setzte einen dicken roten Stempel darunter.

Es war eines der schönsten Dokumente, die ich je in den Händen hielt, zumal es meinen Dienstgrad als Oberleutnant der Wehrmacht amtlich bestätigte.

Um nicht noch einmal als „Kriepel" auf dem Stuhl für Schwangere reisen zu müssen, stakste ich per Krücken ins Lazarett zurück.

Tuwarisch war enttäuscht, daß ich dieses wichtige Papier ohne Gegenleistung von Baldrian erreicht hätte, und Manfred würde sich korrigiert haben, daß die sturen Preußen doch nicht ganz so undiplomatisch seien. Bärchens Familie jubelte mit mir, und der Leutnant von nebenan löcherte mich solange, bis ich ihn zu den Wohlfahrtsoffizieren begleitete, um sich auch solch einen Freifahrtschein ohne Umweg über das Lager Wegscheid zu ergattern.

Damit hätte er mir um ein Haar alles vermasselt!

Denn ganz plötzlich fragte der Wohlfahrtsleutnant: „Waren Sie bei der Waffen-SS?" Er sagte nicht Waffen-SS, sondern „forty-four", vierundvierzig, und jeder wußte, daß sie damals unsere Siegrunen am Kragenspiegel so übersetzten. Während ich gelassen diese dumme Frage abwinkte, sagte der Leutnant aus meinem Nachbarzimmer „Ja."

Nun zog ich eine Schau der Empörung ab, beschimpfte ihn lauthals, daß er mich belogen hätte und verließ unter Protest das Lokal, bevor man auch an mich eine solche dumme Frage richten konnte. Er stammte aus Magdeburg, der arme Kerl, und mußte nun den Umweg über das Lager Wegscheid machen.

Der Orthopäde hatte indessen mit dem Provisorium meiner Prothese begonnen. Mit dem von Motten zerfressenen Filzfuß hatte bereits ein Veteran von siebzig-einundsiebzig das Zeitliche gesegnet, während der Unterschenkel von einem berühmten Jagdflieger stammen sollte. Bei dem mit großen Krampen ange-

nagelten Kniegelenk handelte es sich um ein Modell aus einer Patentanmeldung, eine zwar geniale, aber – wie sich bald zeigte – sehr anfällige Konstruktion. Sehenswert und unvergeßlich war der Oberschenkelschaft: ein ausgehöhlter Baumstamm, außen als Zwölfeck nur grob mit einem Beil zurechtgeschnitzt und noch nicht an allen Stellen von der Rinde befreit. Mit Hilfe der Bauch- und Schulterriemen und unterstützt von den Krücken konnte ich damit aufrecht stehen und sogar ein paar Schritte gehen.

Ich zog die Prothese nicht wieder aus; denn ich hatte es eilig, hier zu verschwinden, ehe der Wohlfahrtsleutnant auf die Idee kommen könnte, mich zu fragen, ob ich auch bei der fortyfour gewesen sei. Mit dem übergestülpten Provisorium und Bärchen als Gepäckträgerin verschwand ich heimlich aus dem Lazarett, um mein neues Privatquartier in dem auf einem Nebengleis abgestellten und mit Möbeln beladenen Waggon zu beziehen. Dort übte ich das Gehen, und Bärchens Familie registrierte jeden kleinen Fortschritt.

Für mich kamen Überraschungen meistens nachts.

Zunächst träumte ich, ein amerikanischer General liefe, laut meinen Namen rufend, durch das Lazarett. Faustschläge bummerten gegen die Türen. Als ich wach war, wurde das Rufen fortgesetzt, und jemand bummerte gegen die Tür des Nachbarwaggons. Bärchen und ihre Eltern waren ebenfalls aufgewacht und lauschten. „Herr Oberleutnant", flüsterte Bärchen, „da sucht Sie jemand."

Wer sollte mich hier suchen? Niemand wußte von meinem Quartierwechsel – doch, der Leutnant aus dem Nachbarzimmer.

Bärchen schob die Waggontür einen kleinen Spalt beiseite und peilte die Lage: „Ein einzelner Mann", berichtete sie, „in Zivil – mit Rucksack – kein Ami und kein Bahnbeamter."

Er kam an unseren Waggon.

„Wer sind Sie, was wollen Sie?" fragte Bärchen.

„Ich suche meinen Bruder", hörte ich ihn sagen . . .

Was mir in diesem Augenblick durch den Kopf schoß, wußte ich noch sehr genau. Schlagartig war mir aufgefallen, daß ich die ganze Zeit eigentlich immer nur mit mir selbst beschäftigt war und kaum Gedanken an meine Brüder verschwendet hatte. Daß sie, bis auf Rainer, der in Stalingrad vermißt war, noch leben würden, war mir irgendwie selbstverständlich, obwohl damals gar

nichts selbstverständlich war. Rase mußte auf Lores Hof eingetroffen sein und erzählt haben, daß ich kurz vor dem Verhungern sei. Klaus, zuletzt Hauptmann an einer Artillerieschule, muß sich irgendwie nach Hause abgesetzt und sich bei nächster Gelegenheit Lores Fleischtöpfen zugewandt haben, hat dort von Rase über mich alles erfahren, mit ihm ein paar Wildschweine aufgetrieben, ist damit nach Linz gefahren, hat alle Lazarette abgeklappert und hat von dem Leutnant aus dem Nachbarzimmer den Tip bekommen. Schließlich war er ja mal Pfadfinder, bevor er Fähnleinführer wurde.

Es war Mitternacht und wie Weihnachten. Klaus stellte seinen Rucksack auf den Tisch und packte aus: Kräftige Bauernbrote, richtigen, echten, dunklen, duftenden und schon gemahlenen Bohnenkaffee, Schokolade, Würste, Butter, keine Wildschweine, aber dennoch Weihnachten mitten im August. Zwölf Stunden später saßen wir immer noch da vor den ungespülten Kaffeetassen, vor sauber ausgekratzten Wurstpellen, völlig entfettetem Buttereinwickelpapier und einer Konservendose voll Zigarettenasche, in der die Kippen und die Kippen von den Kippen bis zum letzten Tabakmolekül verqualmt waren.

Am nächsten Morgen führten amerikanische Militärpolizisten unseren Transportleiter ab. Wer hätte das gedacht! Ging er doch bei den amerikanischen Dienststellen ein und aus, scherzte mit ihnen, als gehörte er zu ihnen, besorgte Stroh und Lebensmittel für die Auswanderer, organisierte Papiere und Formalitäten, war immer auf Achse und die Seele des auf inzwischen über 50 Waggon angewachsenen Auswandererzuges. Aber da hatte sein fünfjähriger Sohn mit einem Schokoladensoldaten angebandelt:

„Bist du Soldat?“

„Ja.“

„Bist du ein tapferer Soldat?“

„Ja.“

„Mein Papi auch; der war bei der Waffen-SS, aber das darf ich nicht sagen, das ist ein Geheimnis, hörst du?“

Und der Schwarze brachte noch andere tapfere Soldaten mit, um seinen Vater zu besuchen, und er fand es ganz in Ordnung, daß sie ihn mitnahmen, damit die Tapferen unter sich sind.

Also, meinte Klaus, es sei dann wohl besser, wenn wir schon mal vorausreisten, um in Verden das Quartier für Bärchens Fami-

lie vorzubereiten. Mit Papieren war Klaus reichlich versehen. Er war mit einem Entlassungsschein von Bremen nach Linz angereist und reiste als Günter Weber mit einem Entlassungsschein von Linz nach Bremen wieder zurück. Für mich hatte er ein Entlassungspapier auf den Namen Hans Wallner. Bis auf die phantasievollen Unterschriften mit vorwiegend jüdisch klingenden Namen – falls man sie überhaupt lesen konnte – war alles echt. Besorgt hatte sie jener britische Sergeant, der später meine Schwester heiratete.

„Ja, ja", sagte Klaus, „du mußt jetzt endlich umdenken. Die anderen denken auch alle um." Wenn das Wesen der Evolution darin bestand, daß sich die Kreaturen zu immer besseren Anpassungsfähigkeiten hochentwickelt haben, so waren darin die Deutschen wahrlich die Krone der Schöpfung. Nach neunzehnhundertdreiunddreißig hätte man glauben können, daß alle vorherigen Wahlen gefälscht gewesen sein müßten, da über neunzig Prozent aller Deutschen schon immer auf Hitler gesetzt hatten, dieses jedoch nicht bekunden durften, weil man Beamter war oder einen Vorgesetzten hatte, der das verübelt hätte, was dieser in Wirklichkeit gar nicht hätte, weil er auch nur so tat, als hätte er etwas dagegen, weil er Beamter war oder einen Vorgesetzten hatte . . . und so weiter.

Und nun hatten sie alle einen gemeinsamen Sündenbock, der widerspruchslos alle Exkremente menschlichen Fehlverhaltens aufzunehmen hatte, die SS. Nicht ich war die SS, nicht der Meier, Müller oder Kunze; wir waren die anständigen Ausnahmen. SS war eine anonyme Unperson, ein Teufel mit nordischem Engelsgesicht und grausamen Händen, mit Totenkopf und Pferdefuß. War sinnloserweise noch eine Brücke gesprengt, ein Unschuldiger verhaftet, ein Fahrrad oder silberne Bestecke gestohlen, dann bekam die Sache einen glaubwürdigen Anstrich, wenn man sagte: „SS" – und dabei die Augenbrauen hochzog, als sei es der Satan gewesen. Unter solchen Bestien in Menschengestalt gelitten zu haben, brachte einen gleich in die Nähe jener antifaschistischen Qualifikation, die unerläßlich war, um von den Besatzungsmächten Lizenzen als Publizisten, Politiker und Geschäftsmann zu erhalten oder als Beamter geduldet zu werden. Aufgrund meiner Abneigung gegen Unanständigkeit war ich nun dagegen, dagegen gewesen zu sein, um nicht zu den Unanständigen zu gehören.

Mit der Illusion, daß die Reise in die Heimat identisch sei mit der Reise in die Freiheit, quetschten wir uns in einen Personenzug, der gen Westen fuhr. Österreich war sich seines Glückes, endlich wieder von der Nazityrannei befreit und selbständig zu sein, noch gar nicht so recht bewußt; denn es hatte seine Grenzen noch nicht unter Kontrolle. Die Kontrolle fand vielmehr auf dem Bahnhof von Plattling statt. Zu beiden Seiten der Gleise war eine amerikanische Postenkette aufmarschiert, und aus einem Lautsprecher schnarrte die Anweisung: „Alle männlichen Personen den linken Oberarm freimachen. Wer den Zug verläßt, wird erschossen."

Die Hatz nach den Teufeln schien nicht aufzuhören und je mehr man von ihnen fing, desto entnazifizierter fühlten sich die Nichttätowierten. Niemand verließ den Zug, es sei denn, er wurde hinausgeprügelt und mit erhobenen Armen gegen die Wand gestellt. Niemand im Abteil sagte ein Wort, weil jeder erst darauf wartete, was die anderen sagen würden, ob „die Schweine" oder „die armen Schweine", um dann erst den richtigen Text mitzusingen.

Klaus flüsterte mir ins Ohr: „Fall in Ohnmacht!" Ich fiel, und er fing mich auf, zerrte mich zur Tür, öffnete sie und rief:„Sanitäääääter! Sanitäääääter!" Ein schwarzer Posten schoß mit vorgehaltener Maschinenpistole auf uns zu. Klaus hielt ihm meinen amtlichen Lazarettverlegungsschein unter die Nase und radebrechte mit seinem Schulenglisch, daß ich schwer verwundet sei, Blut, Bein ab, Fleckfieber, rotes Kreuz. Er hielt ihm den Zettel noch dichter vor die Augen, damit er den deutschen Text besser verstünde. Andere kamen hinzu. Klaus krempelte mein Hosenbein hoch, bis das Ungetüm von Baumstamm sichtbar war, so daß sie mich gemeinsam zur Bahnhofsmission schleppten und mich der dortigen Krankenschwester überließen. Klaus mußte zur Kontrolle zurück.

Die Krankenschwester hatte sehr viel Erfahrung und wußte, wie sie mir am besten helfen konnte. Sie ging auf die Straße und kam nach zehn Minuten wieder. Draußen stand ein Auto, ein Adler Trumpf Junior mit roter Lederpolsterung. Der Fahrer hatte Försteruniform an. Oberförster. Wie beneidenswert dieser Oberförster, der über fast leere Straßen mit einem ganz zivilen Auto und einer Geschwindigkeit von siebzig Stundenkilometern dahinjagen durfte. Zwar klapperte und schepperte der Wagen auf

dem ungepflegten Kopfsteinpflaster, aber allein die rote Lederpolsterung vermittelte die Atmosphäre von Frieden, Freiheit und Wohlstand. Vier Jahre später kaufte ich mir mein erstes Auto. Es war ein Adler Trumpf Junior. Rote Lederpolsterung war gerade nicht lieferbar.

Bei Plattling, so erfuhr ich, war ein Gefangenenlager für die Waffen-SS. Dauernd brachen welche aus, darum die Kontrolle. Sie wollten nicht zwanzig Jahre in die Verbannung. „Das ist ihr Zug", sagte der Oberförster und trat kräftig aufs Gaspedal, so daß der Motor klingelte; doch er schaffte es, auf der holprigen Landstraße Waggon um Waggon des neben der Straße polternden Zuges einzuholen. Ob Klaus im Zug sitzt? Ob er ahnt, daß ich in diesem Auto sitze? Ob er sich bei der Bahnhofsmission nach mir erkundigt hat? Natürlich wußte der Oberförster, warum er mich bis zur nächsten Bahnstation mitnehmen sollte, aber er sprach nicht darüber. Mit einem Bein stand er noch in der bewährten Volksgemeinschaft, aber mit dem anderen hatte er bereits Fuß gefaßt in einer privilegierten Funktion, die normalerweise nur bewährten Antifaschisten zukam, so daß er noch nicht so recht wußte, wem er seine verbale Sympathie zuwenden sollte. Doch die massiv einsetzende Umerziehungskampagne, die einerseits alles in den höchsten Tönen pries, was jene demokratischen Freiheiten uns bieten würden, deren Auswüchse in der Weimarer Republik und in dem Land der unbegrenzten Möglichkeiten uns oft genug als Schreckgespenst krimineller Auswüchse einer degenerierten Gesellschaft vor Augen geführt wurde, diese Umerziehung würde bei uns anpassungsfähigen Deutschen sicherlich bald ihre Früchte tragen.

Klaus stand mit unserem wenigen Gepäck ratlos suchend auf dem Bahnsteig, als ich diesen erreichte und unseren Zug gerade abdampfen sah. Wir lachten und freuten uns über den gelungenen Streich und beschlossen, hier erst einmal zu pausieren und uns auf unseren Entlassungsschein Lebensmittelmarken zu besorgen.

Recht übermütig schwatzend stolperten wir in das unversehrte Rathaus, wo Klaus die Entlassungsscheine auf den Tisch legte und erklärte, daß wir gerade aus der Gefangenschaft entlassen seien und furchtbaren Hunger hätten. Der Beamte nahm die Scheine, studierte sie sorgfältig, sagte: „Moment mal", und ging

in einen Nebenraum, dessen Tür die Aufschrift „Polizei“ trug.

Hoppla! Was sollte denn das bedeuten? Klaus griff in seine Tasche und sagte: „Nix wie raus hier!“

Anstatt unsere beiden Entlassungsscheine vorzulegen, hatte er die beiden Scheine ausgehändigt, wonach Günter Weber einmal von Bremen nach Linz und einmal von Linz nach Bremen entlassen wurde. Es wäre gewiß nicht so einfach gewesen, dafür eine plausible Erklärung zu geben.

Wir trennten uns mit der Verabredung, uns beim Güterbahnhof wieder zu treffen. Mit Papieren waren wir gut ausgestattet; denn ich hatte ja meinen echten Verlegungsschein und Klaus reiste als Hans Wallner, der von Linz nach Bremen entlassen ist.

Zwischen Güterwaggons trafen wir uns wieder. Vor einer Waggonreihe dampfte eine Lokomotive. Von einem Waggon rief uns jemand zu: „Wenn ihr Skat spielen könnt, habe ich noch zwei freie Plätze.“ Wir konnten Skat spielen.

XIV.

„Wie wichtig doch manchmal solche Kleinigkeiten sind“, sagte Jeanette und stöhnte über die Hitze, für die sie viel zu dick angezogen war. Es roch nach über dürrem Holz stehender Luft, wie damals, und die Ruhe war erfüllt von Tausenden zirpender Grillen, wie damals, an dem Sonntag im späten Mai. Wegen der Hitze hatte ich den Dienst schon am frühen Morgen um halb sechs beginnen und nach einer langen Mittagspause bis in die späten Abendstunden fortsetzen lassen. Ich hatte mich dem Rhythmus der Bevölkerung angepaßt. Mittags war niemand auf der Straße zu sehen – wie damals.

Bei Hitze zieht es mich ans Wasser, aber Wasser war knapp in Montboyer. Wir stiegen ins Auto und öffneten alle Fenster.

„Wohin fährst du jetzt?“

„An die Dronne – hieß sie Dronne, wo wir damals gebadet haben? Wir mußten mehr als zehn Kilometer mit dem Fahrrad fahren, Monique, Toni und wir beide. An der Tude-Brücke haben wir uns getroffen, damit deine Eltern es nicht merkten.“

„Ein Fahrrad haben wir uns von Madeleine geliehen, das andere von Monsieur Réau, erinnerst du dich?“

„Kannst du inzwischen schwimmen?“

„Nein. Es gibt weit und breit keine Gelegenheit zum Schwimmenlernen; aber bald soll ein Schwimmbad in Chalais gebaut werden, doch ich glaube, ich bin schon zu alt zum Lernen.“

Sie fuhren damals mit ihren Fahrrädern vor uns her, um das Tempo anzugeben. Manchmal versuchten sie, mit einem Spurt auszureißen, und der Wind blähte ihre bunten Röcke auf, und sie zogen den Stoff immer wieder über die Knie, um die Beine vor einem Sonnenbrand zu schützen.

Immer wieder wurden die schönen Erinnerungen überschattet, und immer wieder hielten mich die Schatten gefangen, wenn ich in sie entglitten war. Nie hätte ich mir träumen lassen, daß ich eines Tages, müde und zerschossen von den jahrelangen Schlachten für das Vaterland, mich heimlich in dieses Vaterland zurückschleichen müßte wie ein entflohener Sträfling. Hatte ich das Zuhause mit Frieden und Geborgenheit assoziiert, so erwies sich das mit jedem Kilometer, den wir der Heimat näherkamen, als eine Illusion.

Schon Onkel Theobald, Erikas Onkel, mit dem ich so gut während der Hochzeit von Klaus und Erika geplaudert hatte, gab mir einen ersten Vorgeschmack von der Begeisterung, mit der wir heimkehrenden Krieger empfangen würden. Unser Güterzug endete irgendwo im Harz. Auf dem Bahnhof länger zu verweilen, vergällte uns eine Horde junger Leute, die wohlgenährt, beinahe fett und komfortabel gekleidet, in einer fremden Sprache gröhlten und pöbelten. Sie kamen aus Polen und wollten nach Israel. Klaus schlug vor, eine kleine Verschnaufpause bei dem vergnügten Onkel Theobald einzulegen. Er war Bahnhofsvorsteher an der Endstation einer Zahnradbahn, ein Parteigenosse, wie er öfter betonte, und stolz auf seine angeheiratete Verwandtschaft, stramme Kerle, vielfach dekorierte Frontoffiziere, Burschen, auf die er und sein Vaterland stolz sein konnten und die man gerne zu

seiner Verwandtschaft zählte. Sogar bei der Waffen-SS! Wir sollten ihn doch unbedingt bald einmal besuchen, ein paar Urlaubstage verbringen und erzählen,was wir so alles erlebt haben, wo er doch selber – leider – nicht an der Front für Deutschland kämpfen durfte. Wir malten uns aus, wie freudig überrascht er sein und uns unbedingt ein paar Tage festhalten würde, damit wir uns bei ihm erholen und ihm berichten konnten, was wir alles erlebt hätten. Er würde es zu schätzen wissen, daß wir ihm erhalten geblieben waren.

Es war aber nicht freudige Überraschung, die ihn daran hinderte, seinen erstaunt aufgerissenen Mund wieder zu schließen. Es war Angst und Schrecken. War er doch selbst Parteigenosse , wenn auch nur ein ganz kleiner Nachläufer mit einem ganz kleinen Posten, und das auch nur deswegen, damit er seine einträglichen Pfründe bekäme, um die er nun, schuldbeladen, seit einigen Monaten zittern mußte. Jetzt auch noch das! Schließlich wußte es jeder, weil er es jedem voller Stolz erzählt hatte, wen seine Lieblingsnichte geheiratet hatte und wer zu seiner neuen Verwandtschaft gehörte; sogar Waffen-SS, die Tapfersten aller Deutschen. Und nun würde es sich herumsprechen, daß seine Renommierverwandtschaft bei ihm, ausgerechnet bei ihm, der er doch obenan auf der schwarzen Liste stand, einen Unterschlupf gesucht hatten.

Es reichte gerade zu einer Tasse Spitzenbohnenkaffee und einem viertelstündigen Seminar über die veränderte Lage und die Schlinge, die über seinem Hals hing, geknüpft von Kommunisten, Denunzianten und solchen, die an seiner Stelle den Bahnhof übernehmen wollten. Er wollte gar nicht mehr wissen, woher wir kämen und wohin wir wollten, sondern nahm nicht einmal ein Licht mit, als er uns in nächtlicher Dunkelheit voranschlich, zum Hinterausgang, über Drahtzäune und Mauerreste, nur fort aus seiner Belastungszone. Vorher mußten wir ihm versprechen, ihn nicht besucht und nicht gesehen zu haben, und am liebsten hätte er wohl auch noch seinen kalten Kaffee zurückverlangt.

„Du siehst ja auch aus wie ein Strolch“, sagte Klaus, als es wieder hell geworden war und bestand darauf, daß ich mir erst einmal die Haare schneiden lasse, als ob der Onkel nur deswegen so abweisend gewesen sei. Die Leute in dem kleinen Harzdorf winkten mir freundlich zu, als ob wir alte Bekannte wären. Ein Bauer

hielt sogar mit seinem Pferdegespann neben mir und sagte: „Na, Karl, bist du wieder zurück? Weiß Maria schon, daß du gekommen bist? Soll ich dich mitnehmen?"

„Ich möchte erst einmal zum Friseur", sagte ich, und der Bauer hatte Verständnis dafür, daß ich der Maria nicht so unordentlich unter die Augen treten wollte. Wer war denn diese Maria? Wer war denn Karl?

Auch der Friseur sagte: „Guten Tag, Karl"? und schwadronierte über den neuesten Dorfklatsch, wer alles gefallen oder vermißt sei, wer schon wieder und mit welcher Verwundung nach Hause gekommen sei und ließ mich – Gott sei Dank – gar nicht zu Wort kommen. Das mit meinem Bein hätte er schon von Maria gehört, aber das wäre ja nochmal glimpflich abgegangen. So erfuhr ich, daß ich, Karl, irgendwann mit irgendeiner Einheit hier im Dorf einquartiert gewesen sei. Schirrmeister sei ich gewesen, Feldwebel, und mit Maria, der Bauerntochter, hätte ich mich kurz vor der Verlegung nach dem Osten verlobt. Auf jeden Fall war ich, Karl, nicht bei der Waffen-SS, und ich versuchte mir vorzustellen, ob die Maria dunkel oder blond, dick oder schlank, groß oder klein sei oder als Bauerntochter nur eine gute Partie war, zu der man sie in Kauf nehmen mußte. Ob sie wohl merken würde, daß ich gar nicht der Karl bin? Das Kriegsende hatte die Menschen sehr verändert.

„Ich bin gar nicht dieser Karl", sagte ich und drückte dem Friseur sein Honorar von sechzig Pfennig in die Hand. „Sie müssen mich mit jemandem verwechseln."

„Aber Karl . . ." Er schaute mich erst empört, dann durchdringend an und schien schließlich begriffen zu haben: Aha! Inzwischen eine Bessere kennengelernt, und jetzt Maria sitzen lassen . . .

Noch hundertsechzig Kilometer, zwei Tage, dann saß ich auf der letzten, von Lores Hof fünfzehn Kilometer entfernten Station. Klaus war zu Fuß vorausgegangen, um mich anzumelden und eine Pferdekutsche vom Hof zu organisieren, die mich abholen sollte. Mit jedem neuem Zug quoll eine wahre Völkerwanderung durch den Bahnhof, mit Karren, Kisten, Körben und Koffern. Sie kamen aus dem Osten und hatten hier eine Zwischen- oder Endstation einer langen, qualvollen Flucht. Aber auch die

Einheimischen waren unterwegs, um zu beschaffen, zu organisieren, zu tauschen.

Manchmal glaubte ich bekannte Gesichter zu sehen, aber schließlich vertiefte ich mich in den Gedanken, daß jedes Gesicht, jede Figur, jede Bewegung eine Assoziation zu einem bekannten Gesicht, einer bekannten Statur oder einer bekannten Bewegung auslöst. Aber da war Lissa, die Jungmädelführerin und Kollegin von der gemeinsamen Tanzstunde, Lores Mitschülerin. „Lissa!" die freudige Überraschung, mich wiederzusehen, verdüsterte sich alsbald. Jedesmal, wenn ich auf Urlaub zuhause war, bestand sie darauf, daß ich wenigstens einmal mit ihr ausgehe, in unser Stammkaffee oder gar zum Tanzen.

Sie bestand nicht darauf, mit mir auszugehen.

„Ich wünsche dir alles Gute, wirklich alles, alles Gute."

Es dämmerte schon, als die Kutsche des Hofes eintraf. Klaus durfte nicht mitkommen. Die Tatsache, daß er als mein Bruder auf dem Hof aufgetaucht sei, hätte schon Aufmerksamkeit erregt. Auch Lore hat nicht mitkommen dürfen; das wäre noch verdächtiger gewesen, berichtete mir der Verwalter. Und überhaupt sollte ich mir keine Illusionen machen, denn die SS hätte hier einen schlechten Ruf. Am Bahnhof des Nachbarortes hätte sie mit einer 8,8 Flak den Vormarsch der Engländer 10 Tage aufgehalten, dort habe sie überflüssigerweise noch eine Brücke gesprengt, hier energisch eine Ortschaft verteidigt. Den Friedhof, auf dem sie ihre Stellungen hatten, sollte ich mir einmal ansehen. Völlig verwüstet. Über fünfzig Tote hat es da noch gegeben, vorwiegend Engländer. Und ein Hauptsturmführer hätte immer eine Freundin dabei gehabt. Sowas gehörte sich doch nicht! Bei dem Bauern Hoppe fehlte ein Radio und die ganze Tischwäsche, bei uns fehlen zwei Fahrräder. „SS", sagte der Verwalter und zog dabei die Augenbrauen hoch, und meinen Schwiegervater hätte man beinahe noch verhaftet und ins KZ gesteckt, weil er die Stellung einer V2-Abschußrampe ausgeplaudert haben soll.

Der Verwalter probte an mir sein ganzes Entnazifizierungsplädoyer aus. Zwar sei er bei der SA gewesen, gewiß, auch schon vor neunzehnhundertdreiunddreißig, aber dann habe er hier die Reiter-SA aufgebaut, die doch eigentlich nur ein Reiterverein in SA-Uniform gewesen sei. Ohne Uniform hätte es ja überhaupt keine Vereine mehr gegeben. Und die Reiter-SA hätte er ja nur wegen

meines Schwiegervaters Pferdezucht aufgemacht, nur deswegen. Und alle Leute könnten es bezeugen, wie gut er die Arbeitskräfte behandelt habe, auch die aus Polen, aus Frankreich und Jugoslawien. So manches habe er zugunsten der Kriegsgefangenen riskiert, was eigentlich verboten war, das wüßte ich ja auch selbst, obgleich ich nur wußte, daß er schon 1938 als Soldat eingezogen wurde und seitdem nur noch Urlaub auf dem Hof verbracht hatte. Aber er sei in dieser unanständigen Zeit immer anständig geblieben; denn wenn man jetzt so hört, was die Nazis alles gemacht haben, dann sei er eigentlich schon immer ein Antifaschist gewesen. Darum fühlte er sich neuerdings auch freundschaftlich verbunden mit dem Tierarzt, der vier Jahre im KZ war. Gewiß, er hatte da mal Dummheiten gemacht, dieser Tierarzt, Unzucht mit kleinen Kindern, aber eigentlich kann man ja nichts dafür, wenn man so veranlagt ist. Jedenfalls gehörte er jetzt dem Entnazifizierungsausschuß an, ein anständiger Kerl, der sein Amt bestimmt nicht mit Rachegedanken führt, im Gegenteil, für ein paar Mettwürste würde er ein Auge zudrücken und noch etwas Butter dabei, sogar zwei Augen. Vieleicht könnte er ja auch für mich einmal nützlich sein, dieser Tierarzt; jetzt noch nicht, aber später, wenn noch etwas mehr Gras darüber gewachsen ist.

Ich konnte ihn sowieso nicht leiden, diesen schleimigen Verwalter. Er war mir schon unsympathisch, ehe ich ihn kannte, damals, neunzehnhundertachtunddreißig, als er zur Wehrmacht eingezogen wurde und Lore wegen seiner großen Abschiedsfeier nicht zu unserer Verabredung erschien, als ob diese für sie wichtiger gewesen wäre als unser Rendezvouz, das ohnehin nur alle zwei Wochen stattfinden konnte.

Was sollte dieser Tierarzt eigentlich an mir entnazifizieren, da ich doch erst siebzehn war, als der Krieg begann!

Die Spätsommernacht war lau. Wenn er doch nur aufhören würde, sich vor mir als Unschuldsnazi aufzuspielen! Hundegebell eilte uns von Hof zu Hof voraus, als wollten sie wie ein Lauffeuer ankündigen: Er kommt! Die Kühe auf der Weide sagten ein freundliches Muuuh, und das Pferd schnaubte und stapfte dumpf auf dem sandigen Sommerweg. Die Deichsel ächzte, und hinter den vorübergleitenden Birken blinkte die Mondsichel. Bei unserer Hochzeit vor einem Jahr, und vorher schon, wenn ich auf Urlaub gekommen bin, holte mich die Kutsche ab und Lore saß

neben mir, und zwischen den Birken blinkte der Mond, die Hunde kündigten uns an und die Kühe sagten Muh. In den eisigen Winternächten von Awratin oder Isjaslawl leistete ich mir den unendlich weit entfernten Traum von dieser Birkenstraße, der Mondsichel und der Kutsche mit dem stampfenden Pferd, mit dem wir in ein friedliches Paradies trabten.

Doch der Verwalter hörte nicht auf zu reden. Persönlich habe ich nichts gegen die Waffen-SS, betonte er, ganz gewiß nicht; denn schließlich kannte er sie ja auch von der Front im Osten oder in Italien. Zwar war sie immer besser ausgerüstet, die Waffen-SS, aber dafür habe sie auch viel geleistet. Das müßte man anerkennen. Nein, Frontsoldaten haben nichts gegeneinander, und um mir das zu beweisen, bot er mir das Du an und erzählte mir belanglose Geschichten, in denen seine Männer zu ihm „Herr Leutnant" gesagt hätten, damit ich anerkennen sollte, daß er eben auch Leutnant gewesen sei und damit mit mir auf gleicher Ebene stünde. Dann dachte er laut darüber nach, was jetzt zu tun wohl das Beste für mich sei und kam zu dem Ergebnis, daß er es wirklich gut mit mir meine, wenn er mir riet, mich den Engländern zu stellen. Freiwillig. Und mein Schwiegervater, mit dem er sich ausführlich darüber unterhalten habe, sei auch dieser Meinung.

Freiwillig. Wie damals zu Beginn des Krieges. Aufrecht und mutig, wie es uns geziemt, sollte ich sagen: Hier bin ich und melde mich zu der uns angedrohten zwanzigjährigen Verbannung. Ein guter Rat von jenen alten Kämpfern, welche uns, die wir aus der Weimarer Republik ins Dritte Reich pubertierten, mit der ganzen Inbrunst ihrer Überzeugung und Begeisterung vorgegaukelt haben, welchen herrlichen Zeiten wir entgegenmarschierten, welche Genugtuung es sei, unter einem so großen Führer die Ketten von Versailles zu sprengen, das entmilitarisierte Rheinland wieder zu besetzen, die Saar und Österreich heimzuholen, die Sudeten zu befreien und den größenwahnsinnigen, sinnlos die Volksdeutschen mordenden Polen aufs Haupt zu schlagen. Und nun sollte ich alle Schuld auf mich nehmen, den Mülleimer der Nation spielen, in den jeder, sich selbst reinigend, den Abschaum von der allen Deutschen aufgebürdeten Kollektivschande ab- und hineinschütten durfte, weil der Drache der Rache seine Opfer braucht. Und je mehr Tätowierte man ihm vorwarf, desto weniger verlangte es ihn nach den anderen.

Es war zum Kotzen.

Um keinen Verdacht zu erregen – und er meinte es doch nur gut mit mir – sollte ich hundert Meter vor dem Hof aussteigen und ihn allein vorfahren lassen. Das heimliche Anschleichen hatte ich ja gelernt, schon als Pimpf. Hinten herum, vorbei an den Hühnerställen und angekündigt durch aufgeregtes Gegacker und wütend kläffende Hunde erreichte ich den Strohteppich des Pferdestalles und gelangte von dort in die Waschküche.

Es war eine Parodie auf die Heimkehr des Odysseus.

„Und Lore," fragte Jeanette.

Sie fand das alles noch viel beschämender als ich, und wir wurden eine verschworene Gemeinschaft, jetzt nur noch selbst unsere Zukunft gestalten zu wollen, nichts mehr zu erbitten, keine Hilfe und erst recht keinen gutgemeinten Rat. War mein Leben statistisch nur durch Zufall erhalten geblieben und meine Freiheit widerrechtlich geliehen, so dürfte das, was jetzt vor mir lag, gegen das, was hinter mir lag, nur noch eine interessante Herausforderung sein.

Es sind so oft die kleinen Zufälle, die einen Lebensweg entscheidend beeinflussen, Zufälle, die es vernichten, Zufälle, die es erhalten oder Zufälle, die das Leben gestalten. Kein Wunder, daß komplexe Wissenschaftstheorien diesen Zufall als den Motor und den Vater aller Dinge behaupten, und jeder findet diese Thesen in seinem eigenen Schicksal tausendfach bestätigt. Aber man mag sich darüber streiten, ob Zufall nicht nur eine bequeme Ausrede ist, weil sich in der Fülle von Einflüssen und Ereignissen die Kausalkette von Ursache und Wirkung nicht mehr verfolgen und vorhersagen läßt, und weil es doch gerade der unberechenbare Mensch mit seinen spontanen Launen und Einfällen ist, der diese Zufälle bewirkt. Wenn es aber eine Lenkung der Entwicklung gibt, sei es durch Gott oder Naturgesetze, und wenn diese Entwicklung einen Sinn hat oder sinnvoll ist, dann sind Zufälle ihrem Wesen nach etwas Sinnloses. Ob und wie man aber Schicksalswinke mißachtet oder ergreift, das ist so unterschiedlich wie eben der Mensch unterschiedlich ist.

Da kam Tante Adele oder das, was von der einst so lebenslustigen, fröhlichen und immer zu Scherzen aufgelegten Frau übriggeblieben ist. Sie war nur noch mit einem Unterrock bekleidet und hatte den Rest ihres Hab und Gut in einem Taschentuch verkno-

tet. Sie kam aus Köslin und versetzte uns mit dem, was sie unter Tränen brockenweise herausschüttelte, zurück in mittelalterliche Schauergeschichten von Raub, Mord, Plünderungen und Vergewaltigungen, von menschlichem Freiwild, schutz- und rechtlos einer durch Alkohol und Hetzparolen aufgepeitschten Soldateska ausgeliefert und nur noch die Wahl habend, das zu erdulden oder sich lieber das Leben zu nehmen oder nehmen zu lassen. Es gibt Grenzen des Darstellbaren, einen transzendentalen Bereich, den mit dem üblichen Vokabular zu beschreiben ebenso unwirklich ist, als wollte man die Aida ohne Musik und Gesang nahebringen. Nur in diesen ersten Stunden sprach sie davon, dann habe ich sie den Rest ihres Lebens nicht mehr davon sprechen hören. Wozu auch! Für die Dialektiker der Umerziehung war das nur die zu erwartende Revanche für die deutschen Verbrechen, und für die in einer enttabuisierten Aufklärung Erzogenen erhielt es den Anstrich eines mißglückten Gruppensex.

Nach zehn Tagen hatte Tante Adele einiges wieder von dem zurückgewonnen, was sie einst war. Wir schmiedeten Pläne. Tante Adele wollte ins Rheinland, nachschauen, ob Bruder und Schwester noch lebten. Ins Rheinland! Das war eine Gegend, die ich bisher nur flüchtig durchreist hatte, in der mich niemand kannte und in der ich untertauchen konnte. Ich würde sie begleiten, bis nach Bonn. Dort würde sie mich einer Freundin empfehlen und dort könnte ich studieren. Natürlich nicht ich, sondern ein anderer namens Horst Werner, den es erst ab heute geben sollte. Ich tippte eine neue Bescheinigung, nach der dieser ehemalige Oberleutnant Horst Werner aus einem Lazarett in Linz in ein Lazarett nach Bonn verlegt werden sollte. Den Stempel zeichnete ich mit roter Ausziehtusche nach, und die Unterschrift würde selbst Robert E. Carr als seine eigene wiedererkennen. Dann bastelten wir vorsorglich auch noch einen Entlassungsschein mit einer ganz neuen Vergangenheit für mich und suchten in einem Carl May nach typisch amerikanischen Namen für möglichst viele Unterschriften und Stempel, die wir mit Hilfe gekochter Eier aus echten Dokumenten übertrugen.

Und Lore würde nachkommen, sobald ich festen Boden unter den Füßen hatte, sie würde nachkommen als Frau Werner. In den Eisenbahnzügen gab es noch Sonderabteile für Schwerkriegsbeschädigte, und Tante Adele würde als meine Begleiterin mit ein-

steigen, und wenn sie keinen Sitzplatz bekäme, würden wir uns beide abwechseln.

In aller Herrgottsfrühe zog uns Lotte, das vom Kriegsdienst verschont gebliebene Kutscherpferd, zum Bahnhof, an den Start in eine strapaziöse Zukunft, in der es dann auch wieder durch Zufall ganz anders kam, als wir uns ausgemalt hatten.

XV.

Wir folgten den Spuren unseres damaligen Ausfluges mit den Fahrrädern an dem dicht bewachsenen Ufer des träge dahinfließenden Flusses entlang. Auch Jeanette war seit damals nicht mehr hier gewesen; denn Wasser, Baden oder gar Schwimmen waren nicht ihr Fall. Auch damals nicht, als wir, Toni und ich, auf die Idee gekommen sind, zum Schwimmen zu fahren. Sie besaßen gar keinen Badeanzug und hatten sich in wenigen Stunden einen Bikini genäht, nicht sehr schick und auch nicht aus dem richtigen Stoff, mit dem man hätte ins Wasser gehen können, aber sie wollten keine Spielverderber sein und – es war ja auch sehr schön.

Ihre Erinnerungen waren ganz anders als meine. Sie zeigte mir eine Stelle, an der wir zunächst gerastet hätten; denn das Wasser war hier sehr flach, gerade gut für Nichtschwimmer, und das Ufer war dichter bewachsen, dicht genug, um sich darin verstecken zu können; denn, so gestand sie jetzt, sie hätten sich in ihrem Bikini doch sehr geniert, und nicht nur wegen des Bikinis, sondern wegen ihrer weißen, unsportlichen Haut und überhaupt – so halbnackt! Und der prallen Sonne mochten sie sich gar nicht gerne aussetzen. Wir hätten uns sogar gestritten, behauptete sie, weil wir auf jeden Fall tieferes Wasser zum Schwimmen und mehr

Sonne gesucht hätten. Von dieser Szenerie war mir nichts mehr in Erinnerung geblieben.

Doch da war der offene Uferplatz, und der Kahn lag noch da, aber es war ein anderer Kahn. Etwas kleiner und bunter bemalt. Der Pflock, an dem er befestigt war und an dem wir unsere Hemden aufgehängt hatten, war noch derselbe.

Wir stiegen aus, suchten uns einen schattigen Platz und setzten uns. Da war auch die Insel, aber Jeanette behauptete, den Kahn niemals betreten zu haben, weil Toni ihn so sehr geschaukelt habe, daß sie Angst bekommen hätte. Ich müßte mich irren, wenn ich behauptete, daß sie und Monique sich an mir festgeklammert hätten. Unsere Erinnerungen stimmten erst darin überein, daß Toni und ich auf die Insel geschwommen wären und sie allein zurückgelassen hätten. Die Insel war schattig und wir hätten ihnen zugerufen, wie schön es dort sei und warum sie nicht nachkämen, und wir hätten sie gefoppt, weil sie nicht schwimmen konnten und sich auch nicht in den Kahn wagten.

„Wir waren richtig wütend", erzählte Jeanette, „und haben geschimpft: Vous êtes méchants! Bêtes! Filous! Dann haben wir die Kleider übergezogen, uns auf die Fahrräder gesetzt, eure Räder mitgenommen und sind fortgefahren, fünfzig Meter weiter. Von dort haben wir euch beobachtet."

Nein, Monique hätte nicht Tonis Jacke angezogen und gedroht, damit ins Wasser zu gehen, sondern seine Hose. Obwohl sie sie viermal umgekrempelt hätte, war sie immer noch zu lang und sie hätte darin ausgesehen wie Charlie Rivels. Jeanette lachte amüsiert bei dem Gedanken daran. „Und als ihr wieder ans Ufer zurückgekommen seid, haben wir uns angeschlichen und euch überfallen, wie Indianer."

Richtig, so ungefähr war es. Da setzte eine Balgerei ein, bei der wir ihnen die Kleider wieder ausgezogen haben und sie wie am Spieß schrien. Und das hat den Besitzer des Kahns neugierig gemacht, und er kam gerade, als wir Frieden geschlossen hatten und uns versöhnen wollten. Was mochte er sich wohl gedacht haben, der Monsieur Roquebrun?

„Du kanntest ihn?"

„Oh ja, darum war es ja so peinlich. Er ist der Besitzer der alten Mühle, die sich etwas weiter flußaufwärts befindet, und seine Damen sind gute Kundinnen bei mir, Freundinnen. Später müs-

sen wir sie unbedingt mal besuchen."

Natürlich werden wir sie später einmal besuchen. Drei oder vier Jahre später haben wir es getan. Meine Nichte, die Tochter von Klaus, hat dort einen Teil ihrer Ferien verbracht. Man gab eine große Party. Vierzig oder noch mehr Leute waren da und viele Kinder, und eines dieser Kinder war etliche Wochen Gast in unserem Haus, Philippe, ein netter, wohlerzogener Junge.

„Heißt du denn jetzt immer noch Horst Werner?" fragte Jeanette.

„Nein."

„Hast du studiert? Was hast du studiert? Hat man deinen falschen Namen entdeckt? Es muß schwer gewesen sein für Lore, das mitzumachen."

Ehe Tante Adele vorerst unerreichbar hinter der französischen Demarkationslinie verschwand und ehe ich mich gemäß meiner amerikanischen Urkunde in ein Bonner Krankenhaus begab, stellte sie mich einer alten Freundin vor. Meta Pfaff hieß sie, selige Witwe eines Senatspräsidenten, der schon deswegen völlig unbelastet war, weil er starb, ehe es Parteigenossen gegeben hat. Sie war Eigentümerin eines traumhaft heilgebliebenen Hauses im Bad Godesberger Beamtenviertel. Sie litt als spindeldürres Nervenbündel unter einem unersättlichen Heißhunger. Als Tante Adele ihr deshalb zuflüsterte, daß hinter meinem Rücken ein stattlicher Bauernhof läge, entdeckte sie ihre karitativen Ambitionen und zog mit mir von einer guten Freundin zur anderen, denen sie auch etwas von einem Bauernhof als unerschöpfliche Fett- und Fleischquelle flüsterte und der nach jedem Mißerfolg größer wurde, bis er endlich bei der Witwe Moll groß genug war, um mir zwei Zimmer mit Küchenbenutzung in Aussicht zu stellen, sobald ich mein Krankenhaus ordnungsgemäß passiert hätte.

Mein ganzes Umzugsgut ließ sich in einem nicht allzu prall gepackten Rucksack unterbringen, der unter anderem auch vier Konservendosen enthielt, die fortan deutlich sichtbar auf dem Kleiderschrank prangten, meinen Nimbus als Nabob verbreiteten und eine magische Anziehungskraft auf Meta Pfaff und ihre weitreichende Bekanntschaft ausübten, welche sich zumindest guten Willens an der Wohnungssuche für mich beteiligt hatten.

Mit großer Sehnsucht wurde nicht nur von mir, sondern auch

den anderen Lores Ankunft erwartet, würde sie doch die Fleischtöpfe Niedersachsens mitbringen und zu Fleisch- und Fettorgien einladen, alle, die da hungrig und ausgedörrt waren. Wir, Frau und Herr Werner, wurden Stargäste in den diversen Kaffeekränzchen, wo man mit aromatischen Maistorten nach unseren Mettwürsten und Schinken warf. Natürlich sprach man nicht darüber, sondern unterhielt sich gebildet, zumal ich, der einzige Mann in dieser Runde, Student war oder vorerst auch nur die Absicht hatte, das zu werden. So bekam ich Meta Pfaffs Kusine als Tischdame; denn sie allein war schon eines Studiums wert; litt sie doch an einer höchst seltsamen Krankheit, die kein Facharzt zu diagnostizieren, geschweige denn zu heilen wußte. Da ich Wissenschaftsjournalist werden wollte, konnte sie mich ins Vertrauen ziehen. Sie hatte es am Hals, an der Schilddrüse, und den geheimnisvollen Namen dieser geheimnisvollen Krankheit konnte sie mir, der ich ihn als einziger gebildeter Mensch richtig verstehen würde, nur ganz leise ins Ohr flüstern: „Hochfrequenz!"

„Aha, sehr, sehr interessant!" Da waren natürlich ihre Haus- und Fachärzte überfordert. Ich zeichnete ihr den elektrophysiologischen Stromkreislauf des Nervensystems auf, mit Plus und Minus, und schilderte ihr, wie hochfrequente Spannungen entstehen könnten: Bei Wackelkontakten mit Kurzschlußgefahr, für die die Schilddrüse besonders anfällig sei. Ich empfahl ihr eine Sonderbehandlung im Institut für Hochfrequenztechnik und erntet damit den Dank ihrer Verwandtschaft, da sie nun endlich bereit war, in eine Nervenheilanstalt zu gehen, um sich ihre Wakkelkontakte abisolieren zu lassen.

Aufgrund solcher Verdienste erhielten wir, Frau Werner und ich, fortan auch regelmäßige Einladungen zu den unvergeßlichen Kulturabenden bei Professor Althoff, der seine Kohlen damit verdiente, daß der Eintritt pro Person ein Brikett kostete, für Ehepaare einundeinhalbes. Dafür hatte man die Ehre, die nach siebzig Jahren oxydierte Stimme seiner Frau singen zu hören, welche zumindest in Haltung, Gestik und heftiger Atemtechnik noch ahnen ließ, wie sie einst die Dresdner Oper erschüttert haben mochte. Der Herr Professor begleitete sie höchst persönlich mit flügelhaften Hand- und Armbewegungen am Flügel.

Die ganz besondere Sensation – und dafür zwei statt nur einem Brikett – bestand darin, daß trotz Fraternisierungsverbot ein

waschechter Besatzungstommy als Sänger auftrat. Am Oberarm, genau gegenüber meiner Tätowierungsnarbe, trug er das Etikett „Kings Regiment", und das erinnerte mich sogleich an den Labassé-Kanal und Dünkirchen, wo eben diese englische Königsgarde uns ernsthaften Widerstand entgegenzusetzen versuchte. Ob er dabei war oder gar zu den Gefangenen gehörte, die wir noch wenige Tage vor Hitlers unverständlichem Stoppbefehl vor Dünkirchen eingebracht hatten – oder zu den Glücklichen, die sich von uns unbehelligt wieder auf ihre Insel zurückschiffen durften? Gewiß konnte ich von ihm keinen Dank für diese großzügigste Geste der modernen Kriegsgeschichte erwarten. Er radebrechte singend „Stihile Nackt – Heilige Nackt", und leitete damit eine Ära ein, in der es schick wurde, unsere gute alte deutsche Sprache durch britisch-amerikanischen Slang ausdrucksvoller zu gestalten.

Natürlich hatte ich mich sogleich um das Studium beworben, bereits schriftlich in den wenigen Tagen, die ich im Bonner Krankenhaus zugebracht hatte und wo man mit mir nicht mehr viel anzufangen wußte. Die Auswahl der Möglichkeiten war auf Philologie beschränkt, und dafür gab es knapp 100 Plätze, um die sich etwa zweitausend Bewerber stritten. Folglich mußte sondiert werden. Der Professor mit dem einem Arm unterhielt sich mit mir zwanglos, aber prüfend über alle möglichen Bildungsfragen und ließ mich alle Ausnahmen jener großen Männer der neueren Geschichte aufzählen, die zumindest ihrer christlichen Gesinnung wegen Antifaschisten gewesen wären, wenn sie in unserer Zeit gelebt und Gelegenheit gehabt haben würden, sich pro- oder antifaschistisch zu entscheiden. Hätte er gewußt, wo und unter welchen Umständen wir uns wenige Monate später wiedersehen würden, hätte er sich dieses alberne Prüfungsgetue sparen können, doch so gehörte ich ganz legal zu jenen Auserwählten, auf deren demokratischer Gesinnung man das neue akademische Deutschland aufbauen könnte, wenngleich ich statt eines korrekten Abiturzeugnisses nur eine eidesstattliche Versicherung vorlegen konnte, was bei Leuten wie mir, Horst Werner, die von jenseits der Oder stammten und dort alles verloren hatten, keine Ausnahme war.

Schließlich stand in meinem selbstgebastelten Entlassungsschein schwarz auf weiß, daß ich Student sei, und dieser trug

inzwischen neben meinen selbstgezimmerten Stempeln und Unterschriften soviele echte, daß ich jeden Verdacht auf Fälschung aus innerster Überzeugung zurückgewiesen haben würde.

Im Gegensatz zu Lore hatte ich mich an meinen neuen Namen und meine neue Vergangenheit so sehr gewöhnt, daß ich mich nicht einmal umgedreht haben würde, wenn jemand meinen richtigen Namen gerufen hätte. Außerdem besaß ich nach eingehender Prüfung meines körperlichen Zustandes einen echten Schwerkriegsbeschädigtenausweis, der mich zu achtzig Prozent als schwerkriegsbeschädigt auswies, wonach die restlichen zwanzig Prozent den Vorzug genossen, die Straßenbahn zwischen Bonn und Bad Godesberg kostenlos benutzen zu dürfen. Damit war zugleich verbunden, daß ich mir auf Staatskosten eine richtige Prothese anmessen lassen durfte; denn die Soldaten der Waffen-SS waren von einer orthopädischen Versorgung ebenso ausgeschlossen wie von einer Rente als Kriegsbeschädigter, so daß allein jeder, der auf Krücken und einem Bein daherkam, dem Verdacht ausgesetzt war, zu den unterprivilegierten Tätowierten zu gehören.

Mein Sündenregister an Urkundenfälschungen und unberechtigter Inanspruchnahme rechtsstaatlicher Vergünstigungen mochte sich inzwischen auf viele Jahre Zuchthaus aufgerundet haben. Nicht weniger aufregend war mein ungehobelter Prothesenbaumstamm mit dem genialen Patentmuster im Kniegelenk. Immer häufiger passierte es mir, daß mitten in der Geschäftsstraße mein nach hinten abgewinkelter Unterschenkel stehenblieb und weder freiwillig noch mit Gewalt wieder herunterschwingen wollte. Ich weiß nicht, was sich die Normalbeiner dabei gedacht haben, wenn ich mit dem rechtwinklig nach hinten hochgeknickten Bein an ihnen vorbei in den nächsten Hauseingang gehüpft bin, um dort meine Hose herunterzulassen. Einen Schraubenzieher und einen Vierkantsteckschlüssel trug ich stets in der Hosentasche und erst, wenn ich mit diesen zu werkeln begonnen hatte, verwischte sich der Eindruck, Exhibitionist zu sein und wich einer krampfhaft wegschauenden Neugier. Am unangenehmsten waren jene Weiblichkeiten, die sich bei Gewahrung des von der Unterhose entblößten Baumstumpfes verpflichtet fühlten, mir mit einer freiwilligen Spende, einer entbehrlichen Brotmarke beispielsweise, ihr Mitgefühl zu bekunden.

Und eines Tages stand Klaus vor der Tür. Er hatte erfahren, daß ich, ausgerechnet ich, einen Studienplatz ergattert hatte. Er wollte auch einen. Natürlich konnte er nicht mein Bruder sein, sondern bestenfalls ein entfernter Vetter. Ich ging mit ihm zu dem einarmigen Professor, der gerade guter Laune war und aufgrund meiner Fürsprache keinen Zweifel mehr daran hatte, daß auch mein entfernter Vetter ein guter Demokrat sein würde. So erhielt er noch einen Notsitz im Hörsaal, während die Witwe Moll aus Furcht, er könnte auch noch ihre Küche benutzen wollen, für ihn ein Zimmer in Bonn besorgte.

Wenn auch bisher alles recht glatt ging, Studium und Unterkunft gesichert waren und wir in einem völlig harmlosen Kreis unverdächtiger Spießbürger verkehrten, so kreisten unsere Gedanken doch sehr um das Problem Zukunft. Für mich war dieses Provisorium auf jeden Fall eine bessere Alternative als Gefangenschaft oder Verbannung, eine Entspannung nach Godycha, Ardennenoffensive und Pußta, aber Lore bedrückte es sehr, unter nie geborenen und nie getauften Personalien leben zu müssen, weil es doch früher oder später unübersehbare Komplikationen mit sich bringen würde. Falls unser Versteckspiel eines Tages aufplatzen sollte, würde das von Horst Werner absolvierte Studium für die Katz sein; denn ein Lehrstoff, den man nur im Kopf, aber nicht in den Papieren hatte, nützt einem weniger als ein Studium mit Staatsexamen, das man nur in den Papieren, aber nicht im Kopf hatte. Dazu machte sie eine Strichliste für alle unsere strafbaren Schandtaten: Wir bezogen Lebensmittelmarken für Personen, die es gar nicht gab, ich erhielt eine Kriegsbeschädigtenrente, wenn auch nur von 40 Mark, die ich zwar erworben, aber nicht verdient hatte, man baute mir eine Prothese, die zwar meinem abben Bein, aber nicht mir zustand, und die Liste der falschen Ausweise, Papiere und Dokumente wurde immer länger.

Mitten in diese Überlegungen hinein platzte ein Telegramm, in dem Lore aufgefordert wurde, unverzüglich nach Hause zu kommen. Da der Grund nicht angegeben war, mußte da irgendwie der Teufel los sein. Drei Tage später erschien Paulinchen, meine Schwiegermutter, um Lore in meinem Haushalt zu vertreten. Paulinchen war die einzige echte Antifaschistin in der Familie, die ich früher immer nur auf Hitler, den Ortsgruppenleiter, den unsinnigen Zweifrontenkrieg oder den Eintopfsonntag schimp-

fen hören habe; aber nun, da die alten Nazis nie welche gewesen sind, kehrte sie den Spieß um, war dagegen, daß ich mich freiwillig meldete und verteidigte meine Pläne.

Lore mußte kommen, weil man mich suchte. Da des öfteren Personen auf dem Hof auftauchten, die ihrem äußeren Erscheinungsbild nach mit mir verwechselt werden konnten, sahen sich einige seinerzeit verhinderte Widerstandskämpfer verpflichtet, Versäumtes nachzuholen und mich zu denunzieren: Der Offizier von der Waffen-SS ist da!

Es machte mir alle Ehre, daß die Engländer meinetwegen nachts mit vier Panzern und einer Aufklärungskompanie auftauchten, den Hof umstellten und dann einen umfassenden Angriff starteten, wobei sie zunächst den semmelblonden, gerade aus Schlesien geflüchteten Melker verhafteten und dann auch noch den Verwalter mitnahmen. Beide sollten sich in den nächsten Tagen einigen, wer von ihnen ich sei. Wie recht hatte doch der Verwalter, mir zu raten, mich freiwillig zu stellen, damit ihm solches Mißgeschick erspart bleibe. Mein Schwiegervater hatte zudem damit Verdacht erregt, daß er das Haus verbarrikadierte; denn wenige Wochen zuvor hatten polnische Freiheitskämpfer den Hof überfallen, geplündert und mitgenommen, was sie tragen und auf einen Karren verladen konnten, was nicht ganz unblutig abgegangen war. Paulinchen, die einzige Tapfere, wurde dabei arg zugerichtet und trug jetzt noch sichtbar eine dicke Narbe am Kopf. Nun also, da sich wieder Bewaffnete näherten, fürchtete mein Schwiegervater, daß die Polen ihr Unvollendetes vollenden wollten, doch angesichts der Panzerüberlegenheit gab er die Verteidigung alsbald auf. Die Engländer wollten keinen Schmuck und keine Wertsachen, sondern nur mich und nahmen ersatzweise den Melker und den Verwalter mit.

Als sich der Fehlgriff herausstellte, kamen sie wieder und forschten nach dem SS-Weib; denn wo dieses ist, könnte ich auch nicht weit sein.

„Wo ist ihre Tochter?"

Besten Wissens und Gewissens gab Paulinchen zu Protokoll, daß ihre Tochter bei einer Freundin in Hamburg sei und gab auch auf Verlangen deren Adresse an.

Darum also das dringende Telegramm; denn die Tommies wür-

den früher oder später feststellen, daß es sich bei der Tochter, die sie in Hamburg aufstöberten, nicht um das SS-Weib, sondern dessen Schwester handelte. Paulinchen entzog sich einer eventuellen Strafpredigt dadurch, daß sie nach Bad Godesberg reiste, während mein Schwiegervater als schauspielerisch völlig untalentierter Niedersachse erklären mußte: „Ach so! Sie meinten die andere! Die war nur gerade in der Nachbarschaft." Da, bitte, soeben eingetroffen, konnte er das Alibi präsentieren.

Da sich mein Kaffeekränzchen natürlich für die Gründe interessierte, warum Lore nicht mit von der nächsten Partie sei, mußte ich ihm in allen Einzelheiten vorlügen, was passiert war. Wir waren in Köln, um uns dort mit einem Bekannten zu treffen, wobei sich Lore in einem Straßenpflasterloch den Fuß verstaucht oder sogar gebrochen habe. Der Bekannte, ein Mediziner aus Hannover, hätte sie in seinem Auto gleich mitgenommen nach Hannover, ins Henriettenstift. Da läge sie nun, die Arme.

Eines Tages, Ende Januar neunzehnhundertsechsundvierzig, passierte es dann, was schon immer in der Luft lag und von dem ich mir dennoch nicht erklären konnte, warum es passierte. Ich kam gerade von einer erneuten Urkundenfälschung aus dem Rathaus zurück, wo ich den Empfang unserer Lebensmittelmarken und die Rente von Frau Moll quittiert hatte, als ich einen mir vertrauten Adler Trumpf Junior vor der Haustür entdeckte. Nein, es war nicht der Oberförster aus Plattling, sondern „Polizei", wie hinten auf dem Kofferraumdeckel zu lesen war. Ein Mann mit einem Gamsbarthut lehnte am Vorgartengitter und beobachtete die Straße auf und ab.

Zwar war ich mir absolut sicher, nichts Verbotenes getan zu haben, aber wer prüft nicht doch rasch sein Gewissen, wenn er die Polizei vor seiner Haustür warten sieht. Würde ich jetzt einfach vorbeigehen, wäre alles in Ordnung; ich wäre gewarnt, könnte heimlich meine Sachen packen und anderswo wieder auftauchen, um dort wieder unterzutauchen. Aber mein Gewissen war so rein und meine Neugier so groß, daß ich es darauf ankommen lassen wollte und in den Vorgarten einbog.

Sogleich lüftete der Herr seinen Gamsbarthut und fragte: „Sind Sie Herr Werner?"

Ob ich ja oder nein gesagt hätte, beides würde man mir als Lüge auslegen können, also log ich: „Ja."

„Ist Ihr Bruder auch hier?"

Hoppla! Das war überraschend. Wieso fragte er nach meinem Bruder? Niemandem weit und breit habe ich davon erzählt, daß ich überhaupt einen Bruder hätte.

„Mein Bruder? Wie kommen Sie darauf, daß mein Bruder hier sein könnte?"

„Nur so", sagte er. „Ist er hier oder nicht?"

„Wie Sie sehen, ist außer mir niemand hier", sagte ich. „Was soll das?"

„Ich frage ja nur."

„Und ich habe Ihnen wahrheitsgemäß geantwortet. Zufrieden?"

„Ich schon, aber was nützt das! Ich muß Sie bitten mitzukommen."

„Wohin? Zur Polizei?"

„Ja." In meinen Überlegungen, ob ich jetzt einen Empörungstanz aufführen oder gar nichts sagen sollte, wählte ich einen freundlichen Mittelweg:

„Ich verstehe zwar ihre Gründe nicht, aber Sie gestatten doch, daß ich der Witwe Moll ihre Rente und ihre Lebensmittelmarken bringe."

„Bitte", sagte er und schritt voran. Paulinchen öffnete die Tür, und der Mann mit dem Gamsbart sprach sie als Frau Moll an. Offensichtlich hatte er sie auch schon befragt; denn sie stand da mit hochrotem Kopf.

„Ich weiß zwar nicht, was der Herr von mir will, Frau Moll", sagte ich zu Paulinchen, „aber sicherlich ist das ein Mißverständnis, das sich bald aufklären wird. Einstweilen hier Ihre Lebensmittelmarken und Ihre Rente."

Die Wohnung in Bad Godesberg habe ich nie wieder betreten.

Die Fahrt durch die Stadt in dem weich gefederten Adler, diesmal allerdings ohne rote Lederpolsterung, konnte ich gar nicht so recht genießen, denn ich mußte meine allerjüngste Vergangenheit durchkämmen und nach irgendwelchen Lücken oder taktischen Fehlern suchen, aus denen man auf Klaus als meinen Bruder hätte aufmerksam werden können. Aber was wollte man von Klaus? Weil er mal Fähnleinführer war? Und außerdem würde er als mein Bruder ja auch Werner heißen. Ich konnte mir beim besten Willen keinen Reim aus der Sache machen, und der Mann mit dem Gamsbart gab auch keinen Laut mehr von sich, bis wir

vor der Polizeistation im Rathaus hielten.

Anstatt mich zu verhören oder mich irgend jemandem vorzuführen, lief eine routinierte Maschinerie ab, bei der kaum ein Wort gesprochen wurde. Die Polizeibeamten leerten alle meine Taschen bis auf das schmutzige Taschentuch und protokollierten selbst den abgerissenen Hosenknopf. „Eine Brieftasche, ungeöffnet." Gott sei Dank; denn darin steckten zwei Blankoformulare mit Stempel und Unterschrift meines heimatlichen Landratsamtes, welche mir Paulinchen mitgebracht hatte, um darauf eine beglaubigte Abschrift meines Abiturzeugnisses anzufertigen. Ich mußte quittieren, daß alles ordnungsgemäß in einem verschlossenen und versiegelten Briefumschlag verstaut sei, womit man mich abermals zu einer Urkundenfälschung vor den Augen der Polizei veranlaßte.

Als ich höflich fragte, ob mir jemand erklären könne, warum man sich so sehr um mich bemühe, erklärte einer der Beamten, das wüßten sie auch nicht, weil alles auf Anordnung des FSS geschehe.Da ich das F überhört hatte und erstaunt fragte: „SS?" übersetzte er mir, daß FSS die Abkürzung für den englischen Feld-Sicherheitsdienst sei.

Sie führten mich über einen Hinterhof in eine vergitterte Großfamilienzelle, wo ich meine Prothese ausziehen und abgeben mußte. Wegen Fluchtgefahr.

„Schweinerei!" schimpften die beiden Mittfünfziger, die keineswegs wie Knastbrüder aussahen, sondern eine Menge Zettel vor sich auf dem Tisch liegen hatten, auf die sie viele mathematische Formeln schrieben. „Oder sind Sie ein Schwerverbrecher?"

„Nicht, daß ich wüßte", sagte ich, „aber wer kann das heute schon mit Sicherheit sagen!"

„Waren sie Nazi?"

„Bisher hatte ich noch keine Zeit dazu. Mit siebzehn wurde ich bei Kriegsbeginn Soldat, konnte man da schon Nazi sein?"

„Kriegsverbrecher?"

„Sicherlich. Wenn der Krieg ein Verbrechen war und ich mitgemacht habe, bin ich ein Kriegsverbrecher."

„Warum hat man Sie eingesperrt?"

„Auf Anordnung des FSS, hat man mir gesagt."

„Aha."

„Und Sie?"

Sie waren Ingenieure, Werksdirektoren in einer Kohlebürstenfabrik, in der auch viele Fremdarbeiter waren. Man hat sie denunziert, die Leute schlecht behandelt oder gar in den Hintern getreten zu haben.

„Haben Sie das?"

„Darauf kommt es doch gar nicht an."

„Wielange sitzen Sie schon hier?"

„Vier Wochen."

„Und? Sind Sie schon verurteilt?"

„Nein, nicht einmal vernommen."

Es war keineswegs langweilig hier. Nach zehn Minuten brachte man mir Bleistift und Papier und ersuchte mich, meinen Lebenslauf zu schreiben. Die volle Wahrheit. Mit Vergnügen! Ich hauchte dem Horst Werner eine komplette Seele mit Stammbaum ein, war in Crossen an der Oder zwei Jahre vor meiner Geburt geboren; denn ich hatte mich bereits älter gemacht, um bevorzugt zum Studium zugelassen zu werden. Von Geschwistern erwähnte ich nichts, wozu auch; denn es sollte doch mein Lebenslauf werden. Natürlich war ich auch in der Hitlerjugend, Marine-HJ, ein kleines Licht, Sportwart. Für meine militärische Laufbahn brauchte ich weniger Phantasie als fundierte Kenntnisse über Einheiten und ihre Standorte und Einsätze, war aber meistens in Lazaretten und zuletzt beim Regiment „Linz".

Während der Erfindung meiner Autobiografie wurde ich durch lautes Lamentieren vor der Tür gestört. Jemand brüllte wütend „Heil Hitler!" und ein anderer brüllte:„Halt die Schnauze!" Dieses Wortspiel wiederholte sich ein paarmal, dann wurde die Tür aufgestoßen, ein Mann stolperte herein, knallte die Hacken zusammen, hob den rechten Arm und rief: „Heil Hitler, ihr Nazis!"

„Wenn du jetzt nicht die Schnauze hältst . . ." drohte der sonst recht gutmütige Polizist, aber der neue Häftling antwortete: „Heil Hitler, du Arschloch!"

Er konnte sich nicht beruhigen, schritt wütend auf und ab und hämmerte gegen die verschlossene Tür:„Laßt mich hier raus! Ich gehöre nicht hierher, ihr, ihr . . ."

„Warum gehören Sie denn nicht hierher?" fragte einer der Mathematiker. „Waren Sie denn kein Nazi?"

„Niemals", sagte er, „aber jetzt werde ich einer."

„Wenn Sie keiner waren, was waren Sie dann?"
„Kommunist. Jeder in Godesberg weiß, daß ich kommunistischer Funktionär war, auch noch nach dreiunddreißig."
„Und dann wurden Sie Nazi, wie die meisten Kommunisten auch?"
„Nein, ich nicht, niemals. Die SA hat mich nach dem Reichstagsbrand eingesperrt."
„Wie lange?"
„Drei oder vier Tage."
„Und danach? Sind Sie dann Nazi geworden?"
„Ich dachte nicht daran, nein, niemals."
„Aber Kommunisten werden doch heute nicht mehr eingesperrt, im Gegenteil."
„Hatte ich mir auch gedacht. Damals bin ich abgehauen, nach Spanien und habe da auf Seiten der Internationalen Brigade gegen Franco gekämpft."
„Dann sind Sie ja sowas wie ein aktiver Widerstandskämpfer."
„Und ob! Aber wie unsere Leute da mit den Priestern und den Nonnen umgegangen sind, nein, wissen Sie, meine Frau ist strenge Katholikin, sollte sie auch meinetwegen bleiben. Wir haben fünf Kinder. Aber das war zu schrecklich; da bin ich übergelaufen zu Franco und habe da mitgemacht, mit halbem Herzen zwar; denn soviel besser waren die auch nicht."
„Und dann wurden Sie Nazi?"
„I wo! Ich hatte die Schnauze voll und wollte nach Hause, und die Francoleute gaben mir eine Bestätigung, daß ich auf ihrer Seite gegen die Kommunisten gekämpft hätte."
„Da waren Sie ja rehabilitiert und konnten Nazi werden."
„Pustekuchen! Man hat mich wegen meiner Erfahrungen mit der Internationalen Brigade in die Abwehr gesteckt und geglaubt, ich sei Experte. Aber was konnte ich schon viel erzählen oder gar bewirken! Nichts! Hatte auch keine Lust dazu. Ich war ein Reinfall. Da schoben sie mich ab zur Marine, wo ich schon nach dem ersten Weltkrieg zu den Meuterern gezählt habe, aber das wußten die nicht."
„Dann haben Sie dort eine große Karriere gemacht? U-Boot oder so?"
„Denkste! Nicht mal Gefreiter war ich, hatte die Schnauze voll und bin in Bordeaux an Land gegangen und getürmt, übergelau-

fen zu den Partisanen; das waren noch die einzigen vernünftigen Kommunisten in Westeuropa. Also machte ich bei denen mit. Zuerst haben sie ja geglaubt, ich sei ein Spion, aber dann habe ich es ihnen gezeigt. Solange das noch alles recht heikel und gefährlich war, war ich gut genug. Aber als Frankreich gewonnen hatte und de Gaulle kam, der ja was gegen die Kommunisten hatte, da haben sie festgestellt, daß ich Nazideutscher war und haben mich nach Deutschland abgeschoben, diese Arschlöcher!"

„Und dann haben Sie hier wieder eine kommunistische Partei aufgemacht, nicht wahr?"

„Genau das hatte ich vor. So, endlich hatte ich es erreicht, nun kann dir nichts mehr passieren, habe ich gedacht."

„Natürlich, dafür waren Sie ja jetzt prädestiniert!"

„Jawohl, dazu war ich prä . . ., war doch immer Kommunist geblieben, aber da hat irgendso ein Arschloch herausgekramt, daß ich mal bei der Abwehr war, und deswegen hat man mich verhaftet."

„Und jetzt wollen Sie endlich Nazi werden?"

„Ja, Quatsch, aber wenn ich darüber nachdenke, haben mich die Nazis noch am anständigsten behandelt, und jetzt sperrt man mich auch noch mit Ihnen zusammen ein; dann sollen sie's haben, dann werde ich jetzt Nazi!"

Ungefragt studierte er meinen Lebenslauf und erfuhr, daß man mir die Prothese abgenommen hätte, wegen Fluchtgefahr, und das entlockte ihm weitere unflätige Flüche und festigte seinen Entschluß, Nazi werden zu wollen.

XVI.

„Warum hat man dich verhaftet? Wer hat dich denunziert?“ fragte Jeanette voller Spannung und Neugier.

Die ganze Nacht hat mich diese Frage beschäftigt und mich kein Auge zumachen lassen.

Es gab nichts in meinem taktischen Verhalten beim Kaffeekränzchen, bei Althoffs Kulturabenden oder sonstwo, das einen Verdacht erregen oder Anlaß zu einer bösartigen Denunziation hätte geben können. Niemandem habe ich unter dem Siegel der Verschwiegenheit mein Gesicht preisgegeben. Allein Tante Adele wußte über mich Bescheid, aber sie war jenseits der streng kontrollierten französischen Besatzungszone abgeschottet. Schließlich ärgerte ich mich darüber, daß ich mir von dem Gamsbart keinen Haftbefehl habe zeigen lassen; denn dieser hätte den Grund der Festnahme enthalten müssen! Oder wollte man mir eine Lektion erteilen und demonstrieren, daß auch im Nazideutschland Verhaftungen ohne Haftbefehl, aufgrund von Denunziation oder auch nur auf Verdacht durchgeführt wurden? Wollte man den Teufel mit dem Beelzebub austreiben?

Zum Frühstück servierte man mir meine Prothese, und ein Aufpasser blieb solange dabei, bis ich sie mir übergestülpt, mich gewaschen und rasiert hatte und bereit war zum Ausgang. In der Rezeption händigte man mir den verschlossenen Umschlag wieder aus, und ich mußte quittieren, mein Hab und Gut ordnungsgemäß und vollständig zurückerhalten zu haben. Der Mann mit dem Gamsbart war wieder da.

„Bin ich jetzt entlassen?“

Er zuckte mit den Schultern und sagte: „Erst sollen Sie mal zum FSS kommen.“

Dieser wohnte gleich gegenüber der Redoute. In einem kleinen Erkerzimmer sollte ich warten. Der Herr mit dem Gamsbart schloß die Tür zu und knarrte eine Treppe hinauf. Ich war allein, und das Fenster lud zu einem bequemen Aussteigen ein; aber dann würde ich nie erfahren, warum man mich verhaftet hat. In der Brieftasche steckte noch der verräterische Blankobogen mit Stempel und Unterschrift des Landratsamtes. Ich zerriß ihn in lauter kleine Schnitzel und ließ sie zum Fenster hinausflattern, und als der letzte Schnippel vom Winde verweht war, stand der

Gamsbart mit unbeweglicher Amtsmiene wieder in der Tür: „Bitte sehr."

Hinter dem Schreibtisch hockte ein englischer Offizier, der vergnüglich mit einer wenig attraktiven Biene plauschte. Sie hatte eine viel zu große Nase und einen knallroten Mund darunter. Entsetzlich viel Lippenstift! Wir hatten uns an sowas noch nicht gewöhnt, so daß sie spontan eine Erinnerung an Paviane hervorrief, welche ihre erogenen Zonen zwecks intensiveren Sexappeals gleichfalls rot markierten. Ein deutsches Mädchen tat sowas – noch – nicht, und außerdem gab es damals keine Lippenstifte.

Wenn ein Tommy mit einer Tommiene so deutsch sprach, als seien sie beide in Köln aufgewachsen, dann waren sie keine Tommies. Sie sahen außerdem gar nicht englisch aus, sondern hatten dunkle krause Haare, große Ohren und heruntergezogene Augenlider. Juden. Sie ließen mir viel Zeit, sie zu betrachten und über sie nachzudenken. Warum gerade Juden? Als die Russen neunzehnhundertvierzig die Baltenländer besetzten, entsandten sie dorthin ausschließlich jüdische Kommissare, die fürchterlich gehaust haben sollen. Die Russen wollten sich offensichtlich nicht selbst die Hände schmutzig machen, so daß sich nach Befreiung der Baltenländer der Groll der Bevölkerung gegen die Juden richtete, unter denen dann die lettischen und estnischen Soldaten ihrerseits fürchterlich hausten. Überlassen die Engländer jetzt auch hier das schmutzige Geschäft der Naziverfolgung den Juden? Sie waren doch sonst so intelligente Leute, diese Juden; Einstein war für mich bezüglich Intelligenz der Größte. Warum mußten die Juden auf diese Weise ihren eigenen Antisemitismus provozieren?!

In der typischen Manier jener Subalternen, die sich Autorität durch autoritäres Verhalten zu verschaffen versuchten, ließ er mich da stehen, als sei ich gar nicht da. Den Herrn mit dem Gamsbart auch. Indem er mit seiner Biene ebenso unbedeutende wie belanglose Erinnerungen von gestern abend austauschte, wollte er uns zeigen, was für unbedeutende kleine Würmchen wir seien. Damit tötete er in mir jegliche Kompromißbereitschaft. Dann griff er wie zufällig nach einem Aktendeckel, der so leer war, daß er darin nicht einmal blättern konnte. Leider ließ er mich nicht sehen, auf was er da starrte.

„Sie heißen also Horst Werner", sagte er als Ergebnis seines

langen Aktenstudiums; und da es keine Frage war, sah ich keinen Anlaß zu antworten.

„Seit wann heißen Sie denn so?“

Ich hatte es jahrelang geübt, nicht mit der Wimper zu zucken, wenn es neben mir knallte oder krachte, allein schon, um meinen Leuten zu zeigen, daß mich sowas nicht erschüttern könne. Sollte er ahnen oder wissen, daß das nicht mein richtiger Name war? Ich tat ihm den Gefallen nicht, mir etwas anmerken zu lassen und erwiderte:

„Seit dem vierten elften neunzehnhundertneunzehn – oder vielleicht auch vierzehn Tage später nach der Taufe.“

„Da sind Sie also geboren“, sinnierte er und hielt meinen gestern verfaßten Lebenslauf in den Händen.

„In Crossen an der Oder – wo liegt denn das?“

„An der Oder.“

Für einen Moment hatte es den Anschein, als wollte er sich über meine Antwort empören, aber dann besann er sich auf die Rolle desjenigen, der eigentlich gar nicht zu fragen brauchte, weil er ja alles längst wüßte.

„Wo ist Ihr Bruder?“

Die einzige und auch dieselbe Frage, die mir der Herr mit dem Gamsbart bereits stellte und die mich auch nicht weiter brachte. Er sollte schon etwas mehr herausrücken, und deshalb sagte ich wahrheitsgemäß:

“In Stalingrad gefallen.“

„Machen Sie keinen Quatsch!“ brauste er plötzlich auf, um mir zu zeigen, es geht auch anders.

„Wenn das Quatsch ist“, sagte ich ungerührt, „dann möchte ich wissen, was man heute überhaupt noch ernstnehmen soll. Mein Bruder ist in Stalingrad gefallen.“

„Haben Sie mehrere Brüder?“ fragte er.

„Ja.“

„Wo sind die?“

„Um Ihnen nicht wieder eine solche quatschige Antwort geben zu müssen, sollten Sie mir sagen, welchen Sie meinen.“

Er schaute wieder in den Aktendeckel, in dem sich offensichtlich außer meinem Lebenslauf noch etwas anderes befand. Nach einigem Suchen sagte er:

„Der mit K anfängt.“

Ein gnädiger Klapperstorch hatte mir zwei Brüder beschert, die mit K anfingen: Außer Klaus auch noch den Kurt.

„Aha, den Kurt meinen Sie?“

„Den Kurt, wen denn sonst.“

Nun arbeiteten meine grauen Zellen auf vollen Touren. Er wußte also nur den Anfangsbuchstaben von meinem Bruder. Wenn mich jemand, der mich näher kennt, denunziert haben sollte, würde er auch den vollen Namen gekannt und gewußt haben, daß, wenn überhaupt jemand, dann nur Klaus eine irgendwie belastende Rolle gespielt haben könnte. Ich mußte also weiter tasten und sagte die volle Wahrheit:

„Kurt befindet sich in französischer Kriegsgefangenschaft.“

Kurt war jedenfalls für den FSS oder überhaupt für eine Entnazifizierung völlig uninteressant, ein lässiger, legerer Unsoldat, wohl der dienstälteste Leutnant der großdeutschen Wehrmacht: Seit neunzehnhundertvierzig Leutnant und bei Kriegsende immer noch. Einer, der sich mit seiner kotterigen Konterschnauze schon bei seinen Paukern und später erst recht bei seinen Vorgesetzten unbeliebt machte und damit jeder weiteren Beförderung vorgebeugt hatte.

Zum letzten Mal sah ich ihn in Isjasslawl bei Staro Konstantinow, dort, wo unser Kampfgruppengefechtsstand kaum hundert Meter hinter der Hauptkampflinie lag. Wir saßen gerade beim Mittagessen, eine Runde edler Offiziere, bei denen es von Ritterkreuzen und gar Eichenlaubbeiwerk nur so blinkte. Das imponierte ihm nicht im geringsten. Er trat ein, legte zwei Finger an die Mütze und sagte: „Tagchen, die Herren.“ Ich mußte zweimal hinschauen, ehe ich ihn erkannte, aber dann doch so tat, als würde ich ihn nicht erkennen.

Der mit dem Eichenlaub richtete sich vom Teller auf und sagte nur: „Bitte?“

„Ich komme gerade hier vorbei“, sagte Kurt, „und habe gehört, daß mein Bruder hier ist. Adjutant oder sowas.“

Wir nannten sie, wenn sie es nicht hörten, „Brotbeutel“, die Offizierskameraden von der Wehrmacht, weil sie im Gegensatz zu uns stets einen Brotbeutel bei sich trugen. Kurt auch. Er schlich um unseren Eßtisch herum, gab hier und da jemanden die Hand oder klopfte ihm freundschaftlich auf die Schulter, wenn er gerade seinen Löffel in der Hand hatte, schnupperte über meinen

Teller und sagte: „Bei der Linsensuppe läuft einem ja das Wasser im Munde zusammen."

Er bewunderte unsere schneidige Kampfgruppe hauptsächlich wegen der Linsensuppe und wegen des Stapels „Blaue Nil", den uns gestern General Vinzenz Müller hiergelassen hatte, um uns zu bestechen, unsere unglückliche Stellung noch wenigstens drei Tage zu halten. Die Ordonnanz durfte ihm auch noch einen Teller bringen, mit dem er sich neben mich quetschte. Auf eindringliches Befragen kam er damit heraus, daß er Verbindungsoffizier zu irgendeiner Artillerieeinheit sei, aber er lehnte es ab, in diesem kompetenten Kreis über Artillerieunterstützung zu verhandeln, da er nur ganz privat hier sei. Er mochte guten Grundes jedes dienstliche Gespräch ablehnen, da sein Abstecher zu unserem Gefechtsstand garantiert ohne Erlaubnis und ohne Wissen seiner Vorgesetzten erfolgt war. Nach der Suppe, einem Schnaps und einer Probezigarette „Blaue Nil" hatte er es eilig, legte wieder seine zwei Finger an die Mütze und sagte: „Tschüßchen, die Herren, und vielen Dank auch!" Der Kommandeur bemerkte lediglich taktvoll, wie erstaunlich es sei, daß es in einer Familie so unterschiedliche Brüder geben kann.

Der Tommy unterbrach meine Erinnerungen, indem er mit dem Aktendeckel wütend auf den Tisch schlug und rief: „Lügen Sie nicht! Ihr Bruder ist nicht mehr in Gefangenschaft. Warum lügen Sie?"

Dann schaute er noch einmal in den Aktendeckel und fragte: „Warum ist es denn gefährlich, daß Ihr Bruder in Ihrer Nähe ist?"

Jetzt dämmerte mir gleich ein ganzer Kronleuchter: Aha, aha! Die Postzensur! Irgend jemand aus der Familie muß mir geschrieben und mir dabei wieder einmal überflüssige Ratschläge gegeben haben. Meine Mutter? Paß auf, daß dir nichts passiert, bleib immer schön auf dem Fahrradweg, stell das Gas ab, wenn die Milch kocht, laß die Badewanne nicht überlaufen . . . Das könnte meine Mutter gewesen sein. Oder mein Schwiegervater? Ich wollte – verdammt noch mal – keine gutgemeinten Ratschläge mehr!

Aber der Tommy hatte mir zugleich ein Stichwort für eine plausible Geschichte gegeben. Ich legte mein Gesicht in traurige Falten und gestand:

„Wissen Sie, das ist so: Ich habe hier mit viel Mühe und Not

einen Studienplatz bekommen. Den kriegen nur solche mit einwandfreier Vergangenheit. Und da kam eines Tages mein Bruder. Er war aus der französischen Kriegsgefangenschaft ausgebrochen und wollte bei mir unterschlüpfen. Sie wissen ja selbst, wie sehr es verboten ist, entflohene Kriegsgefangene aufzunehmen. Ich hätte mit dieser strafwürdigen Handlung zumindest meinen Studienplatz verloren. Also mußte ich ihn fortschicken, wofür er gar kein Verständnis hatte. Oder hätte ich ihn denunzieren sollen?"

Das wollte er mir nicht unbedingt zumuten und fragte barsch: „Was war Ihr Bruder?"

„Leutnant."

„Was noch?"

„Zunächst vorgeschobener Beobachter, später Artillerie-Verbindungsoffzier. Mehr weiß ich nicht."

„Was war er vorher?"

„Schüler, Abiturient. Bei Kriegsausbruch war er neunzehn. Was soll er da vorher gewesen sein!"

„Und warum ist es dann so gefährlich, daß er in Ihrer Nähe ist?"

„Wie gesagt, weil ich mich strafbar mache, wenn ich einen entflohenen Kriegsgefangenen bei mir verstecke."

„Das konnte doch wohl nicht der einzige Grund sein."

„Wir sind es unter Hitler gewöhnt, uns streng an Vorschriften und Verbote zu halten, und ich nehme an, daß Sie solche Verbote auch nicht nur zum Spaß erlassen."

„Und wo ist Ihr Bruder jetzt?"

„Das weiß ich nicht. Er konnte es nicht einsehen, daß ich ihn abwies, fand es unfair, unkameradschaftlich, unbrüderlich. Es gab Krach deswegen, und er ist beleidigt abgezogen."

„Wohin?"

„Er wollte ebenfalls studieren. Vielleicht ist er nach Göttingen gegangen oder in die Ostzone, in die Gegend von Crossen. Da ist man wegen enflohener Kriegsgefangener nicht so pingelig, glaube ich."

„Sie wissen das sehr wohl", beharrte er.

„Nein, ich weiß es nicht."

„Sie wollen es nur nicht sagen."

„Ich habe meinem Bruder geraten, er solle sich ordnungsgemäß entlassen lassen, aber er fürchtete, daß man ihn wieder nach

Frankreich ausliefere."
„Und davor hatte er Angst?"
„Würden Sie freiwillig hinter Gitter gehen?"
„Hinter Gitter! Damit haben Sie sich verraten. Ihr Bruder ist also Kriegsverbrecher!"
„Der und Kriegsverbrecher, daß ich nicht lache!"
„Also, wo ist ihr Bruder?"
„Ich weiß es nicht. Vielleicht schreibt er mir, dann werden Sie es erfahren – wahrscheinlich schon eher als ich, nehme ich an."
„Sie halten uns doch wohl nicht für so dumm, daß wir Ihnen Gelegenheit geben, Ihren Bruder zu warnen."
„Wie soll ich ihn warnen, wo ich doch selbst nicht weiß . . ."
„Weil Sie lügen!" brüllte er. „Alle lügen sie hier. Sie wissen das sehr genau. Und jetzt hauen sie ab."
„Nach Hause?"
„Nein, ins Gefängnis!"
„Was soll ich da?"
„Überlegen, wo Ihr Bruder ist."
Der Mann mit dem Gamsbart zog mich am Arm fort; denn er kannte seinen Auftraggeber und wußte, daß mit ihm nicht zu spaßen ist. Ich sah, wie er voller Bedenken den Kopf schüttelte, als wir die Treppe hinunterstiegen. Anscheinend war ihm das alles peinlich, sehr peinlich.
„Und für sowas leisten Sie Handlangerdienste?" warf ich ihm vor.
„Was soll ich machen! Ich bin Kriminalbeamter, war Parteigenosse und sagar Blockwart. Wenn ich mich weigere, sperrt man mich ein, und dann kommt vielleicht ein anderer, ein Kommunist, der viel schlimmer ist."
Ja, was sollte er machen! Dasselbe, was er schon immer getan hat: Befehle ausführen, egal, wer gerade sein Herr ist und ohne darüber nachzudenken, ob sie sinnvoll oder rechtens sind.
„Kann ich etwas für Sie tun?" fragte er.
Ich schickte ihn in meine Wohnung, Waschzeug zu holen und was man sonst so für das Gefängnis braucht. Vielleicht noch ein paar Zigaretten, und er sollte der Witwe Moll erzählen, was er hier erlebt habe, damit sie nicht glaubt, ich sei ein Krimineller. Er führte alles sorgfältig aus und überraschte mich mit mehreren Schachteln Zigaretten, die das Kaffeekränzchen von Meta Pfaff für mich gesammelt hatte.

„Damals war Julien fast zwei Jahre alt“, sagte Jeanette. „Ich war schon aus Paris wieder nach Montboyer zurückgekehrt. Wir hatten beide unsere Probleme damals, du und ich; das war der Preis, den wir zahlen mußten. Aber ich bereue nichts, gar nichts, und bin glücklich, daß du lebst, selbst als Horst Werner.“

Wir hatten inzwischen den Kahn losgemacht und ruderten gemächlich dahin. Die Insel war inzwischen von hohem Gebüsch überwuchert. Jeanette ließ ihre Füße im kühlenden Wasser hängen und schaute auf die Uhr.

„Ist es schon spät? Müssen wir nach Hause?“

„Für mich gibt es heute keine Uhr.“

„Es ist ja auch Sonntag.“

„Oui, une très, très belle journée!“

Wir halfen uns gegenseitig aus dem Kahn, und sie bat, noch ein wenig hierzubleiben. Wir lehnten uns gegen den Wagen und schauten zurück auf unsere Badestelle.

„Hat man dich nur eingesperrt, weil du nicht sagen konntest, wo dein Bruder ist?“

„Ja, sonst wurde mir kein Grund genannt.“

„Hat man dich bald wieder entlassen? Konntest du weiterstudieren?“

„Nein.“

„Und dein Bruder Kurt?“

„Er war tatsächlich aus französischer Kriegsgefangenschaft ausgebrochen.“

„Dann hast du ja die Wahrheit gesagt.“

„Schon, aber damals wußte ich es noch nicht, sondern habe es erst viel später erfahren.“

„Dann warst du ja präkognitiv, ein Hellseher“, lachte sie. „Und wie ging es weiter?“

Von Bad Godesberg überführte man mich in eine Einzelzelle des Bonner Gefängnisses. Eine Pritsche, ein Eimer und nackte Wände mit Strichlisten. Einzelzellen sind entsetzlich! Was da einem alles durch den Kopf geht! Wenn ich etwas verbrochen hätte, müßte ich mit dem Erwischt- und Bestraftwerden nach einem ordentlichen Gesetz rechnen und wäre auf eine Haft vorbereitet. Daß man sich an der Waffen-SS rächen würde, nun gut, sowas wäre eigentlich nur von primitiven Völkern zu erwarten gewesen, aber nicht von den ob ihrer Fairneß bekannten Eng-

ländern. Aber mein Offizialdelikt war, daß ich nicht sagen konnte oder wollte, wo mein Bruder ist. Eine solche Willkürherrschaft ließ mich Schlimmes ahnen. Ich dachte an Lore und Paulinchen und hoffte, daß sie sich jetzt nicht weiter einmischen und in Ruhe abwarten würden. Ich dachte an Klaus, der wohl völlig ahnungslos war, mich vielleicht in den nächsten Tagen wieder einmal besuchen und dabei in eine Falle tappen würde. Ich mußte ihn warnen.

Mein Zellenwärter war längst abgestumpft. „Eine verrückte Zeit", meinte er. „In den letzten Kriegsmonaten verstand ich schon nicht mehr, warum man diesen oder jenen einsperrte, und jetzt verstehe ich es noch viel weniger: Ehrenwerte pensionierte Generale, Professoren – und Sie, weil Sie nicht wissen, wo Ihr Bruder ist."

„Würden Sie mir einen Gefallen tun?"

„Wenn Sie nicht gerade verlangen, daß ich Sie heimlich fliehen lassen soll."

„Sowas nicht, nein. Aber ich brauche unbedingt meine neue Prothese, die in diesen Tagen fertigwerden sollte. In der Königstraße Nummer 2."

Dort hatte Klaus sein Zimmer. Die Prothesenwerkstatt war ein paar Häuser weiter in einer Nebenstraße. Klaus würde ihn schon dorthin schicken. Die Prothese, das wußte ich, war erst in zwei Monaten fertig. Er tat mir den Gefallen und kam ohne Prothese. Die Adresse hätte nicht gestimmt. „Da wohnte aber ein Herr, der Sie auch kannte und mir die richtige Adresse gab."

Klaus war also gewarnt.

Nur eine Woche verbrachte ich in der Bonner Einzelhaft, an die ich mich gerade zu gewöhnen begonnen hatte. Es ist eigenartig: Der Mensch vermag sich nicht an ein chaotisches Durcheinander zu gewöhnen, selbst wenn dieses auch angenehmere Seiten aufzuweisen hätte; sobald es aber um rhythmische, geradezu pünktliche Wiederholungen geht, wenn man genau weiß: gleich kommt der Wärter, in zehn Minuten wird zum Spaziergang auf dem Hof aufgefordert, eine halbe Stunde nach dem Wecken kommt der Kaffee, um zehn Uhr geht das Licht aus, dann wird das Dasein zu einer zwingenden Selbstverständlichkeit, in der man sich innerlich nur empört, wenn ein erwarteter Takt ausbleibt oder sich auch nur verspätet. Die anfängliche Ungewißheit

wurde durch die rhythmische Ordnung zur Gewißheit.

Zusammen mit dreißig Häftlingen wurde ich auf einen Lastwagen verladen. Sie alle sahen nicht aus wie Kriminelle oder Knastbrüder. Mein Sitznachbar war eine ehemaliger SA-Oberführer, der dieses ganze Verhaftungstheater mit rheinischem Humor skizzierte. Stundenlang fuhren wir durch das Trümmerfeld des einstigen Ruhrgebietes, durch Städte, die wir abgenagte Skelette nur noch ihre Knochen und Augenhöhlen zeigten. Wie Grabkreuze ragten die nackten Kamine aus den Trümmern, und rattengleich krochen sie aus dem Schutt, die Kinder in viel zu großen Tarnjacken, die Frauen in unförmigen Uniformmänteln mit Kopftüchern als Frisuren. Das Weibliche war dahin und stellte sich zehn Jahre später dafür umso frivoler zur Schau.

Was ist der intelligente, kritische Mensch in seiner unermeßlichen Anpassungsfähigkeit im Grunde doch für ein unkritisches Wesen! Innerhalb einer einzigen Generation ist man begeistert für Kaiser und Vaterland in den ersten Weltkrieg gezogen, zu Hunderttausenden in dem Drahtverhau der Materialschlachten verblutet, ist einer Hinterhofarmut oder einer geilen Vergnügungssucht in der liberalen Demokratie gefolgt, hat sich in einer Vielzahl zersplitterter Parteien gegenseitig bekämpft, hat sich mit nationalsozialistischen Idealismen wieder auf nationale Aufgaben gestürzt, sich aus einem wirtschaftlichen Friedhof erlöst, sich mit atemberaubendem Tempo von Erfolg zu Erfolg geschwungen, um dann abermals alle wirtschaftlichen, sozialen und ethischen Errungenschaften einem Krieg gegen die halbe Welt zu opfern.

Noch gestern waren sie bereit, einem Feind zu trotzen, der wider alle geschriebenen und ungeschriebenen Kriegsgesetze einen Vernichtungsfeldzug gegen ihre Wohnungen, ihre Küchen, Sessel und Betten führte, der sie Nacht für Nacht in die Keller trieb, wo sie lebendig begraben, verbrannt, erstickt, erschlagen wurden und zuvor alle Qualen der Hölle durchlebten, Schicksale, die ewig unbekannt bleiben werden, weil die Opfer ihre Zeugnisse mit ins Grab genommen haben. Nun waren sie wieder da, wie Ameisen, bereit zu helfen, zu arbeiten, zu bangen, zu gehorchen, zu hoffen und sich abermals einsichtig darin anzupassen, daß sie, die Opfer, in Wirklichkeit die Schuldigen seien.

Sie winkten uns zu, verstohlen zwar und gezeichnet, doch mit

ungebrochenem Lebenswillen. Der Streß und seine unvermeidlichen Streßkrankheiten, denen sie in dieser strapaziösen Zeit hätten unterliegen müssen, gingen in dieser Zeit spurlos an ihnen vorüber. Noch waren sie gesund an Leib und Seele, verlangten nicht nach Kuren und Krankenhäusern. Trotz der übermenschlichen Leistungen, die der Krieg von ihnen abverlangt hatte, stürzten sie sich in Arbeit und Schufterei und ruhten nicht eher, bis sie abermals ein Wunder vollbracht hatten, ein Wirtschaftswunder, das alle ihre europäischen Gegner von einst in den Schatten stellte. Erst jetzt, in dem friedlichen und freiheitlichen Komfort der Wohlstandsbetten wurden die Kinder des Wirtschaftswunders vom Streß befallen und füllten die Krankenhäuser zahlreicher als je die Soldaten die Lazarette gefüllt hatten.

Wann würde der Nächste kommen und die Deutschen dazu überreden, wie Lemminge in ihren eigenen Untergang zu marschieren, überzeugt, daß es ihr freier Wille sei, sich sinnlos kämpfend zu opfern oder in einem fortwährenden Frieden und Wohlstand allmählich zu degenerieren. Wenn es so leicht war, aus Gehorsam einen Kadavergehorsam, aus Disziplin eine kritiklose Unterwerfung, aus Wahrheit Lüge und aus Lüge Wahrheit, aus Pflicht eine Dummheit und aus dem Vaterland ein Volk von Verbrechern zu machen, dann hat der Mensch als Krone der Schöpfung weniger Charakter als der Wolf oder die Schlange, die, unbeirrt geleitet von ihren sicheren Instinkten, immer bleiben, was sie sind und weder Gutes noch Böses tun.

Es war ein naßkalter Tag. Wir landeten in einem Gehege aus Stacheldraht, Wellblechhütten und Zehntausenden von Menschen, in einem Internierungslager bei Recklinghausen. Frierend und im Matsch stehend warteten wir darauf, daß man über uns verfügte.

Ein Tommy tippte mit einem Traktierstöckchen auf mich, was soviel bedeuten sollte wie: Folgen! Ich folgte, langsam und schwerfällig dorthin, wo ich mir überlegen sollte, ob ich nicht doch wüßte, wo mein Bruder sei.

In der Sonderbaracke waren nur Amputierte, Krüppel, Blinde und Lädierte. Ein Einarmiger schüttete Kohlen in einen Kanonenofen, und ein langer Blonder humpelte mit verschmitztem Lächeln auf mich zu: „Mensch, wo haben sie dich denn erwischt!“

Ich sah ihn an wie jemand, der unflätig angerempelt wurde.

Wer war das? Wer war das? Hier durfte mich doch niemand kennen!

„Weißt du nicht mehr? Baraque Fraiture, die Panzerkreuzung, Ardennenoffensive, da, wo der Rosenbaum sein Bein verloren hat."

Ich sah ihn ratlos an. Natürlich kannte ich ihn. Er war der Untersturmführer von der Aufklärungsabteilung, mit dem ich . . . da sagte er es schon: „Wir haben doch zusammen in einem Loch gesessen und uns ein Feuerchen aus Granatwerferpulver gemacht. Es war doch wie ein Wunder: Nur für zwei Minuten haben wir aus irgendeinem Grund unser Loch verlassen, und in diesem Moment wurde es durch einen Volltreffer zerstört."

„Volltreffer? Wo?"

„Du hast doch die vierte Kompanie geführt!"

„Welche vierte Kompanie?"

„DF."

„DF? Was ist das?"

„Menschenskind: Regiment Der Führer! Hattest du 'ne Kopfverletzung? Alles vergessen?"

„Keineswegs, mein Kopf ist tadellos in Ordnung. Die Ardennenoffensive kenne ich vom Hörensagen, und in diesem Regiment bin ich nie gewesen."

„Sie machen wohl Witze!"

„Sie sind nicht der Erste, der mich verwechselt. Erst vor einigen Monaten hätte die Bevölkerung in einem Harzdorf einen Meineid darauf geschworen, daß ich einer namens Karl und mit einer Maria verlobt sei. Ich sehe eben so aus wie jeder dritte Deutsche."

„Wie ist denn Ihr Name?"

„Werner, Horst Werner."

„Der von der Vierten hieß anders, hatte einen längeren Namen." Er überlegte, dann flüsterte er mir zu: „Warst du vielleicht bei Oradour dabei? Mir kannst du es ja sagen. Hier ist auch einer, der bei Malmedy dabei war und den man noch nicht entdeckt hat."

„Nichts zu machen", sagte ich. „Ich war bei den Schweinfurter Panzerjägern und zuletzt im Regiment Linz."

Ein bißchen kam ich mir schon wie ein Verräter vor, aber er würde schon Verständnis dafür haben, daß ich meine Rolle konsequent weiterspielte.

„Warum sind Sie denn hier?“

„So genau weiß ich das nicht. Angeblich sucht man meinen Bruder.“

„War der ein hohes Nazitier?“

„Keineswegs. Er war ein ganz harmloser Artillerieleutnant.“

Inzwischen hatte sich eine dichte Traube um mich, den Neuen, gebildet, und der lange Blonde – jetzt fiel mir sein Name wieder ein: Bloser! – stellte mich vor:

„Hört mal zu, Leute, hier hat sich einer verlaufen: Er war kein Nazi, war nicht bei der Waffen-SS, hat nicht einmal Naziverwandte und ist offensichtlich ein Irrtum der Alliierten.“

„Das kann ich bestätigen“, sagte ein Einarmiger mit struppigem Haar und reichte mir die Hand. Noch jemand, der mich kannte? Wer war das? Für die Waffen-SS war er zu klein. Da fiel es mir wie Schuppen von den Augen: Er war der Philosophieprofessor, der mich nach eingehender Prüfung meiner demokratischen Überzeugungen für würdig befunden hatte, einen der wenigen Studienplätze in Bonn zu belegen.

„Warum sind Sie denn hier, Professor?“

„Abwehr“, sagte er, „war mal bei der Spionageabwehr.“

„Und das genügt, um eingesperrt zu werden?“

„Wie Sie an sich selbst sehen: Gottes Wege sind unergründlich. Spielen Sie Schach?“

„Ja.“

„Schachspielen zu können ist hier ebenso wichtig wie Nazi gewesen zu sein.“

„Wie geht das eigentlich hier so vor sich“, wollte ich gerne wissen, „wird man hier entnazifiziert? Werden hier Gerichtsverfahren abgehalten?“

„Nichts“, sagte er. „Die meisten sitzen hier schon viele Monate, ohne daß man bisher überhaupt Notiz von ihnen genommen hätte.“

Meine verdächtige Unschuld schien niemanden zu überraschen, zumal sich nach den neuen Maßstäben von Schuld niemand oder alle schuldig zu fühlen hatten. So riet man mir, mich für die nächsten Jahre mit viel Geduld zu wappnen und meinen Gürtel enger zu schnallen. Der Vorteil läge vor allem darin, daß man hier nicht mehr unerwartet verhaftet werden könnte.

XVII.

Man fand es hanebüchen, unglaublich, empörend, ungerecht, daß ich, die harmlose, unschuldige, bedeutungslose Null, bereits am fünften Tag meines Daseins per Lausprecher aufgefordert wurde, mich sofort zwecks Vernehmung in der Baracke Nummer vierzehn zu melden; denn tausend anderen, die aufgrund ihrer Positionen viel mehr Beachtung verdient hätten, ist diese Ehre selbst nach sechs Monaten Wartezeit noch nicht zuteil geworden. Dabei hatten sie schon immer geübt und sich parat gelegt, was sie den Vernehmern alles an den Kopf werfen oder zu ihrer eigenen Verharmlosung vortragen wollten.

An der Tür stand der Name Chryseels, und dahinter saß ein rothaariger und sommersprossiger, belgischer Oberleutnant, der ebenso gut bei der belgischen Freiwilligenbrigade „Langemark" hätte gewesen sein können. Wenn rothaarig und sommersprossig zugleich Charaktermerkmale sind, so war er mir von vornherein unsympathisch, und das nicht nur, weil er mich nach der Kleine-Leute-Taktik erst einmal eine Viertelstunde wartend stehen ließ, um sich voll und ganz dem Bleistiftspitzen und dem Auswickeln eines Kaugummis widmen zu können. Ohne mich bisher auch nur eines Blickes gewürdigt zu haben, sagte er schließlich:

„Herr Werner, Sie glauben wohl, Sie sind sehr schlau, aber Sie sind ganz dumm. Das werde ich Ihnen noch beweisen."

Taktisch unklug zu glauben, ich würde nach dieser Disqualifikation zusammenbrechen. Hatte ich angesichts der freimütigen Bekenntnisse von Bloser und anderen mit dem Gedanken gespielt, jetzt meine Karten offen auf den Tisch zu legen, so forderte mich der Rothaarige dazu heraus, den Fehdehandschuh aufzugreifen und zu eruieren, wer von uns beiden wohl der Dumme ist. Er hatte meinen selbstgebastelten Wehrmachtsentlassungsschein vor sich liegen und betrachtete die Rückseite, auf der sich vorwiegend echte Stempel und Unterschriften befanden.

„Sie haben für zwei Personen Lebensmittelmarken bezogen, wie ich sehe."

Er sah ganz richtig.

„Für sich und Ihre Frau, nicht wahr?"

Als ich auch das nicht kommentierte, spielte er den Wütenden: „Das war nicht Ihre Frau, sondern Ihr Bruder! Für Ihren Bruder

haben Sie die Lebensmittelmarken bezogen, wollen Sie das leugnen?"

„Ja."

„Also geben Sie es zu?"

„Nein. Ja heißt, daß ich es leugne. Ihre Leute haben doch sicherlich meine Wohnung durchsucht und dabei die Frauenkleider meines Bruders gefunden."

„Das war Tarnung."

„Dann haben Ihre Leute doch auch sicherlich die übrigen Hausbewohner befragt, ob meine Frau mein Bruder oder mein Bruder meine Frau ist."

„Wo ist Ihr Bruder?"

„Ich weiß es nicht, und wenn Sie mich hier festhalten, werde ich es auch wohl nie erfahren."

„Sie wissen das sehr wohl und wollen es uns nicht sagen, und damit machen Sie sich verdächtig; denn wenn Ihr Bruder, wie Sie behaupten, gar kein Nazi war, würden Sie es uns ja sagen. Aber Sie können es sich ja überlegen. Wir haben Zeit: Fünf Wochen, fünf Monate, fünf Jahre. Gehen Sie und denken Sie darüber nach!"

Wenn jemand von einer Vernehmung zurückkam, wurde selbst die karge Mittagssuppe unterbrochen, um sich kein Wort von dem entgehen zu lassen, was der Vernommene zu berichten hatte, um die Befragungstaktik der Vernehmer für sich selbst verwerten zu können. Doch was ich zu berichten hatte, war noch dünner als die Suppe.

Sie waren seit vielen Monaten von der Außenwelt abgeschnitten, durften weder Briefe empfangen noch schreiben, weder Zeitungen lesen noch Nachrichten hören. Die Neuankömmlinge waren die einzige Informationsquelle über das Geschehen da draußen: Auf diesem von der Nichtinformiertheit gedüngten Boden wucherten die Gerüchte und Parolen wie Unkraut. Die tägliche Suppe aus Legemehl – „für menschliche Nahrung nicht geeignet" stand auf den Papiersäcken – war ebenso karg wie die Nachrichten und steigerte den Hunger auf beides.

In der mit siebzig Personen belegten Baracke wimmelte es von großen Namen aus Wissenschaft und Wirtschaft. Ein Viertel waren Professoren und Wissenschaftler von hohem Rang, ein anderes Viertel repräsentierte Hütten- und Stahlwerke, Wupper-

taler Seiden- und Teppichindustrie, Solinger Stahlwaren, Velberter Schloß- und Beschlagfabriken, Krupp-Fabriken und weltbekannte Markenzeichen. Der Rest setzte sich zusammen aus Hitlerjugend- und Partei- oder SA-Führern, Gauamtsleitern, Diplomaten, Abwehr und einigen wenigen von der Waffen-SS, darunter zwei holländische Freiwillige mit Doppelamputationen, welche ihr Brot trocken aßen und den kleinen Butterwürfel mit einem Ruck verschlangen. Sie warteten jeden Tag auf die Amnestie durch ihre Königin, da doch der deutschblütige Prinzgemahl selbst einmal bei der SS gewesen sei.

Kein Wunder, daß sich unsere Baracke zu einem Kulturzentrum entwickelte, zumal wir von Außenarbeiten und dem morgendlichen Antreten zum Zählappell befreit waren. Der erblindete Dichter Hymen zitierte aus seinen „Briefe an eine Trauernde" und Heinz Steguweit, der „Jüngling aus dem Feuerofen" und „Der König mit dem Handgepäck" dichtete hier seine allmorgendlich verlesenen Tagesverse. Er besaß eine mit vorbereiteten Reimen angefüllte Kladde: Maus, Haus, raus, Klaus, woraus er seine Verse wie ein Puzzlespiel zusammensetzte.

Die erste Volkshochschule wurde hier ins Leben gerufen. Alle europäischen Fremdsprachen konnte man hier lernen, auch Latein und Griechisch, konnte Jura, Volkswirtschaft und Philosophie, sogar Allgemeinmedizin studieren. Die Teilnahme kostete einen viertel Kanten Brot, und wer sogar – woher auch immer – eine Zigarette beisteuern konnte, besaß damit ein ganzes Wochenabonnement.

Damit soll aber nicht gesagt sein, daß alles, was in der Primitivität unserer Barackenkommune vor sich ging, von höchstem kulturellem Niveau getragen wurde; denn unser Gruppenbettkollege, der einbeinige Studiendirektor und Barackenlehrstuhlinhaber für Latein und Englisch beispielsweise, hatte die Angewohnheit, in seinem kurzen und seit einigen Monaten nicht gewaschenem Hemdchen sich gerade immer dann von seiner oberen Bettenetage zu uns herabzuwürgen, wenn wir am festlich gedeckten Tisch unsere heilige Frühstückszeremonie zelebrierten. Er kündigte sein Erscheinen mit einer unüberhörbaren Verblähung der Legemehlsuppe an, rückte seinen faltigen Vergaser in unser Blickfeld und ertastete mit seinem morastigen, von Pilzkulturen und Wanzenstichen übersäten Fuß haarscharf über Kochge-

schirre und Brotkanten hinweg einen Halt; und wenn er, das Hemd nur noch wie ein Schal um den Hals, in der Enge des Zwischenbettraumes endlich Fuß gefaßt hatte, lagen unvermeidlich seine Genialitäten neben Blosers Blechmesser auf dem Tisch. „Guten Morgen, die Herrschaften“, sagte er dann, „ich wünsche wohl geruht zu haben und guten Appetit.“

„Guten Morgen, Herr Studiendirektor!“

Und Bloser schob mit Ellenbogen und sanfter Gewalt vom Tisch, was unseren Appetit auf Frühstückseier eher vermiesen denn anzuregen vermochte. Er war schon fast siebzig, und das fehlende Bein, hatte er uns mehrfach berichtet, läge wohl heute noch am Hartmannsweiler Kopf.

Schon fünf Tage später – und damit machte ich mich endgültig unbeliebt – wurde ich wieder zur Vernehmung aufgerufen. Chryseels grinste triumphierend und hielt jenes Dokument in den Händen, wonach ich vom Lazarett in Linz in ein Lazarett von Bonn verlegt werden sollte.

„Haben Sie sich das mal genauer angesehen?“, fragte er hinterlistig.

„Ich weiß, was drin steht.“

„Und den Stempel? Haben Sie sich den auch mal genauer angesehen?“

Mein Blutdruck erhöhte sich ein wenig, und wenn es damals schon einen Lügendetektor gegeben hätte, würde dieser jetzt Freudentänze vollführt haben. Ich zuckte nur lässig mit den Schultern.

„Wie schreibt man public?“ fragte er.

Ich buchstabierte: „p-u-b-l-i-c.“

„Und was steht hier?“ Er war aufgesprungen und knallte den Zettel vor mir auf den Tisch.

Ich las: „P-u-p-l-i-c.“

„Der Stempel ist falsch“, sagte er scharf, „primitiv ist das, dumm, lächerlich, so mit falschen Stempeln zu arbeiten.“

Natürlich war er falsch, aber nicht deswegen; denn dieser Fehler war so ziemlich das einzige, was an diesem Stempel echt war.

„Glauben Sie, alle Amerikaner wüßten genau, wie man Public schreibt? Vielleicht haben die da in Linz diesen Fehler noch gar nicht bemerkt und benutzen den Stempel heute noch. Ich würde mich an Ihrer Stelle dort einmal erkundigen.“

„Worauf Sie sich verlassen können“, sagte er, ohne zu verbergen, daß er sich nun seines Triumphes nicht mehr ganz so sicher war. Dafür fragte er abermals, ob mir inzwischen der Aufenthaltsort meines Bruders eingefallen sei und wenn nicht, hätte er viel Zeit, fünf Wochen, fünf Monate, fünf Jahre.

Als ich zurückkam, war gerade die Hölle los. Ein dreizehnjähriger Pimpf aus dem Lager für werwolfverdächtige Knaben war über den drei Meter hohen Zaun seines Käfigs geklettert, um Besuche bei den Erwachsenen zu machen. Das war umso aufregender, als wenige Tage zuvor einer der Pimpfe verschwunden war. Auf seinem Bett lag ein Zettel, darauf stand: Ich bin jetzt Demokrat. Demokraten gehören nicht mehr ins Lager. Darum habe ich mich vom Lagerkommandanten in seinem Kofferraum in die freiheitliche Demokratie fahren lassen. Heil Hitler, Kameraden!

Ein Tommy trieb nun dieses andere Werwölflein mit Stockschlägen an unserer Baracke vorbei. Darüber empörte sich der querschnittgelähmte Offizier von der Polizeidivision, woraufhin der Wachsoldat von dem Pimpfen abließ und auf den Polizeioffizier namens Keller einzuschlagen drohte. Daraufhin wiederum war unsere Barackenbesatzung empört und bildete einen Schutzwall um Keller, woraufhin sich der Tommy mit dem Fluch: „Fokking Nazi! Bastard! Bunker!“ begnügte und forteilte, um Verstärkung zu holen. „Bunker“, er sagte „Banker“, bedeutete eine Strafhaft in einem hüfthoch mit Wasser gefüllten Luftschutzsplitterbunker, in dem nur eine Person stehen konnte. Die Verstärkung kam mit einem Offizier und drei Mann, die nun den Fehler machten, sich in eine Diskussion einzulassen.

Der Völkerrechtler Ulrich Graf, der ein ausgezeichnetes Oxfordenglisch sprach, versachlichte die Diskussion auf einem hohen Niveau, indem er einige Ausdrucksungenauigkeiten des Offiziers korrigierte, woraufhin dieser ihm bezüglich des Themas Gefangenenbehandlung „Bergen-Belsen“ an den Kopf war. Bei diesem Stichwort wiederum fühlte sich unser einarmiger Kalfaktor aufgerufen, ein Wörtchen mitzureden: „Was wollen Sie? Ich war in Bergen-Belsen!“

Da war plötzlich Totenstille. Belsen war für die Engländer, die diese KZ befreit hatten, aus eigenem Anschauen der Beweis für Nazigreuel, KZ-Massenmorde und Brutalitäten der SS in höch-

ster Potenz. Und da war einer, der behauptete in Belsen gewesen zu sein. War er als Häftling dort, gehörte er nicht hierher, war er als Wachmann dort, hätte er soeben mit seinem Eingeständnis sein Leben verwirkt, man hätte ihn längst gelyncht haben müssen. Niemand hatte bisher gewußt, was dieser Außenseiter in unserer akademischen Barackenbesatzung, der meistens kohlrabenschwarze Kalfaktor, der mit großem Geschick und unbezahlbarer Sparsamkeit unseren Kanonenofen auf Touren hielt, eigentlich hier zu suchen hatte. Nun kam es heraus, und Graf übersetzte seinen Kohlenpottslang:

„Ihr hattet Schuld an den vielen Toten", brüllte er den Offizier an, aber Graf übersetzte das nicht, sondern bat ihn, der Reihe nach zu erzählen. Zwei Jahre war er Häftling in Bergen-Belsen, die Engländer hatten ihn befreit. Doch zuvor war er Wachmann in diversen Konzentrationslagern, trug die berüchtigten Totenköpfe am Kragenspiegel. Früher war er Kommunist.

Für ihn, den biederen und meistens arbeitslosen Landarbeiter aus dem Kohlenrevier gehörten Kommunisten und arbeitslose Nazis in denselben Topf. Hätten die einen nicht andere Uniformen und Fahnen gehabt als die anderen, würde er einen Unterschied zwischen Nazis und Kommunisten gar nicht bemerkt haben. Was er zu verteidigen hatte, war nicht die eine oder andere Ideologie, sondern seine Vorstellung von Ordnung und Disziplin. Dazu glaubte er Gelegenheit gehabt zu haben, als man ihm anbot, KZ-Wärter zu spielen, die blendende Karriere eines Bauernknechtes und Tagelöhner. Er hatte die Aufgabe, Ordnung in den Saustall von Homosexuellen und Devisenschiebern, Zigeunern und Zeugen Jehovas, von Taschendieben, Juden und Zeitungsschmierern zu bringen. Was auch immer sie gewesen sein mögen und aus welchen nichtssagenden Gründen sie auch eingesperrt worden sein mögen, für ihn waren die meisten unordentlich, schmuddelig, undiszipliniert und krumme Hunde, die man gründlich auf Vordermann bringen mußte. Und wenn man das so sah, dann konnte einem der Kragen platzen, die Galle überlaufen, dann mußte man mal dazwischenhauen, kräftig in den Arsch treten, diesen Saubrüdern, und die anderen hätten es auch getan, aber ihn hat man erwischt. Und da habe es ein Gesetz gegeben, von Himmler, diesem Theoretiker, der von der Praxis keine Ahnung hat: Ein SS-Mann, der einen Häftling auch nur an-

faßt, ist nicht mehr wert als dieser und gehört selbst eingesperrt. So wurde er Häftling, hat zwei Jahre als Ausgestoßener unter Ausgestoßenen zugebracht, und sein einst als Wachmann strafender Arm verdorrte ihm als Häftling. Einige derer, denen er mal in den Hintern getreten hatte, haben diesen Unfall bewerkstelligt. Auge um Auge, Arm um Arm.

Ein simpler Mensch, unser Kalfaktor, immer bullig, immer polternd, unfreundlich und schnauzend, aber er brachte es fertig, jemandem, der ihm mit seinem Gejammer über das zu wenige Essen auf die Nerven ging, seinen halben Kanten Brot an den Kopf zu werfen: Da, friß und halt endlich deine Schnauze! Und er riß dem schmuddeligen Studiendirektor das schmuddelige Hemd vom Leib, sagte „Dreckschwein" und wusch es.

Und was war mit Bergen-Belsen? wollten wir wissen.

Für die meisten war es ein Durchgangslager, ein Sauhaufen, die Neuen, die aus irgendeinem anderen KZ kamen. Noch Anfang neunzehnhundertfünfundvierzig fuhren wöchentlich bis zu zwei Personenzüge mit jeweils an die zweitausend Juden in die Schweiz, wo sie ausgetauscht werden sollten gegen deutsche Kriegsgefangene. „Aber dann kamt ihr mit eueren Jabos, habt alle Bahnhöfe kaputtgeschmissen, jeden Zug kaputtgeschossen, jeden Lastwagen auf der Straße angegriffen, die Bauern auf dem Felde und die Kinder auf ihrem Schulweg beschossen. Da konnten keine Züge mehr abfahren, und die Neuen kamen zu Fuß von irgendwo her, immer mehr und konnten nicht wieder abfließen. Und die Lebensmittel haben nicht mehr gereicht, und sie brachten Typhus mit, Fleckfieber und sowas, keine Ärzte, keine Medikamente, keine Verpflegung! Sie starben wie die Fliegen, auch Wachmänner starben, es wurde immer schlimmer, und was ihr bei der Befreiung gesehen habt, das war euer Werk, eure Schuld, ihr habt sie auf dem Gewissen! Es hat gestunken, wie die Pest, ich war dabei, mir könnt ihr nichts erzählen!"

Graf mußte ihn bremsen, sonst hätte er sich immer noch mehr gesteigert. Der Offizier hatte sich gelassen eine Zigarette angesteckt. „Du warst also auch im KZ", sagte er und bot ihm die angerauchte Zigarette an. Der Kalfaktor legte seine Hand auf den Rücken. Er bot sie Graf an, der sie nicht nahm, reichte sie Keller, der gar nicht hinschaute, warf sie schließlich auf den Boden, zertrampelte sie und ging, ohne den Kalfaktor oder Kel-

ler mitzunehmen. Als er fort war, stürzten sie sich auf die zertretene Zigarette und drehten daraus eine neue Chesterfield.

Die fünf Wochen, fünf Monate, fünf Jahre von Chryseels waren nach abermals 5 Tagen schon wieder zu Ende. Ich wurde wieder zur Vernehmung aufgerufen. Inzwischen war der Verdacht aufgekommen, ich sei vielleicht nur ein Spitzel und meine Vernehmungen seien keine Vernehmungen, sondern Aufforderungen zur Berichterstattung. Schließlich habe ich meinen Bettnachbarn ins Vertrauen gezogen. Er war Reichsbahnrat und wohnte in Bad Godesberg nur ein paar Häuser neben mir in derselben Straße. Ich hatte Vertrauen zu ihm und erzählte ihm unter dem Siegel der Verschwiegenheit meine Geschichte.

Als während meiner Vernehmung durch Chryseels offen darüber geredet wurde, daß ich ein Spitzel sei, verkündete der Reichsbahnrat, daß er für mich die Hand ins Feuer lege, und man solle mich nicht mehr weiter befragen, warum ich hier sei. Das machte mich nun erst richtig interessant.

Chryseels hatte wieder einen neuen Trick:

„Wir haben Ihren Bruder verhaftet, Herr Werner!"

„Oh, das ist ja fein", jubelte ich. „Da Sie mich deswegen eingesperrt haben, können Sie mich jetzt ja entlassen."

„Nein, nein", widersprach er. „Wir haben Ihren Bruder vernommen, und er hat uns alles gestattet."

„Was hat er Ihnen denn gestattet?" Er meinte „gestanden", aber diese Vokabel kannte er wohl nicht.

„Alles, was auch Sie betrifft."

Nun, da war ich reinen Gewissens; denn ich war mir sicher, daß sie weder den Kurt noch den Klaus gefunden oder gar verhaftet hatten.

„Warum sollte er Ihnen nicht alles gestatten", sagte ich, „denn weder er noch ich haben irgendetwas zu verbergen."

„Das sagen Sie, obwohl Sie wissen, daß das nicht stimmt. Aber damit ist es jetzt aus. Wir wissen alles."

„Umso besser", sagte ich. „Dann können Sie mir ja sagen, was nicht stimmt."

„Das möchte ich gerne von Ihnen hören, um sicher zu sein, daß Sie jetzt die Wahrheit sagen."

„Sie haben da doch meinen Lebenslauf, alle meine Papiere, den Fragebogen mit den hundertundvierunddreißig Fragen, wo

habe ich da etwas Falsches angegeben?"
„Was da drin steht, ist alles harmlos, das interessiert uns nicht. Wir wollen wissen, was Sie uns verschwiegen haben."
„Das ist doch albern!" empörte ich mich. „Natürlich habe ich nicht gesagt, wann ich die Masern hatte oder ob meine Tante in der Partei war."
„Sie wissen sehr wohl, was uns interessiert, und ich frage Sie: Waren Sie ein Nazi?"
„Wenn Sie mir etwas näher definieren können, was ein Nazi ist, kann ich Ihnen sagen, ob ich einer war oder nicht."
„Ich soll Ihnen definieren, was ein Nazi ist? Das ist doch wohl ein Scherz!"
„Bei uns gab es den Begriff Nazi nicht. Das war ein Schimpfwort, aber für was und für wen, können Sie mir das nicht sagen?"
„Aber das ist doch . . . das wissen Sie nicht? Stellen Sie sich nur so dumm?"
„Sie haben doch selbst gesagt, ich sei sehr dumm, und wenn Sie dagegen so schlau sind, Herr Chryseels, dann werden Sir mir doch wohl erklären können, was ein Nazi ist. War jeder SA-Mann, jeder Hitlerjunge, jeder SS-Mann oder jeder Parteigenosse ein Nazi?"
„Natürlich, das heißt, es kommt auch noch auf die Gesinnung an und auf das, was sie getan haben."
„Meine Gesinnung wurde bereits bei der Zulassung zum Studium gründlich geprüft, und wenn Sie wissen wollen, ob ich Unschuldige denunziert, Juden oder Polen eingesperrt oder gar erschossen habe, dann kann ich besten Gewissens nein sagen. Aber wenn schon der ein Nazi ist, der als Soldat seine Pflicht fürs Vaterland getan hat, dann war ich ein Nazi."
„Sie reden wie alle anderen: Jeder hat nur seine Pflicht getan. Sie lügen wie alle anderen. Darum gebe ich Ihnen Zeit, darüber nachzudenken, fünf Wochen, fünf Monate, fünf Jahre."
Vormittags studierte ich bei Professor Ruberg Volkswirtschaft. Mehr Kurse konnte ich mir nicht leisten, weil ich den Rest meines Brotkanten für mich selbst brauchte. Nachmittags spielten wir Schach. Ein einarmiger Ortsgruppenleiter schnitzte von morgens bis abends Schachfiguren aus Brennholz und verschenkte sie an die Schachspieler. Ihm kam es darauf an, mit nur einem Arm leben zu lernen. Abends nahm mich mein Philosophieprofessor

mit zu interdisziplinären Diskussionen, welche die interessantesten Lehrstunden meines Lebens waren. Da waren hervorragende Mediziner von Weltruf, Neurophysiologen und Gehirnforscher, Völkerrechtler und Historiker, zwei Atomphysiker, ein Professor für theoretische Physik, Philosophen, Biologen, Psychologen und Verhaltensforscher und trotzdem eine disziplinierte Runde, in der jeder jeden ausreden ließ und jeder von jedem lernen wollte und niemand seine eitle Person, sondern nur sein Fachwissen in die Waagschale warf.

Es ging um Fragen nach der Wahrheit und Objektivität, nach der Gerechtigkeit und dem Ursprung des Lebens, nach dem Sinn des Lebens und dem Wesen der Empfindungen, nach der Alleingültigkeit naturgesetzlicher Kausalität und der Relativitätstheorie, und wo immer man glaubte, zu konkreten Ergebnissen gekommen zu sein, tauchten neue Probleme und Phänomene auf, die das sich anbahnende Resultat wieder infrage stellten. Ich durfte mitreden und verlangen, daß das Fachchinesisch ins Allgemeinverständliche übersetzt würde, weil sich erst dann herausstellte, was die Fachsprache in Wirklichkeit kaschierte, und ich durfte auch jene dummen Fragen stellen, die stets am schwersten zu beantworten sind und zu denen jeder aus seiner Sicht etwas beizutragen wußte.

Als ich ihnen die Geschichte von Dötz und Timmermann erzählte, hatten die Wissenschaftler einen Brocken, den zu verdauen die Internierungszeit nicht mehr ausreichte. Beide waren sie mit mir zusammen in einer Rekrutengruppe, Timmermann ein stämmiger Bierkutscher aus Holstein und Dötz, ein Notabiturient, der bei einem Dorfschullehrer die Grundzüge des Hypnotisierens gelernt hatte. Er wollte seine Fähigkeiten an uns ausprobieren, und wir sollten uns vor ihm aufstellen und die Hände falten. Dann machte er einige Fisimatenten und schaute jedem tief in die Augen, und als er dann behauptete, wir würden die Hände nicht mehr entfalten können, war er enttäuscht, mit welcher Leichtigkeit wir uns seinem hypnotischen Gespinst entziehen konnten – bis auf Timmermann. Er bekam seine Hände nicht mehr auseinander, auch nicht mit unserer recht gewaltsamen Hilfe. Aha, nun hatte Dötz Oberwasser und experimentierte nur noch mit Timmermann. Bald brauchte er nur noch mit dem Finger zu schnippen, und Timmermann war in seiner Gewalt. Dötz

mißbrauchte alsbald seine Macht, indem er immer dann, wenn er mit Stubendienst an der Reihe war, mit den Fingern schnippte und Timmermann bedeutete, daß dieser mit Stubendienst an der Reihe sei. Und Timmermann fegte, wischte, putzte und schrubbte mit einer Gründlichkeit, deren er bei seinem eigenen Stubendienst sonst gar nicht fähig war. Natürlich waren wir eifersüchtig und redeten Timmermann ein, daß nicht er, sondern Dötz an der Reihe sei, und wir hielten ihm den Stubendienstplan unter die Nase, wo es deutlich stand, daß heute, Donnerstag, Dötz Stubendienst zu machen hätte. Man konnte mit Timmermann sonst über alles vernünftig reden, nur nicht über seinen Stubendienst. Er ließ sich von seiner Hausfrauenpflicht nicht abhalten, ums Verrecken nicht. Also gaben wir es auf.

Dann machte Dötz weitere Experimente mit ihm: „Timmermann“, sagte er, nachdem er mit den Fingern geschnippt hatte, „es tut nicht weh, es blutet nicht, und es bleibt auch keine Narbe.“ Dann ritzte er mit seinem Taschenmesser eine fast drei Zentimeter lange und einen Zentimeter tiefe Wunde in Timmermanns Brustfleisch. Wir hörten es knirschen und machten mitleidsvolle Gesichter, aber Timmermann verzog keine Miene. Es tat ihm nicht weh und es blutete nicht, und der rote Strich, der für einen Moment zu sehen war, verschwand sehr rasch. Und selbst als Timmermann mit dem Messer in die hochempfindliche Zunge stach, amüsierte sich Timmermann über unsere schmerzverzerrten Gesichter, während er selbst nichts davon spürte.

Eines Tages nahm Dötz eine brennende Zigarette, hielt sie Timmermann unter die Augen und sagte: „Siehst du diese Exerzierpatrone?“ Timmermann sah sie; schließlich ging er ja jeden Tag damit um. Dötz ergriff seinen Unterarm und drückte die Zigarette genüßlich daran aus, zwei, drei Sekunden. Wir sahen, wie die Glut heruntertropfte und erwarteten, daß Timmermann aufschreien und wütend über Dötz herfallen müsse, aber nichts dergleichen: Kein Schmerz, kein Brandfleck, keine Brandblase, als ob Timmermann tatsächlich mit dem kühlen Metall einer Exerzierpatrone dort berührt worden wäre.

Wir bekamen eine Gänsehaut, aber die Hexerei wurde noch unverständlicher: Dötz nahm jetzt tatsächlich eine Exerzierpatrone, hielt sie Timmermann unter die Nase und sagte: „Eine Eckstein“. Das war eine damals vielgerauchte Zigarettenmarke.

Timmermann ahnte nichts Gutes, doch ehe er ausweichen konnte, hatte ihm Dötz die Exerzierpatrone gegen den Oberarm gedrückt, nur einen ganz kurzen Moment, aber Timmermann schrie auf, schlug ihm auf die Finger, daß die Patrone zur Erde fiel und rieb seinen Oberarm. Er hatte sich verbrannt. Dötz weckte ihn auf und fragte, was er denn da am Oberarm habe. „Ach nichts", sagte Timmermann. Er habe sich da ein bißchen verbrannt. Wir sahen den schwarzroten Fleck, aus dem sich bald eine Brandblase bildete. Fortan war uns nicht mehr sehr wohl in unserer Haut, und auch Dötz stellte seine Experimente ein, weil er fürchtete, er könne die Geister, die er rief, einmal nicht mehr bändigen.

Die Gemüter der Wissenschaftler waren nicht minder erregt als unsere damals. Einer der Physiker wollte die Geschichte als unglaubhaft bestreiten, aber er stieß auf den Widerstand der Psychologen, Mediziner und des Neurophysiologen. Aber der Physiker blieb dabei, daß das unmöglich sei und erklärte und beschrieb, daß auch die belebte Haut ebenso wie eine unbelebte Materie aus Molekülen und diese wiederum aus Atomen zusammengesetzt sei und daß ganz bestimmte physikalische oder energetische Voraussetzungen gegeben sein müßten, um bestimmte Wirkungen oder Reaktionen zu erzeugen. Er zeichnete ein Atommodell auf und beschrieb, wie sich die Elektronen bei Energiezufuhr oder bei Energieabgabe verhalten und daß es sich hierbei um Elementarteilchen und folglich auch um Elementarverhalten handele. „Elementar" bedeute, nur so und nicht anders. Ursache und Wirkung seien vorausberechenbar, und das ließe sich jederzeit experimentell beweisen. Folglich sei es unmöglich, daß Elektronen wie auf einen Hitze-Energiestoß reagieren, wenn gar keine Hitze eingewirkt habe und umgekehrt könnten sie auf das kühle Metall nicht so reagieren, als hätten sie einen Hitze-Energiestoß erhalten. Auch die anderen Physiker pflichteten ihm bei.

Andere wußten jedoch authentisch zu berichten, daß Fakire, Hindupriester und sonstige Sektierer exotischer Völker sich mit Pfeilen durchbohren, ohne daß Blut fließe oder Narben bleiben, daß sie über glühende Steine wandeln, ohne sich zu verbrennen. Sie trieben die skeptischen Physiker in die Isolation. Timmermann hatte sich verbrannt aufgrund einer falschen Information,

einer Lüge, aber er hätte sich nicht verbrannt, wenn er als Chinese den hypnotischen Rapport nicht verstanden hätte. Die Hypnose, so der Psychologe, schalte nur das kritische Bewußtsein aus, während das unkritische Unterbewußtsein den Rapport wie ein echtes Ereignis mit allen physischen Konsequenzen erlebe. Wie konnte der getäuschte Geist des Unterbewußtseins einen chemotechnischen Prozeß auslösen, der gegen naturgesetzliche Kausalitäten verstieß?

Das war die Frage, und das war der unverdauliche Brocken. Der Gehirnforscher bekannte, daß es noch sehr unbekannt sei, wie und warum der Mensch mit seinen peripheren Wahrnehmungssystemen ein optisches oder akustisches Erleben gestalte, wie er Schmerz, Kälte, Hitze, Juckreiz, Geruch oder Geschmack empfinde; denn alle nervalen Impulse, die ins Gehirn gelangen, hätten mit der Physik der Ereignisse gar nichts zu tun, sondern lieferten nur eine motorische Erlebensanregung, ohne den Erlebensinhalt vorzuschreiben. Die Philosophen zitierten Schopenhauer und den altindischen Wedanta, wonach die Welt nur eine Illusion sei und erst durch eine geistige Ordnung gestaltet würde. Die Physiker wurden daran erinnert, daß die einstige Kausalität durch das quantitativ-statistische Prinzip abgelöst sei, und schließlich legte mein einarmiger Philosophieprofessor die Relativitätstheorie dahingehend aus, daß die Physik doch letztlich nur auf einem frei und willkürlich gewählten Ordnungssystem basiere, daß die Natur wie das Universum keine Ordnung an sich, sondern ein unerlebbares Chaos sei, in dem jede Kreatur nach seiner Facon seine spezielle Ordnung gestalten könne und keine Ordnung – gemäß Einstein – einen Vorzug vor einer anderen genösse.

Damit kam man wieder zurück zu den Fragen nach der Wahrheit, der Wirklichkeit und der Gerechtigkeit an sich, und man einigte sich gegen den Widerstand einiger Physiker darauf, daß die letzte Instanz der beobachteten Ereignisse, selbst die der methodischen Experimente, der Mensch sei und dieser wäre, wie sowohl der Neurophysiologe als auch der Gehirnforscher bekräftigten, keineswegs der passive Beobachter einer naturgesetzlich geordneten Welt und ihrer Ereignisse, sondern der aktive Gestalter seiner Erlebnisse. Wahr, richtig und gerecht sei demnach immer nur das, wovon man als wahr, richtig und gerecht überzeugt sei. Und von hier glitten sie hinüber in Politik und Weltan-

schauung und beleuchteten das freiheitliche demokratische Prinzip als ein unnatürliches System, weil das zum Prinzip erhobene System von Opposition und Meinungsfreiheit umso mehr zur Verunsicherung und Führungslosigkeit des Menschen führe, je mehr man dieses System praktiziere. Und selbst die Physiker mußten hier eingestehen, daß gemäß dem Entropiegesetz ein System umso mehr zur Unordnung führe, je mehr Freiheiten man ihm gewähre.

Das alles war sehr aufregend, fesselte mich ungemein und festigte in mir den Entschluß, mich diesen Problemen zu widmen und eine Lösung dafür zu finden. Die hochqualifizierten Wissenschaftler zeigten mir, daß es zur Zeit keine Lösung für diesen Problemenkomplex gebe und daß man diese auch in einem noch so gründlichen Studium nicht finden würde. Schon wenige Jahre später habe ich damit begonnen, in meiner kargen Freizeit die mit diesem Komplex zusammenhängenden Schriften zu studieren und ein Exposé zu schreiben, um das Problem darzulegen und eine mögliche Lösung anzudeuten. Dreißig Jahre später erst hatte ich ausreichende Zeit und Muße, in einer Serie wissenschaftskritischer Bücher den hier gelegten Samen zu einer interdisziplinären Antwort auf die ungelöst gebliebenen Fragen ausreifen zu lassen.

Das alles war viel aufregender als der Hunger, die Ungewißheit und dieser Chryseels, der mich im rhythmischen Fünftageturnus wieder zur Vernehmung rufen ließ.

„Jetzt haben wir Sie!“ sagte er und war ganz aufgeräumt und ließ mich erst einmal eine Zeitlang raten, womit er mich jetzt wohl hätte. Er blätterte in meinen alten Papieren, als müsse er das umfangreiche Belastungsmaterial erst noch einmal studieren, warf mir hin und wieder einige beobachtende Blicke zu, während ich mich darauf konzentrierte, seine Sommersprossen zu zählen.

Da ich keine Anstalten machte neugierig zu sein, ließ er die Bombe platzen:

„Wir haben Ihre Frau verhaftet!“

„Das ist sehr gentlemanlike“, sagte ich, „aber was konnte ich von Ihnen anderes erwarten!“

„Warum haben Sie uns nicht gesagt, wo Ihre Frau ist?“

„Haben Sie mich je danach gefragt? Sie suchten doch meinen Bruder.“

„Wir kriegen es auch so raus. Wir kriegen alles raus. Aber nur zur Kontrolle: Wo, glauben Sie, haben wir Ihre Frau gefunden?"
„In Hannover, nehme ich an."
„Richtig, im Henriettenstift. Sie sehen, wir wissen alles. Aber zu Ihrer Beruhigung: Das mit dem Knöchel ist schon so gut wie ausgeheilt. In den nächsten Tagen kann sie entlassen werden."
„Danke für die gute Nachricht."
„Ihre Frau war so vernünftig, uns alles zu gestatten."
„Gestehen", korrigierte ich.
„Wie bitte?"
„Das heißt gestehen und nicht gestatten."
„Ach so, ja, jedenfalls wissen wir jetzt genau über Sie Bescheid."
„Das ist ja gut", sagte ich. „Dann werden Sie ja endlich eingesehen haben, daß Sie mich völlig zu unrecht hier eingesperrt haben. Nun darf ich hoffentlich nach Hause gehen."
„Sie glauben mir wohl nicht? Wir wissen alles, und es ist Ihre letzte Chance, uns die Wahrheit zu sagen."
„Ich weiß, daß Sie alles wissen." Wie in einer Vision sah ich plötzlich den Märchenkobold, der da herumtanzte und sang: Ach wie schön, daß niemand weiß, daß ich Rumpelstilzchen heiß.
„Also, dann kommen Sie mal mit der Wahrheit heraus!" Er spielte mit dem Bleistift und meinen Papieren, den Lebensmittelmarken, der Studienzulassung, dem Kriegsbeschädigtenausweis und sonstigen echten und unechten Dokumenten. Eigentlich war ich es leid und wäre bereit gewesen, ihm die Wahrheit zu sagen, aber dann würde dieser alberne Fatzke glauben, er habe mich in die Enge getrieben. Ich sei sehr dumm, hatte er mich empfangen, und das wollte er mir beweisen. Wer von uns beiden der Dummere ist, das wollte ich doch allzu gerne festgestellt wissen.
„Also, was ist? Wollen Sie endlich gestatten?"
„Doch", sagte ich. „Ich werde Ihnen jetzt die Wahrheit sagen!"
„Also bitte!" Er zückte den Bleistift.
„Sie treiben hier ein ganz albernes Spiel", empörte ich mich, „denn Sie wissen längst, daß Sie einen Unschuldigen eingesperrt haben, aber Sie haben nicht den Mut, Ihren Irrtum einzugestehen. Irgendeine Propaganda hat Ihnen eingebläut, die Deutschen seien alle Verbrecher, und nun hoffen Sie, daß man die Deutschen nur unter Druck zu setzen braucht, um sie gestehen zu las-

sen, daß sie an einem der Verbrechen beteiligt waren und Sie glaubten, bei mir irgendeinen braunen oder schwarzen Fleck zu finden, aus dem Sie ein Verbrechen machen können, aber Sie werden bei mir und bei fast allen deutschen Soldaten nichts dergleichen finden. Soll ich Ihnen etwas vorlügen, damit Sie befriedigt sind? Und noch eines, Herr Chryseels: Ich war bisher nur Soldat, habe mich weder um Nazipropaganda noch um Politik gekümmert, aber ich hatte bisher auch keinen Grund, meiner Regierung zu mißtrauen. Hier aber bin ich mit lauter Nazis oder solchen, die Sie für Nazis halten, eingesperrt und beginne, mich für die Schuld und die Verbrechen der Nazis zu interessieren, und ich muß Ihnen gestehen, daß diese Nazis hier durchweg anständige Kerle sind, weder Dummköpfe noch Verbrecher noch kritiklose Mitläufer. Ich erfahre hier den Unterschied zwischen Lüge und Wahrheit, aber anders als Sie es gerne möchten, und wenn ich bisher kein Nazi war, dann werde ich einer, und zwar umso mehr, je länger Sie mich festhalten. Ich fange nämlich an, mich unter der Elite, die Sie hier zusammengepfercht haben, sehr wohl zu fühlen, auch noch fünf Wochen, fünf Monate oder fünf Jahre."

Da er noch nach Worten suchte und dazu ein grimmiges Gesicht machte, um mir anzukündigen, in welcher Richtung er suchte, und da ich noch so schön in Fahrt war, fuhr ich fort:

„Nur eines ist mir hier äußerst unangenehm, Herr Chryseels: Die anständigen Leute in meiner Baracke halten mich für einen Spitzel, den Sie hier eingeschleust haben sollen, weil Sie mich alle paar Tage zur Vernehmung aufrufen, während die meisten von ihnen bisher noch nicht einmal vernommen wurden, obwohl sie teilweise recht hohe Posten bekleidet haben. Sie glauben, daß ich nicht von Ihnen vernommen werde, sondern regelmäßig Bericht erstatten soll über das, was ich da so gehört habe. Ich möchte diesen äußerst unangenehmen Verdacht unbedingt ausschalten und Sie bitten, mich entweder in Ruhe zu lassen oder wirklich belastendes Beweismaterial vorzulegen, aber nicht weiterhin dieses alberne Versteckspielchen zu treiben und so zu tun, als ob Sie etwas wüßten, das Sie gar nicht wissen können."

„Halten Sie den Mund!" rief er verärgert. „Alle lügen sie hier, keiner sagt die Wahrheit, auch Sie nicht!"

„Denken Sie doch einmal darüber nach, Herr Chryseels, ob nicht vielleicht jene lügen, die Ihnen eine Haßpropaganda aufge-

tischt haben, so daß Sie nun nach Verbrechern suchen, die es gar nicht gibt, um Verbrechen zu sühnen, die gar nicht stattgefunden haben."

„Jetzt aber genug!" Er schlug mit der Faust wütend auf den Tisch. „Wir werden die Wahrheit finden, auch Ihre Wahrheit, und wenn Sie sich hier so wohlfühlen, dann werden wir uns vielleicht erst in fünf Jahren wiedersehen!"

Meine Rückkehr in die Baracke wurde kaum bemerkt, da gerade eine heftige Diskussion zwischen dem Völkerrechtler Graf und dem „Flyingman" entbrannt war. Dieser Jagdflieger aus dem ersten Weltkrieg und SA-Brigadeführer der Flieger-SA hatte in dem Lagerkommandanten, ebenfalls Jagdflieger im ersten Weltkrieg, einen Kameraden entdeckt. Seitdem waren für ihn die Engländer die besten Deutschen. Zu jeder Kommandanteninspektion klemmte er sich ein Monokel ins Auge und erwartete den Kommandanten in devoter Haltung, während dieser schon gleich nach Betreten der Baracke fragte: „Where is the Flyingman?" Dann fielen Namen und Kriegsschauplätze, und er bekam vier Chesterfields, die er ganz alleine rauchte, wirklich ganz alleine für sich. Sowas gab es doch nicht! Tauchte sonst bei jemandem eine Zigarette auf, gab es gleich eine Gruppenfeier. Jeder durfte einmal ziehen, tief einatmen und „aaaah" sagen. Aber er rauchte sie ganz allein für sich und das nicht einmal heimlich. Und wenn der Kommandant ihn als einzigen von der Baracke fragte, ob alles in Ordnung sei oder irgendwelche Beschwerden bestünden, dann sagte er: „All right, Sir!" anstatt sich darüber zu beschweren, daß hier ganz offensichtlich die Ausrottungspolitik gemäß Morgenthauplan durch Verhungern praktiziert würde und unsere karge Suppe aus Legemehl, wie aus der Deklaration der Säcke hervorginge, für menschliche Nahrung ungeeignet sei. Nach dem „All right, Sir" fingen wir laut an zu krähen und zu gackern, aber der Flyingman beschwichtigte den Kommandanten, daß das nichts zu bedeuten habe und wir eben nur übermütig albern seien.

Der Anlaß der Auseinandersetzung zwischen der Gruppe um Graf und dem Flyingman war das Erscheinen von einigen Rechtsanwälten, die in dem bevorstehenden Nürnberger Prozeß nach Entlastungszeugen suchten. Diese hatten berichtet, daß da eine unübersehbare Fülle von Anklagen, Behauptungen und Beschul-

digungen bestünden, die unter rückwirkend erlassenen Gesetzen als Verbrechen gegen die Menschlichkeit und Menschenwürde, als Vorbereitung eines Angriffskrieges, Verschwörung gegen den Frieden und dergleichen abgeurteilt werden sollten. Man habe ein Kontrollratsgesetz Nummer zehn erlassen, wonach alle deutschen Verbrechen, die von einer der gegen Deutschland Krieg führenden Nationen während des Krieges festgestellt worden wären, von den Gerichtshöfen nur noch von amtswegen zur Kenntnis zu nehmen sind, ohne im einzelnen Beweis darüber erheben zu sollen. Die ungeheuerlichste und zufolge dieses Gesetzes bereits als bewiesen geltende Anklage besteht darin, daß fünf bis elf Millionen Juden systematisch vernichtet worden sein sollen, vorwiegend durch ein Blausäuregas, ein Völkermord größten Ausmaßes. Ein Kommandant des größten Vernichtungslagers in Auschwitz soll bereits ein umfassendes Geständnis abgelegt haben.

Deswegen die aufgeregte Diskussion. Der Flyingman war der einzige, der alles bedingungslos glaubte, nicht, weil er es etwa wußte, sondern weil er die ganze Clique um Himmler noch nie leiden konnte und sie deshalb aller Verbrechen, die man ihr zur Last legte, für fähig hielt.

Da gab es kompetente Leute im Lager, die Genaueres über diese Massenvernichtungen wissen müßten, der ehemalige Legationsrat Eberhard von Thadden aus der Nachbarbaracke beispielsweise, der im Auswärtigen Amt unter Ribbentrop und Staatssekretär v. Weizsäcker das Judenreferat innehatte. Er hatte sich vorwiegend um die Auswanderung der Juden bemüht und weltweit verhandelt, ohne – China ausgenommen – großzügige Einwanderungsquoten zu erreichen. Er berichtete von der Planung eines eigenen Judenstaates zunächst in Palästina, was an der Haltung der Engländer scheiterte. Dann war Madagaskar vorgesehen, das ebenfalls von den Engländern besetzt wurde. Schließlich habe man sich auf ein Gebiet in der Ukraine geeinigt; doch die Verschärfung der Kriegslage habe die Verwirklichung dieses Planes nicht mehr zugelassen. Er hielt die Behauptung der Massenvernichtung zumindest in der angegebenen Größenordnung für ausgeschlossen, da nach der amtlichen Korherr-Statistik nicht einmal annähernd so viele Juden in Hitlers Machtbereich gelebt hätten.

Unser Kalfaktor, der KZ-Experte, danach gefragt, ob er etwas von der Massenvernichtung durch Giftgas wüßte, entschied kategorisch: „Alles Quatsch!“

Ein Direktor der IG-Farben-Chemie wußte, daß in Auschwitz ein großes Industriezentrum aus dem Boden gestampft worden sei, unter anderem wäre dort die Buna-Kunstgummiproduktion aufgebaut worden. Es wurden Zigtausende von Arbeitskräften benötigt, die in vielen Arbeitslagern untergebracht waren, und es wäre wohl angesichts des Mangels an guten Arbeitskräften, zu denen zweifellos die Juden zählten, absurd gewesen, diese alle umzubringen, anstatt sie sinnvoll einzusetzen.

Nur der Flyingman machte uns angst und bange und plädierte wie ein Ankläger für die Richtigkeit dieser Behauptung von den Himmler-Greueln. Er entwickelte einen roten Faden vom ersten Judenboykott am 1. April 1933 über die Judengesetze, die Stürmerhetze und die Kristallnacht bis zur Inhaftierung und Ausrottung. Graf dagegen zitierte den weltweiten Aufruf des internationalen Judentums vom 24. März 1933 zum wirtschaftlichen Krieg gegen das Nazideutschland bis zu dessen Vernichtung, wonach erst am 1. April der Judenboykott als Reaktion zu verstehen sei. Er sprach von einer Kriegserklärung eines Chaim Weizmann im Namen des Internationalen Judentums gegen Deutschland kurz nach Kriegsbeginn, womit die Juden in Deutschland und Europa völkerrechtlich einen Feindstatus gehabt hätten und ihre Internierung berechtigt gewesen sei. Der Flyingman bezeichnete es als Unsinn, da die Juden keinen eigenen Staat gehabt hätten und Weizman nicht berechtigt war, für alle Juden eine solche Erklärung abzugeben. Er verwies auf die vielen jüdischen Kameraden aus dem ersten Weltkrieg und zitierte Hitlers „Mein Kampf“ und diverse Hitlerreden, in denen die Ausrottung der Juden angedroht worden sei. Jeder, der beobachten und einigermaßen zwischen den Zeilen lesen könne und sich nicht durch das lautstarke Sieg-Heil betäuben ließ, hätte diese Konsequenzen wissen müssen.

So wie er.

Er hätte altersmäßig mein Vater sein können, dieser SA-Brigadeführer, immerhin ein einflußreicher Mann, der nun behauptete, schon immer gehört, gelesen und gewußt zu haben, daß jene Clique, die er selbst aktiv unterstützte, solche Verbre-

chen beging oder zu begehen beabsichtigt hatte. Er hat nicht nur nichts dagegen unternommen, sondern mitgeholfen, die Jugend zu erziehen, zu ermuntern und uns dafür zu begeistern, unser Letztes für diesen gerechten Krieg herzugeben. Jetzt suhlte er sich in dem Bewußtsein, schon alles geahnt oder gar gewußt zu haben. Was war er doch für ein verantwortungsloser Mensch! Aber wenn das stimmen sollte, was er da sagte, und wenn es gar noch unter unserer Uniform geschehen sein sollte, dann gnade uns Gott!

Aber Graf und besonders die Leute von der Abwehr, die doch schon die Flöhe husten gehört haben, hielten das alles für unmöglich, und so hinterließ die widerliche Kreatur von SA-Brigadeführer nur noch den schalen Geschmack von Leuten, die gleichzeitig Hosianna und Kreuziget ihn zu schreien bereit waren und die ihre Fahne schon in den anderen Wind hängten, bevor sie wußten, woher er wehen würde.

Wir schüttelten ab, was nicht sein konnte, weil es nicht sein durfte.

XVIII.

Mein Bettnachbar, der Reichsbahnrat, verschlang gierig und feixend, was ich ihm von meiner Vernehmung durch Chryseels zu berichten hatte und stachelte mich auf, meine Rolle beharrlich durchzuspielen. Aber nun, glaubte er, würde Chryseels wohl aufgeben.

Aber Chryseels gab nicht auf. Nach seinem Fünf-Tage-Tick ließ er mich abermals zur Vernehmung aufrufen. In der Baracke hatte ich gegenüber den anderen Häftlingen, die mich längst unumwunden nach den Gründen meiner häufigen Vernehmung

befragten, verlauten lassen, daß man mich mit irgend jemandem verwechselt und nicht glauben wolle, daß ich dieser Jemand nicht sei.

„Woran erkennt man die SS?“ fragte mich Chryseels ohne jegliche Einleitung und scharf beobachtend, wie ich auf diese Frage reagieren würde.

„An ihrer Uniform“, antwortete ich prompt.

„Und wenn sie keine Uniform tragen?“

Jetzt mußte ich angestrengt überlegen, was ich antworten sollte. Angriff ist die beste Verteidigung. „Aha, jetzt weiß ich, worauf Sie hinauswollen“, sagte ich. „Wer zur SS wollte, mußte eine bestimmte Mindestgröße haben, einssechsundsiebzig, glaube ich. Und Sie meinen, weil ich einsachtzig groß bin, müßte ich bei der SS gewesen sein? Da kann ich Sie beruhigen: In meiner Einheit gab es viele über einsachtzig, die alle nicht bei der SS waren.“

„Nein, nein, das meine ich nicht“, sagte Chryseels. „Selbst wenn Sie nicht so groß sind und auch keine Uniform tragen, erkennt man sie doch. Woran?“

„Ach ja, warten Sie mal! Die sollen eine Tätowierung am Arm haben.“

„An welchem?“

„Am linken?“

„Richtig, und was haben Sie da?“

„Eine Narbe“, fiel mir ein.

“Eine Narbe!“ Jetzt wurde Chryseels ganz aufgeregt.

„Habe ich mir gedacht. Und was war da vorher?“

„Nichts, jedenfalls keine Tätowierung.“

„Und wie ist die Narbe dahingekommen?“

„Wollen Sie das genau wissen?“

„Ja, sogar ganz genau.“

Es war in Rußland, im Juli neunzehnhunderteinundvierzig, östlich von Jelnja, im sogenannten Jelnja-Bogen. Bis dahin ging es immer nur vorwärts, täglich zehn, dreißig oder gar auch fünfzig Kilometer. Unsere Division führte die Angriffsspitze in Richtung Moskau, und wir waren am weitesten nach Osten vorgeprellt. Wenn Chryseels etwas von der Kriegsgeschichte in Rußland wüßte, fiel mir ein, hätte er jetzt darauf kommen müssen, daß es sich um die Division „Das Reich“ gehandelt hat, aber nun war es ausgesprochen, und er hörte interessiert zu, ohne daß es bei ihm

aufblitzte.

Hier mußten wir liegen bleiben und durften nicht weiter angreifen, weil offensichtlich der Nachschub auf den inzwischen sehr lang gewordenen Wegen ausblieb. So mußten wir zuschauen, wie sich der Iwan vor uns versammelte, immer mehr Artillerie aufbaute, immer mehr Panzer und neue Truppen herbeischaffte und nun erstmals Siege zu erringen versuchte, indem er angriff. Zum ersten Mal in unserer Kriegsgeschichte hatten wir uns jetzt in der Verteidigung zu bewähren, und der Iwan griff immer häufiger und immer heftiger an, und in der Zwischenzeit belegte uns die Artillerie pausenlos mit Granaten. Wir brauchten nur darauf zu achten, ob drüben wieder Wodka ausgeschenkt wurde und die Iwans lauthals in Stimmung geraten waren,dann stand der nächste Angriff wieder bevor. Es war ein Wahnsinn, wie die da unter uns über das deckungslose Gelände stürmten – ach, nicht stürmten, sondern torkelten – wie wir, mit Munition sparend, sie dicht herankommen ließen, so daß sie dann völlig sinn- und hoffnungslos von unseren Maschinengewehren niedergemäht wurden.

Sie bauten Lautsprecher auf und riefen zu uns herüber: „Während ihr hier verblutet, schwängert die SS zuhause eure Frauen und Bräute und sperrt eure Freunde in die KZs. Lauft über! Ergebt euch! Es ist die letzte Chance; denn unseren morgigen Angriff wird keiner von euch überleben!"

Und sie griffen an, mit Mengen von Menschen und Panzern, und sie blieben vor unseren Stellungen liegen, die Menschen und die Panzer. Mehrmals täglich wiederholte sich dieses Schauspiel. Unsere Munition wurde knapper, unsere Ausfälle wurden besonders durch die ständige Artilleriebeschießung größer. Nach zwei Wochen wurden wir endlich durch eine frische, allerdings auch noch nicht so erfahrene Einheit abgelöst. Hundertfünfundzwanzig abgeschossene Panzer lagen vor den Stellungen unserer Division.

Ich war damals Melder, Kradmelder, und viel beschäftigt, weil unsere Telefonverbindungen ständig durchschossen waren. Ich glaube, ich kann die wenigen Stunden, die ich in diesen zwei Wochen geschlafen habe, noch gut zusammenzählen. Wir bekamen laufend Pervitin, um uns wach zu halten, aber jetzt, nachdem wir uns nur einen knappen Kilometer von der Front zurückgezogen, die Waffen und Fahrzeuge in Ordnung gebracht hatten, wollte ich

endlich schlafen, schlafen, schlafen. Das knappe Essen mußten wir auch noch mit den Hiwis teilen. Hiwis waren übergelaufene oder gefangene Russen, die bei uns Dienst taten, uns beim Löchergraben und Waffenreinigen halfen. Ein mir zugeteilter Hiwi hatte sich mit meiner sorgsam gehüteten Ration an Tubenkäse zu rasieren versucht und schimpfte, weil sie keinen Schaum brachte. Mir war alles egal. Ich wollte schlafen.

So verpaßte ich den Alarm und erlebte den Gefechtslärm nur wie einen der üblichen Träume. Da weckte mich Andreas, der lange Holsteiner und Cheffahrer mit dem Nußknackerkinn: „Wach auf, Mensch, da ist einer!"

„Wer? Was? Wo?"

Ein Panzer. Ein seltsames, bisher noch nie gesehenes Ungetüm. Durch den spärlich bewachsenen Ausläufer eines Waldstükkes schimmerte seine Silhouette hindurch. Es war, wie wir später erfuhren, ein T 34, der hier zum ersten Mal eingesetzt wurde. Unsere 3,7 cm Pak war seiner Panzerung nicht gewachsen. So konnten sie die Front durchbrechen. Und einer von ihnen stand da am Waldrand, etwa hundert Meter von uns entfernt, und sicherte nach Norden.

Wir waren es im Jelnja-Bogen gewöhnt, durchgebrochene Panzer im Nahkampf zu vernichten. Ich hatte noch eine Handgranate im meinem Koppel stecken und Andreas holte eine Kilosprengladung aus dem Kofferraum des Cheffahrzeuges. Zwanzig, dreißig Meter mußten wir auf dem Bauch robben, dann verdeckten Büsche die Sicht. Der Panzer hatte seinen Motor abgestellt. Wir schlichen uns durch den Wald von hinten an. Da stand er, der neue T 34. Mir klopfte das Herz zum Halse hinauf. Drinnen hörte man Stimmen und Geräusche. Andreas schlich sich mit seiner Sprengladung an die linke Seite, um sie dort unter die Kette zu legen. Ich kletterte behutsam von hinten auf den Panzer und näherte mich dem Lukendeckel. Die Stimmen verstummten. Verdammt! Wie kriegt man nur diesen Deckel auf? Ich stemmte mich mit den Schenkeln gegen den Turm und riß am Deckel, bis ich sah, daß da ein Riegel mit einem Vorhängeschloß gesperrt war.

Die Besatzung war also eingeschlossen, konnte nicht aussteigen, wenn ihre Situation aussichtslos war, fuhr in einem verschlossenen Sarg: Siegen oder sterben! Würde ich doch etwas

Russisch können, um ihnen klarzumachen, daß ich sie herausholen wollte und daß sie mir etwas Zeit lassen sollten!

Irgendetwas schlug gegen meinen rechten Oberschenkel. Als ich ihn sah, den dicken runden Stöpsel, der an einer Kette neben dem Turm hing, war es auch schon geschehen. Ein dumpfer Schuß krachte, und ich spürte einen Schlag gegen den Oberschenkel. Rasch zog ich den Oberschenkel von der Nahkampföffnung zurück und hielt den Stöpsel fest. Was nun? Sie zerrten an der Kette, um das Loch wieder zu schließen und schossen ein paarmal durch die Öffnung. Meine Handgranate war zu dick; sie paßte nicht durch das Loch.

Da fiel mir meine Leuchtpistole ein. Sie war geladen mit einer violetten Rauchstrichpatrone, dem Signal für Panzerwarnung. Ich steckte die Handgranate ins Koppel, zog die Leuchtpistole heraus und hielt den Stöpsel fest. Vorsichtig führte ich die Mündung der Leuchtpistole ins Loch. Sie würden sofort schießen, wenn sie etwas sehen. Also ganz rasch: Mündung eingetaucht und abgedrückt. Zugleich krachte ihr Schuß, aber ich hatte die Leuchtpistole schon wieder heraus.

Jetzt runter, neben die Ketten in den toten Winkel! Oh! Ich hatte ja noch nicht wissen können, daß der T 34 auch nach unten eine Nahkampföffnung hatte, einen Schacht, durch den man Handgranaten fallen lassen konnte. Da lagen zwei Eierhandgranaten unter dem Panzer und zischten. „Andreas!“ konnte ich noch warnend rufen und meinen Kopf heben, da krachten sie. Ein Schlag gegen meinen rechten Fuß, gegen mein linkes, auf die Erde gestütztes Handgelenk, ein Schlag gegen den linken Arm.

Das war's. Aber Chryseels wollte noch hören, wie es weiterging.

Andreas schrie von der anderen Seite: „Deckung! Sprengladung!“ Als die Handgranaten explodierten, hatte er im Affekt den Zünder der Sprengladung gezogen. Jetzt krachte auch diese.

„Andreas?!“

Da kam er angekrochen, und aus vielen kleinen Löchern in seiner Uniform sickerte Blut, und aus allen möglichen Ritzen und Löchern des Panzers quoll violetter Rauch. Mein Gewehr! Ich hatte es beim Aufsteigen gegen die Kette gelehnt. Der Kolbenhals war von einem Splitter durchschlagen.

„Was ist kaputt, Andreas?“

„Ich glaube, meine Knochen sind noch alle heil."
„Meine auch, glaube ich."
Schrien sie? Ja, sie schrien, laute Kommandos und schrille Angstschreie. Wir lagen zehn Meter abseits. Andreas hatte sein Gewehr auf den Turm gerichtet.
„Sie können nicht aussteigen, Andreas, der Turm ist von außen verriegelt."
„Schweinerei! Kann man ihn nicht aufmachen?"
„Hab's versucht, da haben sie mir in den Oberschenkel geschossen."
„Der Chef hat gesagt, sie hätten die Panzerbrigade Moskau herangezogen, eine Elitebrigade. Jetzt weiß ich, wie man Eliten macht."
Da gab es einen fürchterlichen Donnerschlag, als würde der ganze Panzer zerbersten. Der Turm hob sich um einige Zentimeter, neigte sich zur Seite und polterte mit dumpfen Krachen herab.
Diese Idioten! Wie kann man Heldentum auf diese Weise erzwingen! Hättet ihr mich in Ruhe gelassen, dann hätte ich das Schloß aufgeschlagen oder aufgeschossen und euch rausgeholt. Gefangenschaft ist nicht schön, gewiß, aber sie geht vorüber. Doch ohne Hoffnung auf Überleben in seinem eigenen Sarg eingeschlossen zu werden, nein, das ist kein Krieg mehr, nicht mehr der Krieg, den wir als Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln gelernt haben – wie vor einem Jahr in Frankreich: Mit sofortiger Feuereinstellung, wenn das Ziel erreicht ist. Der Gegner ist kampfunfähig zu machen, haben wir gelernt, kampfunfähig und nicht tot. Der Tod ist dabei nur das Risiko, aber nicht das Ziel. Verwundete, so hatte ich gelernt, nützen mehr als Tote; denn Verwundete brauchen Medikamente, Ärzte und Pfleger, und Pfleger haben keine Zeit zum Kämpfen.
Hier war jetzt nichts mehr zu machen. Wir schleppten uns zurück. Wo war zurück? Die Front war überall. Andreas rechte Seite war übersät mit Splittern von den Handgranaten und seiner eigenen Sprengladung. In meiner Fußsohle steckte ein ekliger Splitter, direkt an der Ballensehne, so daß es mich bei jedem Schritt elektrisierte. Hier und da schossen Fontänen von Granatschlägen hoch. Russische oder deutsche? Da wir mit Munition sparen mußten, konnten es nur russische sein.

Die Leute von der Panzerbrigade Moskau gingen mir nicht aus dem Kopf. Welches Drama mußte sich in ihrem Sarg abgespielt haben, bevor sie sich entschlossen, sinnlos Selbstmord zu begehen! Dabei war die Rauchstrichpatrone verhältnismäßig harmlos und sollte sie nur zur Aufgabe zwingen: Deckel auf, Hände hoch und aussteigen, Kameraden! Zwei zu eins für uns! Ihr habt uns zwar ein bißchen lädiert, dafür mußtet ihr aufgeben. Nun helft uns mal zurück zum Verbandsplatz! Dann hätten wir eine Zigarette geraucht und erzählt, wie uns zumute war, als wir auf euren Panzer krochen, und ihr hättet erzählt, wie euch zumute war, als ihr merktet, daß da euch jemand im Nacken saß. Warum habt ihr den Turm nicht geschwenkt, um mich abzuschütteln? Wir hätten diskutieren können über diesen Kampf wie damals in Werne an der Lippe, als wir gegen die deutsche Meistermannschaft Feldhandball spielten. Wie haben wir uns berannt, miteinander gekämpft, Tore geschossen und Tore kassiert und Revanche geschworen für die Niederlage, und dann haben wir da erschöpft im Rasen gesessen und uns gegenseitig angepflaumt. Warum mußte dieser kriegerische Wettkampf trotz der Spielregeln der Haager Landkriegsordnung so grausam entarten!

„Tolle Burschen, diese Russen", sagte Chryseels.

„Und das soll neunzehnhunderteinundvierzig gewesen sein?"

Ich nickte.

„Und daher stammt Ihre Narbe am Arm?"

„Ja."

„Ein Arzt wird ja wohl feststellen können, ob Ihre Narbe tatsächlich schon so alt ist."

„Gewiß."

„Gehen Sie einstweilen in den Nebenraum!"

Er telefonierte. Der Arzt schien nicht sehr begeistert zu sein; denn Chryseels versicherte, daß es nur einen ganz kurzen Augenblick dauern würde und daß das sehr wichtig sei.

Der Arzt kam. Unwirsch, mit waagerecht gezwirbeltem Schnurrbart und dem unvermeidlichen Traktierstöckchen unter dem Arm stapfte er durch den Raum. Sein Unmut galt dem Belgier, den er kaum eines Blickes würdigte. Ich hielt ihm den entblößten Arm hin. Am Unterarm, weitab von der Tätowierungsstelle, befand sich das Andenken von Handgranaten.

„Das da?" Er tippte mit seinem Stöckchen auf die Narbe.

„Ja."

Ruckartig drehte er sich um, klemmte das Stöckchen unter den Arm, schritt schnurstracks an Chryseels vorbei, und ehe er die Tür wieder hinter sich ins Schloß warf, sagte er: „Four years, yes."

„Sie können auch gehen", sagte Chryseels, um einige Nuancen bedrückter und murmelte hinter mir her: „Tolle Burschen, diese Russen!"

Noch ein letztes Mal wurde ich zu Chryseels gerufen. Ich ging mit recht gemischten Gefühlen; denn einerseits schien ich das Duell mit ihm gewonnen zu haben, andererseits waren die Konsequenzen daraus auch nicht sehr befriedigend. War es so vorteilhaft, als Horst Werner weiterzumachen?

Chryseels hatte noch drei Kollegen um sich versammelt. Sie saßen da wie ein Schöffengericht, das mit verstohlenem Interesse den Delinquenten musterte und dabei ein allzu offenkundiges Interesse zu verschleiern versuchte. Darum redeten sie belangloses Zeug, das sich um Kompensationsgeschäfte mit der Zivilbevölkerung drehte, um Quellen und Stellen, wo man Radios gegen Zigaretten, Mädchen gegen Schokolade oder Uhren gegen Benzin tauschen könnte. Chryseels fragte, was sie von mir hielten, und sie meinten, ohne mich anzuschauen, daß ich eigentlich nicht wie ein Verbrecher aussehe, was aber nichts zu sagen hätte, weil die meisten Verbrecher nicht wie Verbrecher aussehen.

Einer kam auf den Gedanken, daß ich vielleicht französisch verstehen könnte,woraufhin Chryseels so tat, als hätte er noch einige belanglose Fragen vergessen. Er blätterte in meinem Fragebogen und fragte:

„Welche Fremdsprachen haben Sie gelernt?"

„Latein", sagte ich, „und Griechisch."

„Kein Englisch?"

„Nur vierzehn Tage, dann kam eine Schulreform: I am dipping the pen in the ink-pott, habe ich gelernt, aber das paßt so selten."

„Und französisch?"

„Nein. Ein bißchen habe ich in Frankreich aufgeschnappt: Bonjour, Madame, und so."

Ich mußte mich bemühen, auch mein innerliches Grinsen zu unterdrücken, als ich hörte, wie Chryseels den bisherigen Verlauf der Vernehmung schilderte. Es war ein Plädoyer zu meiner Verteidigung. Auf alle seine Tricks, man hätte meinen Bruder oder

auch meine Frau verhaftet, und diese hätten alles gestanden, hätte ich nicht die geringste Unsicherheit gezeigt. Zuerst habe er geglaubt, ich sei ein ganz Raffinierter, aber nun habe er doch die Überzeugung, daß ich unschuldig sei. Die anderen sollten nun auch ihr Urteil abgeben. Sie studierten meinen Lebenslauf, die mehr oder weniger falschen Papiere und begannen dann mit einer Serie von Kreuz- und Querfragen:

Wo waren Sie am zweiten August neunzehnhundertundvierzig? – Wie hieß damals Ihr Kommandant? – In welcher Straße liegt die Panzer-Abwehrkaserne in Schweinfurt? – Wie hieß der Bannführer Ihrer Marine-HJ-Einheit? – Zu welchem Regierungsbezirk gehört Crossen an der Oder?

Ich hätte schon immer unter einem schlechten Namensgedächtnis gelitten, erklärte ich ihnen, und müßte bei Namen etwas länger nachdenken als bei Daten und Orten. Meine Antworten durften nicht wie auswendig gelernt aus der Pistole geschossen kommen, und bei Vornamen machte ich jeweils Vorbehalte und Zweifel geltend, während Chryseels und seine Kollegen immer weniger Zweifel hatten. Sie glaubten, ich sei in Ordnung, meinten die anderen drei und verließen den Raum.

Chryseels mußte nun einlenken und erfand die Ausrede: „Wir suchen einen Paul Werner; heißen Sie nicht auch noch Paul?"

„Nein, in meiner ganzen Sippe gibt es keinen Paul."

„Dieser Paul Werner soll ein brutaler KZ-Wachmann gewesen sein", sagte Chryseels und ließ sich dann lang und breit darüber aus, wie schwierig es sei, die wirklich Schuldigen zu finden, weil sie alle lügen, weil keiner etwas getan haben und keiner Nazi gewesen sein will. Da käme es leider manchmal vor, daß auch ein Unschuldiger eingesperrt wird – so, wie ich. Aber nun wollte er sich dafür einsetzen,daß ich entlassen werde. Es sei ja schließlich nicht seine Schuld gewesen; denn wenn die Engländer einen Verdächtigen einliefern, müßte er ja auch davon ausgehen, daß dringende Gründe vorlägen.

„Und wie lange dauert es noch bis zu meiner Entlassung?"

„Mit einigen Wochen müssen Sie schon rechnen."

„Oh jeh!" jammerte ich. „Da komme ich ja nicht mehr rechtzeitig zu meinem zweiten Semester! Vielleicht hat man überhaupt schon inzwischen meinen Studienplatz anderweitig vergeben – an einen Nazi vielleicht." Ich schimpfte und klagte, daß allein die

Tatsache, verhaftet worden zu sein, mein Studium gefährdet, weil doch immer irgend etwas hängenbleibt. Chryseels versprach, alles zu tun, damit es schneller ginge, und als echtes Äquivalent für den erlittenen Schaden bot er mir eine Zigarette an und gab mir auch Feuer.

Ich beeilte mich, damit so schnell wie möglich in die Baracke zurückzukommen, um die Leidensgenossen einmal daran ziehen zu lassen – bis auf den Flyingman natürlich. „Sie haben den Irrtum eingesehen, Kindersleute! Ich werde so schnell wie möglich entlassen."

In den nächsten Tagen standen sie an meinem Bett Schlange, um sich einen Platz für ein kleines Brieflein in dem hohlen Unterschenkel meiner Prothese zu reservieren. Sie schraubten den Unterschenkel ab und pfropften ihn voller verbotener Botschaften.

XIX.

„Ich habe gar nicht gewußt, daß du so ein Filou bist", sagte Jeanette. „Le plus grand filou de la sainte messe de Montboyer!"

Sie saß auf dem Kofferraumdeckel und ich lehnte daneben, und unsere Schatten waren inzwischen so lang geworden, daß unsere Köpfe auf dem Wasser schwammen.

„Wann mußt du wieder zurückfahren?" fragte sie.

„Morgen. Spätestens morgen mittag."

„Schon? Aber du kommst wieder, irgendwann einmal, nicht wahr?"

„Versprochen. Aber morgen möchte ich noch etwas erledigen. Gibt es jemanden, bei dem Julien deutsch lernen könnte?"

„Der Direktor von Juliens Schule lehrt deutsch. Soll Julien

deutsch lernen?“

„Meinst du nicht, daß es gut für ihn wäre?“

„Oh ja, gewiß. Für Sprachen ist er begabt. Englisch kann er ganz gut. Was würdest du ihm raten, daß er tun soll?“

„Er könnte nach Deutschland kommen – zu mir, das heißt, wenn er Lust dazu hat und du nicht dagegen bist.“

„Gewiß wird er Lust haben; und ich? Was soll ich dagegen haben? Er wäre jetzt ohnehin aus dem Haus gegangen. Und was machst du in Deutschland? Hast du fertig studiert? Heißt du immer noch Werner?“

„Nein, ich bin jetzt wieder ganz normal und habe mir eine Fabrik aufgebaut, ganz klein angefangen, und sie wird immer größer.“

„Wie ist es dann weitergegangen? Du wurdest als Horst Werner entlassen, und dann?“

„Nein, es kam – wieder einmal – alles ganz anders.“

Zunächst herrschte jedoch in den Baracken große Aufregung wegen der von den Nürnberger Verteidigern vorgelegten Fülle von Anklagen. Besonders der eine, der in Malmedy dabei war, konnte sich gar nicht beruhigen, weil das, was da behauptet wurde, nicht stimmte, gelogen war, verdreht worden ist, aus den Fingern gesogen! Er wußte es genau, was da in Wirklichkeit passiert ist, aber der Anwalt riet ihm, sich nicht zu melden, weil bereits fünfundsiebzig Leute des Panzerregiments eingesperrt waren, die alle auch genau wußten, was sich da zugetragen hat. Es wäre unsinnig, sich auch noch opfern zu wollen.

Ein anderer, der sich empörte, war Hamlet. Er hieß ganz anders, aber alle nannten ihn so, weil er ein reichlich übertriebener Gralshüter eines Ehrenkodex der Waffen-SS war, ein ehemaliger Hauptsturmführer, bereit, die Wahrheit zu sagen, nichts als die Wahrheit, aber nicht bereit, Schimpf und Schande auf sich sitzen zu lassen. Die Russen hatten behauptet, deutsche Flugzeuge hätten ein Lazarett in Gorki, einer kleinen Stadt südwestlich von Moskau, zerbombt. Nein, das ist ausgeschlossen, denn das Lazarett war unversehrt, als er mit der Division „Das Reich“ dort eingerückt war. Sie hätten im Park des Lazarettes kampiert, und dann seien russische Flugzeuge gekommen und hätten Bomben auf das Lazarett und den Park geworfen, und er sei ganz in der Nähe gewesen, als eine Bombe dem Kommandeur der Aufklä-

rungsabteilung, Wim Brandt, den linken Arm abgerissen hätte. Hamlet hatte recht; denn auch ich war in dem Park und dem unversehrten Lazarett. Weil die Feder meines Motorradsattels gebrochen war, suchte ich nach einer alten Decke in dem Lazarett, die ich unter den Sattel legen wollte. Da stieß ich auf eine Offizierskiste, wühlte darin herum und zog einen Hermelinmantel heraus, der mir bis an die Knöchel ging. Die schwarzen Schwanzspitzen bewiesen, was für ein kostbares Stück ich da in den Händen hielt, und ich hatte ein schlechtes Gewissen, als ich diesen Mantel in einen blauen Russenkittel wickelte und als Polsterung unter meinen Sattel schob. Wer weiß, wo dieser russische Offizier den kostbaren Mantel erbeutet hatte! Doch mein Vergnügen daran währte nicht lange, weil mein Melderkrad auf den Höhen von Jelnja als Totalschaden zurückblieb, mitsamt dem Hermelin.

Und auch ich hatte Grund, mich aufzuregen, ohne mich aufregen zu dürfen, weil ich ja gar nicht dabeigewesen sein konnte – als Horst Werner. Es war im Raum Staro Konstantinow. Immer wieder hatten wir es erlebt, daß unter den gefangenen Russen solche waren, bei denen wir noch vor vier Wochen in Quartier waren. Wenn die Russen eine Ortschaft erobert hatten, rekrutierten sie alle einigermaßen wehrfähigen Männer und warfen sie nach kurzer Ausbildung an die Front. Es waren Leute darunter, die bereits neunzehnhunderteinundvierzig in deutscher Gefangenschaft waren, aber ein halbes Jahr später wieder in ihre Heimat, die Ukraine, entlassen wurden. Gewiß nicht nur aus Menschlichkeit, sondern weil hier auf den Dörfern Arbeitskräfte fehlten und die Ukrainer dem Stalinregime feindlich gesinnt waren. Ohnehin flüchteten die meisten Zivilisten vor den Russen, denn ihnen ging der Ruf voraus, in der antisowjetischen Ukraine marodierend und vergewaltigend zu hausen. Wir begnügten uns damit, alle wehrfähigen Männer in den von uns gehaltenen Ortschaften aufzufordern, ihr Dorf in Richtung Westen zu verlassen. Um dem Nachdruck zu verleihen, setzten wir eine Frist und drohten damit, daß sich die Männer nach dieser Frist der Gefahr aussetzten, erschossen zu werden.

Diese Angelegenheit unterstand meinem Adjutantenressort. So hatte ich in den ausgehängten Plakaten bewußt offengelassen, von wem die zurückbleibenden Männer erschossen würden und

zweitens haben wir niemals ernsthaft daran gedacht, überhaupt irgendwelche Strafmaßnahmen in dieser Angelegenheit zu ergreifen. Solche Plakate sind den Russen in die Hände gefallen, und nun behaupteten sie, wir hätten Zivilisten erschossen. Das ist nicht wahr, das ist eine Lüge, und ich wußte das ganz genau.

So kämpfte ich nun mit mir, ob ich hingehen, meine damalige Funktion und damit auch meinen richtigen Namen bekennen sollte, um mich als Zeuge zur Verfügung zu stellen.

In diese Gewissenskonflikte platzte eine Lautsprecherdurchsage, daß ich, Horst Werner, unverzüglich in die Vernehmungsbaracke Nummer elf kommen sollte. Daß es die Nummer elf war, ließ alle aufhorchen; denn sie unterstand dem gefürchteten Captain Faktor, einem professionellen Kriminalisten, von dem bekannt war, daß er nur schwerwiegende Fälle bearbeitete und sie auch meistens mit dem Ergebnis löste, daß seine Delinquenten in das Lager vier verlegt wurden, ein Sonderlager für Schwerverbrecher.

Alle, die Briefe und Botschaften in die Hohlräume meines Unterschenkels verstaut hatten, stürzten sich auf mich, zogen mir die Prothese aus, schraubten den Unterschenkel ab und fischten die Konterbande wieder heraus. Dann verabschiedeten sie mich, als würden sie mich nie wiedersehen.

Hatte ich mir unter Faktor einen scharfen Kasernenhofhund vorgestellt, so war er mir auf den ersten Blick um einige Nuancen sympathischer als Chryseels, auch wenn er einen kleinen Schnurrbart trug, so einen wie Hitler, nur etwas breiter. Schnurrbärte waren damals zur Demonstration seiner Männlichkeit noch nicht notwendig. Als sich einer unserer Kommandeure nach dem Frankreichfeldzug einen Schnurrbart wachsen lassen hatte und damit unserem Divisionskommandeur unter die Augen kam, sagte dieser: „Sie sind da noch ganz schmutzig unter der Nase, machen Sie das mal weg!“ Das lag mir auf der Zunge, als ich Faktor sah.

Faktor verzichtete auf eine Machtdemonstration und bot mir sogleich einen Stuhl an; ja, er hatte sich sogar erhoben und deutete an, mir den Stuhl zurechtrücken zu wollen, so daß ich mir einen Augenblick überlegte, ob ich ihm jetzt nicht doch reinen Wein einschenken sollte, aber nur einen ganz kurzen Augenblick, dann war ich wieder fasziniert von meinem Spielchen, das

ich gegen Chryseels gewonnen hatte.

„Es wär so schön gewesen, es hat nicht sollen sein“, zitierte Faktor in einem akzentfreien Deutsch. Wenn ein Engländer akzentfreies Deutsch spricht, müßte er eigentlich Jude sein; aber Faktor war keiner.

„Haben Sie wieder ein Haar in der Suppe gefunden?“ fragte ich.

„Mehrere“, sagte er. „Kennen Sie einen Doktor Meyer aus Hannover, Gummistraße vierundvierzig?“

„Nein.“ Ich ahnte, was kommen würde und machte ein Gesicht, das meinen Rekrutenausbilder Nöstelbacher schon auf die Palme brachte, weil ich, wie er sagte, „grinse wie ein alberner Tommy.“

„Kennen Sie eine Erika Bee aus Bremen?“

„Erika B – Punkt? Wer soll das sein?“

„Nicht B – Punkt, sondern B-e-e.“

„Nie gehört, ein unmöglicher Name!“

„Kennen Sie die beiden oder nicht?“

„Nein.“

„Sie lügen!“ rief er und schlug mit der Faust auf den Tisch.

„Ich lüge nicht!“ rief ich ebenso laut, weil ich meiner Sache sicher war.

„Sie bekommen doch Post von denen!“

„Ach, deswegen!“ Das war es, was ich kommen sah. Man hatte weiterhin die Post an mich abgefangen, und ich konnte nur hoffen, daß die Briefe keine verdächtigen Äußerungen enthielten. „Mister Faktor“, erklärte ich, „alle meine Verwandten wohnen in der russisch besetzten Zone. Wenn die mir schreiben, geben sie die Briefe irgend jemandem mit, der über die Grenze in den Westen geht. Dort wirft man sie unter irgendeinem fiktiven Absender in den Briefkasten, in Hannover, Bremen, oder sonstwo.“

„Gut, akzeptiert, eins zu Null für Sie. Aber was ist mit Tante Adele?“

Verdammt! Jetzt konnte ich nicht verhindern, daß mir für einen Moment das Blut in den Kopf schoß und Faktor schien es gemerkt zu haben.

„Arme Tante Adele“, sagte ich. “Sie hat Entsetzliches unter den Russen durchgemacht.“ Ich erzählte andeutungsweise, was

sie alles erdulden mußte. „Lassen Sie die arme Tante Adele aus dem Spiel!“

„Sie kennen also die Tante Adele, nicht wahr? Und Tante Adele kennt Sie.“

„Flüchtig. Vor einigen Monaten habe ich sie zum ersten Mal gesehen. Sie ist eine Patentante meiner Frau.“

„Immerhin kennen Sie sie so flüchtig, daß Tante Adele Sie bei diversen Bekannten in Godesberg eingeführt und wärmstens empfohlen hat.“

„Heute muß jeder jedem helfen, sonst geht man ein.“

„Und Tante Adele weiß auch über Sie Bescheid, nicht wahr?“

„Worauf wollen Sie hinaus?“

„Verteilen wir doch die Rollen so, daß ich frage und Sie antworten. Machen wir's also kurz: Entweder hat Tante Adele über Sie die Wahrheit gesagt, dann haben Sie gelogen und müßten ins Lager vier eingesperrt werden – oder Sie haben die volle Wahrheit gesagt, dann hat Tante Adele gelogen, und dann müssen wir sie einsperren.“

Eine Erpressung! Eine infame Erpressung! Was könnte Tante Adele gesagt haben? Sie wußte natürlich meinen richtigen Namen, wußte, daß ich bei der Waffen-SS war, aber wir hatten ja gemeinsam meine Papiere für mein Studium unter falschem Namen vorbereitet. Dabei war sie wieder die übermütige Tante voller lustiger Einfälle und Schabernakideen. Sollte man sie so unter Druck gesetzt haben, daß sie ausgepackt hat? An ihrer Stelle verständlich; denn nach dem, was sie hinter sich hatte . . . und vielleicht haben ihre Schwester und ihr Bruder, die ich beide nicht kannte, ihr auch noch zugesetzt, kein weiteres Risiko mehr einzugehen. Was mochte sie gesagt haben, das mit meinem Lebenslauf nicht übereinstimmt?

„Tante Adele weiß nicht viel von mir“, beharrte ich. „Wenn sie etwas gesagt haben soll, das mit meinen Angaben nicht übereinstimmt, ließe sich das doch aufklären! Vielleicht hat sie irgendetwas verwechselt, etwas das gar nichts mit mir zu tun hat, sondern beispielsweise mit ihrem Sohn, der gefallen ist.“

Faktor beobachtete mich wort- und regungslos. Also fuhr ich fort: „Sie wissen ja, wie das ist: Wenn man jemanden befragt, will er auch eine Antwort geben, selbst dann, wenn er die Frage eigentlich gar nicht beantworten kann.“

„Versuchen Sie keinen Kuhhandel, Herr Werner“, sagte Faktor und betonte dabei den Werner so, als wolle er mir einen Tip geben. „Wenn Sie bei Ihren Angaben bleiben, werden wir Tante Adele hier ins Frauenlager sperren und Ihnen gegenüberstellen. Es liegt an Ihnen. Tante Adele kann in wenigen Tagen hier sein. Man kommt hier schnell rein, aber nicht so bald wieder heraus. Entscheiden Sie sich!“

Nach einer Pause klingelte er. Ein Läufer erschien, und soweit ich verstand, sollte er einen neuen Fragebogen holen, den mit den hundertvierunddreißig Fragen. Der Läufer brachte den Fragebogen. Faktor legte ihn vor sich auf den Tisch und trommelte mit den Fingern den Marsch „Alte Kameraden“.

„Alte Kameraden, nicht wahr?“ sagte ich. „Das scheint der Lieblingsmarsch Ihrer Armee zu sein.“

„Also, was ist?“

Ein verdammt schäbiger Trick, das mit Tante Adele! Als erstes war da der Name zu schreiben.

„Nun, dann schreiben Sie mal hin, was Tante Adele gesagt hat. Dann werden wir ja sehen.“

„Ich schreibe, was Sie mir diktieren, und das ist Ihre letzte Chance!“

Er zeigte im Gegensatz zu Chryseels nicht die geringste Unsicherheit. Ein Profi. Fast zehn Minuten feilschten wir schweigend um den ersten Buchstaben, den ich diktieren sollte. Dann wurde er ungeduldig:

„Wollen Sie bei Ihren bisherigen Aussagen bleiben? Sie brauchen es nur zu sagen. Am besten ist es, Sie schreiben selbst, aber schnell, ich habe noch mehr zu tun.“

Er schob mir den Fragebogen und einen Bleistift hin und schaute zu, wie ich nun den ersten Blockbuchstaben meines richtigen Namens schrieb. Als ich den richtigen Namen fertig hatte, riß er mir den Fragebogen aus der Hand, las und fragte:

„Was? Sie heißen gar nicht Werner?“

„Verdammter Mist!“ Ich donnerte ärgerlich mit der Faust auf den Tisch. „Da haben Sie mich reingelegt. Eins zu Null für Sie.“

Er lachte lauthals: „Sie heißen gar nicht Werner – das ist ein tolles Stück! Auf die Idee wäre ich gar nicht gekommen.“

„Ich denke, Tante Adele . . .“

Er lachte immer noch und winkte ab. „Tante Adele wohnt doch

in der französischen Besatzungszone, da können wir gar nicht so ohne weiteres ermitteln. Man hat uns nur gesagt, daß Tante Adele Sie genauer kennen würde."

Dann wurde er wieder etwas ernsthafter, aber keineswegs triumphierend: „Lassen Sie mich raten: Sie waren bei der Waffen-SS, stimmts?"

Ich nickte.

„Also doch, aber wie ist Ihnen denn das mit der Tätowierung oder der Narbe gelungen?"

Ich erzählte ihm die Geschichte mit meiner Narbe am Unterarm aus neunzehnhunderteinundvierzig und dem mißmutigen Arzt, der ja doch nur das Alter meiner Narbe am linken Arm bestätigen sollte.

Faktor schlug sich vor Lachen auf die Schenkel, wurde dann aber schnell wieder ernst und fragte.

„Warum haben Sie denn dieses Versteckspiel betrieben?"

„Die Gründe dürften Ihnen doch wohl bekannt sein: Erstens hätte ich als ehemaliger Soldat oder gar Reserve-Offizier der Waffen-SS nicht studieren dürfen, zweitens hat uns Ihr Herr Montgomery versprochen, uns zwanzig Jahre in die Verbannung zu schicken . . ."

Faktor winkte ab: „Das dürfen Sie alles nicht so ernstnehmen. Ihr Deutschen habt uns ganz schön zugesetzt, und es stand manchmal auf des Messers Schneide. Eine verständliche Nachkriegshysterie."

„Bisher sind noch keine Anzeichen dafür vorhanden, daß Sie Ihre Anordnungen nicht ernstnehmen, sondern auf dem besten Wege sind, eine Lynch- und Rachejustiz zu üben, wie man sie nur von primitiven Negerstämmen kennt."

Faktor widersprach nicht.

„Und drittens", fuhr ich fort, „hat mich Ihr Herr Chryseels mit den Worten empfangen: Herr Werner, Sie glauben wohl, Sie sind sehr schlau, aber Sie sind sehr dumm, das werde ich Ihnen noch beweisen. Es reizte mich einfach festzustellen, wer von uns beiden der Dümmere ist."

Faktor grinste. „Es sind ja wohl zweifellos eine Menge Verbrechen vorgekommen, und man wird diese genauer untersuchen müssen, um die Schuldigen zu bestrafen. Aber wenn Sie nicht in Malmedy oder Oradour dabei waren, wüßte ich nicht, was Ihnen

passieren sollte.

„Nein, ich war nicht dabei. Ich lag im Lazarett, als das mit Oradour passierte. Aber später habe ich Leute, die dabei waren, befragt, und sie hatten keinen Grund, irgendetwas zu beschönigen. Ich weiß nicht, wie Sie sich verhalten hätten, wenn Sie in derselben Situation gewesen wären."

„Ich weiß nicht viel darüber", sagte Faktor. „Nur daß etliche hundert Frauen und Kinder in die Kirche getrieben und dort umgebracht wurden. Gibt es dafür eine Rechtfertigung?"

„Dafür gibt es keine", bestätigte ich ihm. „Aber wissen Sie auch, wie die Frauen und Kinder umgekommen sind?"

„Erschossen, mit dem MG reingehalten."

„Dann müßten die Leichen Schußverletzungen gehabt haben, aber das hatten sie nicht. Im Kirchturm hat eine gewaltige Explosion stattgefunden. Keiner von unseren Leuten ist im Kirchturm gewesen. Die dort eingesetzte Infanteriekompanie hatte weder Sprengstoffe noch Pioniere bei sich. Von ihnen konnte die Explosion weder vorbereitet noch ausgelöst worden sein. Fest steht, daß in vielen Häusern des Dorfes Waffen und Munition gefunden wurde, fest steht, daß vor dem Ort ein Sanitätswagen gefunden wurde, in dem die teils gefesselten Insassen bei lebendigem Leibe verbrannt wurden . . ."

„Lassen wir das", sagte Faktor. „Das wird sich bei der Untersuchung schon herausstellen."

„Glauben Sie allen Ernstes, daß es in solchen Fällen eine faire Untersuchung geben wird?"

„Gibt es sonst keine triftigeren Gründe, warum Sie unter falschem Namen gelebt haben?"

„Doch", sagte ich. „Als am achten Mai die Amerikaner vor unserem Lazarett in der Tschechei aufmarschierten und die zurückflutenden Deutschen auffingen, habe ich erlebt, wie sie einen Untersturmführer der Waffen-SS kurzerhand erschossen haben."

Er ging nicht darauf ein, sondern forderte mich auf, kurz zu skizzieren, bei welchen Einheiten und welchen Einsätzen ich gewesen bin. Dazu rief er einige Kameraden herbei, die sich mit der Waffen-SS gut auskannten, die neunzehnhundertvierzig bei Dünkirchen in deutsche Gefangenschaft geraten waren oder bei Arnheim dabei waren. Sie kannten Namen von Kommandeuren

und Offizieren, wollten wissen, ob diese noch lebten. Sie versicherten, daß sie nicht die Absicht hätten, diese aufzuspüren, sondern sprachen respektvoll von ihnen und lobten das besonders faire Verhalten der Waffen-SS bei Arnheim. Ich wußte nicht, ob ich ihren Schmeicheleien trauen sollte und erwähnte die großzügige Geste bei Dünkirchen und daß weder Hitler noch die Deutschen einen Krieg mit England gewollt hätten. Das zu bestätigen waren sie bereit, aber nach ihrer Meinung ist Deutschland unter Hitler eine Bedrohung für ganz Europa gewesen, die zerschlagen werden mußte, ehe eine Überlegenheit Deutschlands völlig unberechenbar geworden wäre. Wir diskutierten über die Tschechen- und Polenkrise und die Anlässe zum Krieg, und sie interessierten sich dafür, wie wir als Jugendliche die Zeit des Dritten Reiches erlebt hätten. Faktor kam damit heraus, daß er damals in Deutschland studiert habe und meine Angaben im Prinzip bestätigen könne. Ein halbes Jahr vor Kriegsende sei er über Deutschland abgeschossen worden und habe sich – ebenfalls unter falschem Namen – bei einem alten Studienfreund verkrochen, und somit könne er mir etwas von meinem Versteckspiel nachfühlen.

Ich warf ihnen die Unmenschlichkeit ihrer Bombenangriffe auf die Zivilbevölkerung vor, und wir stritten uns darüber, wer damit angefangen hätte. Doch ehe wir uns ernsthaft in die Haare gerieten, lenkten sie wieder über zur Waffen-SS und interessierten sich für die wirklichen Hintergründe unserer elitären Einsatzleistungen, deren Ursache sie in einem weltanschaulichen Fanatismus sahen. Aber ich konnte sie davon überzeugen, daß man einen solchen bei der Zusammensetzung unserer Truppe aus Freiwilligen aller europäischen Länder kaum voraussetzen könne und verwies auf das besondere Führerprinzip, das ihnen völlig neu zu sein schien. Nicht das Abitur war eine selbstverständliche Voraussetzung für die Offizierslaufbahn, sondern das vorbildliche Können, die wahre Autorität. Jeder Führer einer Einheit sollte zugleich der Beste seiner Einheit sein; nicht die Uniform, nicht die Befehlsgewalt, sondern das Vorbild mache einen Führer aus.

So diskutierten wir stundenlang. Man bot mir – ohne gönnerhafte Geste – Zigaretten an und holte sogar noch Cognac. Wir sagten uns unverblümt die Meinung, die meinerseits noch völlig unbelastet war von irgendwelchen Kollektivschuldkomplexen, die auch ihrerseits gar nicht in die Waagschale geworfen wurden.

Wir einigten uns darauf, daß jede Nation ein Recht darauf habe, nach Macht und Beherrschung zu streben und daß dabei Rivalitäten entstehen, die schließlich zu kriegerischen Auseinandersetzungen führten. Sie maßten sich nicht an, einen Kreuzzug für Moral und Gerechtigkeit geführt zu haben, sondern eben nur ein machtpolitisches Schachspiel, bei dem wir weniger die militärische als die politische Stärke Englands unterschätzt haben. Nun sollten wir uns damit abfinden, den Krieg verloren zu haben, während England keineswegs die Überzeugung hätte, den Krieg wirklich gewonnen zu haben.

Sie sprachen von der gerade aktuellen Teheran-Krise und einer möglichen kriegerischen Auseinandersetzung mit Rußland, und ich mußte ihnen noch viel von meinen Erfahrungen in Rußland erzählen.

Schließlich war ich es, der Faktor daran erinnern mußte, daß mein Fragebogen noch nicht ausgefüllt sei. Er schob ihn mir zu und sagte: „Streichen Sie einfach alles durch, was nicht in Frage kommt."

„Und wie geht das nun weiter mit mir?"

„Mit dem Horst Werner, meinen Sie?" Faktor beriet sich mit seinen Kollegen, welche schließlich einheitlich nickten. Dann klingelte er nach einem Läufer, der mit einem Briefumschlag zurückkam, der alle meine mehr oder weniger echten Papiere enthielt.

„Das Problem ist," sagte Faktor, „daß wir Sie nicht beide hierbehalten können, weil sonst beim Zählappell eine Person fehlen würde." Er schob mir den dicken Umschlag zu. „Die einzige mögliche Lösung besteht darin, den Horst Werner heute zu entlassen und Sie dafür neu aufzunehmen. Behalten Sie die Papiere als Souvenir. Kann ich sonst noch etwas für Sie tun?"

„Oh ja," sagte ich und meinte es gar nicht ernst. „Sorgen Sie dafür, daß ich hier schnellstens herauskomme; denn ich bin hier unter lauter Nazis und auf dem besten Wege, auch einer zu werden, wenn ich noch länger hierbleiben muß."

Nach einem Moment des Zögerns streckte er mir seine Hand entgegen und sagte: „All right, wenn Sie mithelfen, könnten Sie in spätestens vier Wochen draußen sein." Er verriet mir, wie ich dabei helfen müßte. Zur Zeit werden nur solche Leute entlassen, die lagerunfähig sind. Bei meinen vielen Verwundungen, Fleck-

fieber und so, müßte es doch den Ärzten in meiner Baracke möglich sein, mich auf lagerunfähig zu präparieren. Dann gab er mir den Rest seiner Zigarettenpackung und sagte: „Für Ihre Kameraden."

So näherte ich mich, provozierend eine Zigarette rauchend, der Baracke. Der Posten an der Tür rief: „Er kommt – und qualmt!"

Fünf Stunden Verhör bei Faktor, das müßte mindestens fünf Jahre Zuchthaus geben! Endlich einmal ein wirklicher Naziverbrecher, ein Wolf im Schafspelz dazu! Aber daß ich vergnüglich eine Zigarette rauchend daher kam, das irritierte sie. Sie platzten vor Neugier, aber ich ließ sie zappeln, ließ sie kräftig an der Zigarette saugen, und als der letzte Krümel verdampft war, zog ich die nächste heraus und noch eine und noch eine. Aber die Neugier wurde schließlich doch größer als die Gier nach einer Zigarette.

„Was ist nun los, erzähl doch endlich!"

„Wie versprochen: Horst Werner wurde heute entlassen." Ich zeigte den dicken Umschlag mit meinen Papieren, sie kontrollierten sie und bestätigten: „Tatsächlich, er hat alle seine Papiere ausgehändigt bekommen."

„Aber die sind alle falsch", erklärte ich zur allgemeinen Verwirrung und beschrieb, wer soeben als Neuzugang eingeliefert wurde und fortan mein Bett belegen würde. Als Bloser meinen Namen hörte, kam er auf mich zugehumpelt, versetzte mir einen linken Geraden und sagte: „Du Oberpfeife! Du Erzgauner! Warst also doch bei Baraque Fraitur dabei, hast also doch die vierte Kompanie geführt!"

Er war nun mein neuer Zeuge; denn der Bannführer mit dem exartikulierten Oberschenkel bedrängte mich mit der Frage, mit welchem Namen ich wohl das nächste Mal aufwarten würde, während Hamlet, der Gralshüter unseres elitären Ehrenkodex, empört darüber war, daß ich meine Kameraden verleugnet hätte, ein Fahnenflüchtiger, eine Ratte, die das sinkende Schiff verlassen habe. Er sprach nicht mehr mit mir, ebenso wenig wie der Flyingman, der in mir zuvor einen der wenigen Nichtnazi gesehen hatte, mit dem man sich auf eine Stufe stellen konnte. Ansonsten war ich jetzt auch internierungswürdig geworden, und der Philosophieprofessor meinte, ich hätte damals mit einem Auge zwinkern sollen, dann hätte er mir auch ohne Zuverlässigkeitsprüfung einen Studienplatz verschafft.

Niemand war jedoch bereit mir zu glauben, daß man mir bedenkenlos wieder die Briefe und Botschaften anvertrauen könne, da ich mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit in spätestens vier Wochen das Lager verlassen würde. Das wäre ja wohl der größte Lagerwitz! Keine Besatzungsmacht würde es sich gefallen lassen, wochenlang an der Nase herumgeführt zu werden. Nein, ich würde gewiß der Letzte sein, der das Lagertor von Recklinghausen abschließt. Selbst als ich mit einem Gruß von Captain Faktor die letzten Zigaretten verteilte, wurde ich nicht glaubwürdiger. Hamlet lehnte es ab, von diesem Judaslohn zu profitieren, doch den anderen war es egal, ob ich sie geschenkt bekommen oder geklaut hätte.

Ich sollte mich freiwillig einem Kartenlegertest unterziehen, bei einer Kapazität natürlich, dem Ortsgruppenleiter aus Ostfriesland. Das Kartenlegen war in dieser von der Außenwelt abgeschnittenen Umgebung die einzige Informationsquelle vergangener oder künftiger Ereignisse. Man konnte daraus erfahren, ob man über den kurzen oder langen Weg ein Paket von den Angehörigen bekommt, eine wichtige Nachricht erhält, ob diese positiv oder negativ ist, ob man in ein anderes Lager verlegt oder gar entlassen wird. Der Herz-Bube, die Karo-Dame waren besonders wichtig für positive Anzeichen, auch die Kreuz-Zehn, aber entscheidend war die Kombination mit anderen Karten, eine Wissenschaft für sich, die keiner so gut beherrschte wie der Ortsgruppenleiter. Diesen Vorläufer des späteren Computer zu befragen, kostete natürlich einen Viertel Brotkanten, aber ich hatte wegen meiner Faktor-Zigarettenspende einen Test frei. Doch was der Ortsgruppenleiter da aus einer Konstellation von Kreuz-As, Karo-Sieben und Kreuz-Zehn herauslas, konnte jedes Vertrauen in die Kartenlegerei erschüttern; denn es bedeutete, daß mir über den kurzen Weg ein Ortswechsel bevorstand. Einige Experten versuchten das so zu interpretieren, daß ich in das Straflager IV verlegt würde, doch die Herz-Dame lag so, daß es nur eine Freilassung bedeuten könne. Hatte sich der Ortsgruppenleiter bisher manchen Kanten Brot mit seinen sehr zuverlässigen Prognosen erwirtschaftet, so war seine Kunst fortan keinen Krümel mehr wert.

Mein wichtigster Weg führte mich zu jener Kommission, welche das Zeugenmaterial für die Nürnberger Verteidiger sam-

melte und sichtete. Unter den Juristen, Historikern und höheren Staatsbeamten dieser Kommission befand sich auch Walter, seines Zeichens Arzt, Zahnarzt und Kompanieführer in einer Muselmanendivision, ein Hansdampf in allen Gassen, den wir Jebem-ti-bokka nannten, weil er mit diesem häßlichen Muselmanenfluch das sonst ortsübliche „Scheiße“ ersetzte.

Man wartete auf einen hohen Besuch, einen bedeutsamen Geheimnisträger, der behauptete, einen geheimnisumwitterten SS-Schatz vergraben zu haben und dessen Geheimnis zu hüten. Er nannte sich Baumbach, aber das sei ein Pseudonym, hatte er wissen lassen, und er könnte bedeutsame Dokumente in Verbindung mit dem Schatz vorlegen.

Er hatte sich nur schriftlich avisiert, so daß jeder gespannt war, welche bedeutsame Persönlichkeit sich hinter dieser Geschichte verbirgt; denn alles, was Rang und Namen hatte, war hier bestens bekannt. Er erschien pünktlich und sah keineswegs bedeutsam, sondern eher schmuddelig aus und war dazu, was hier äußerst selten anzutreffen war, schon beinahe als dick zu bezeichnen. Wie es sich für einen pseudonymen Geheimnisträger gehörte, schlich er nervös und auf Zehenspitzen an unseren Tisch. Den Namen Baumbach, flüsterte er, habe er sich zulegen müssen, weil sein Gesicht nun mal sehr bekannt und dem Baumbach ähnlich sei. Zu einem bekannten Gesicht gehörte nun mal ein bekannter Name. Tatsächlich war Baumbach ein bekannter Kampfflieger, doch mit einem Vetter dieses Baumbach war ich in derselben Kompanie. Er starb an einem Granatsplitter, während ich seinen Kopf auf meinen Schenkel gebettet hatte. Das Bild seines Vetters hatte ich mir gut eingeprägt. Der da hatte nicht die geringste Ähnlichkeit mit Baumbach.

„Um es also kurz zu machen“, sagte alias Baumbach, „wenn Sie dafür sorgen könnten, daß ich schnell hier herauskomme, dann könnte ich den SS-Schatz ausgraben und Ihnen zur Verfügung stellen.“

„So, so! Wie kommen Sie denn an den SS-Schatz, und wer sind Sie denn in Wirklichkeit?“

„Darf ich nicht sagen“, flüsterte alias Baumbach und machte eine Handbewegung, welche „Kopf ab“ bedeutete.

„Ohne Ihren richtigen Namen ist jede Aussage wertlos“, sagte der Anwalt aus Nürnberg.

„Also gut!“ Alias Baumbach richtet sich zu einem mutigen Bekenntnis auf: „Ich bin Schellenberg.“
„Der Oberkommandierende von Norwegen?“
„Ja.“
„Freut mich sehr,“ sagte Walter, erhob sich, machte eine tiefe Verbeugung vor Schellenberg alias Baumbach und stellte sich vor: „Himmler, Heinrich Himmler, Tag Kollege Schellenberg, wie geht's denn?“
„Heinrich Himmler? Ich denke, Sie sind . . .“
„Wenn Sie Schellenberg sind, bin ich Himmler“, sagte Walter, packte seine Schultern, drehte ihn herum und versetzte ihm einen kräftigen Tritt in den Hintern. „Raus! Je bem ti bokka!“
„Was soll denn das bedeuten?“ fragte ich verwirrt.
„Das ist schon der vierte Hochstapler“, sagte Walter. „Du glaubst gar nicht, wieviele Leute sich hier mit hochtrabenden Titeln und Namen belegt haben.“
„Und lassen sich dafür einsperren? Was haben sie davon?“
„Sie möchten gerne einmal in ihrem Leben eine wichtige Rolle spielen, und sei es nur für ein paar Wochen. Die einen degradieren sich, die anderen machen sich zu hohen Nazibonzen. Eine verrückte Zeit!“
Nun, ich hatte keine besonderen Schwierigkeiten, mich, alias Horst Werner, wieder zu korrigieren und mich zum Adjutanten der Kampfgruppe Lex zu machen. Ich schilderte den Fall mit der angeblichen Erschießung wehrfähiger Zivilisten im Raume Staro Konstantinow.
„Und das wollen Sie bezeugen?“ fragte mich der Verteidiger aus Nürnberg.
„Ja, deswegen bin ich hier.“
„Mein Gott! Lassen Sie bloß die Finger davon und sprechen Sie nicht mehr darüber!“
„Aber es ist wahr, was ich sage, es ist die volle Wahrheit.“
„Und wenn es hundertmal wahr ist, so wird Ihnen die Anklage Hunderte von Zeugen aufmarschieren lassen, die alle bezeugen, daß Sie doch die Zivilisten erschossen haben. Und was glauben Sie, was dann von Ihrer Wahrheit übrigbleibt!“
„Aber so kann man doch keinen Prozeß führen! Schließlich melde ich mich freiwillig, um das zu bezeugen. Das würde ich doch niemals tun, wenn die geringsten Anzeichen bestünden, daß

die Anklage recht hätte."

„Jetzt spricht der Kerl auch noch von Recht", sagte ein anderer. „Man müßte ihm mal einen Anschauungsunterricht erteilen und ihn als Zeugen aufmarschieren lassen."

„Die Anklageschrift verweist bereits auf eine Reihe von Zeugen, die die Anschuldigungen im Sinne der Anklage eidlich beschwören. Sie werden als freiwilliger Zeuge sofort verhaftet, ausgeliefert und feierlich erschossen, mitsamt Ihrer Wahrheit und Ihrem guten Gewissen, und Ihre Familie hat fortan einen Angehörigen, der ordnungsgemäß als Kriegsverbrecher hingerichtet wurde."

„Aber dann wäre es ja völlig aussichtslos, sich gegen solche Behauptungen . . ."

„Sie sagen es, und nun vergessen Sie am besten diese Geschichte und erzählen Sie niemandem, daß Sie damals als Adjutant, ob mit oder ohne Befehl, für diese Erschießungen verantwortlich waren."

„Aber es wurde niemand erschossen!!!"

„Sie wissen es, ich glaube Ihnen, aber wir beide werden es nicht verhindern können, daß ein Verbrechen in die Geschichte eingehen wird, das niemals stattgefunden hat. Es wäre nicht das einzige, nicht das erste und nicht das letzte."

Ich verstand die Welt nicht mehr, weil ich damals noch keine Ahnung hatte, wie die Welt in Wirklichkeit ist. Und jedesmal, wenn ich wieder von einem aufgedeckten deutschen Verbrechen hörte, mußte ich an Staro Konstantinow denken.

XX.

„Nehmen Sie den Professor Schulz aus Ihrer Baracke", hatte mir Faktor empfohlen, den bekannten Meniskus-Spezialisten und Mitarbeiter von Sauerbruch, dem Himmler einen hohen SS-Dienstgrad verliehen hat wie vielen Wissenschaftlern, um sie dem besonderen SS-Ehrenkodex zu unterstellen. Auch Walter, Je-bem-ti-bokka, beteiligte sich an dem Ideengut, wie man aus mir vor der englischen Ärztekommission am besten einen Türken bauen könnte. Die beiden Medizinmänner, gemäß dem Eid des Hippokrates zum Gesundmachen verpflichtet, sollten mich ausnahmsweise so krank wie möglich machen.

Zehn Minuten bevor ich zur Ärztekommission geschleppt wurde, pumpte Schulz mich mit Chinin voll, so daß mein Herz wie ein Maschinengewehr hämmerte. Walter desinfizierte seine Rasierklinge in kochendem Muckefuck und verpaßte mir einen Schnitt ins Zahnfleisch. „Kräftig saugen", riet er mir, „damit du den Mund immer schön voll Blut hast!"

So stand ich da, weisungsgemäß erbärmlich zitternd, vor den drei Ärzten, die aus Erfahrung mit dem Vorurteil belastet waren, daß alle Entlassungsprobanden Simulanten sind. Bei meinen Angaben zur Person bekam ich das schon einmal bewährte Bluthusten, so daß die Ärzte den Sicherheitsabstand vergrößerten und Schulz die Vorstellung übernehmen ließen.

„Granatsplitter in der Lunge", erklärte Schulz und zeigte die Narbe auf meinem Rücken, und das mit einer Leichenbittermiene, als würde er selbst darunter leiden. „Oberschenkelamputation links", erklärte er überflüssigerweise, als sie das ungehobelte Wunderwerk meiner Prothese bestaunten. „In den letzten Kriegstagen sehr improvisiert gemacht, deshalb heftige Phantomschmerzen."

Jetzt, da er das sagte, spürte ich es auch.

Meinen rasenden Puls kommentierte er neben Fleckfieber noch mit einer Fülle lateinischer Vokabeln, die ich weder bei Livius noch in der Äneis unterbringen konnte, und die Skala des Blutdruckmessers reichte kaum aus, um meine atmosphärischen Überdrücke voll zu erfassen. Schulz zog mir auch noch den rechten Schuh aus, um zu zeigen, daß meine Großballensehne auch noch durch einen Splitter angerissen sei, so daß ich links gar nicht

und rechts nur ein bißchen gehen konnte.

Sie machten dann doch recht bedenkliche Gesichter, die drei von der Ärztekommission, und hätten mich am liebsten gleich nach Hause geschickt, bevor ich den guten Ruf des Internierungslagers durch einen vorzeitigen Tod hinter Stacheldraht in Mißkredit brächte. Aber Faktor mußte erst noch alle Bedenken gegen meine erfolgreiche Resozialdemokratisierung schriftlich zerstreuen. Und dann natürlich die Verwaltung!

Schulz und Walter waren die ersten, welche von dem himmelschreienden Unrecht überzeugt waren, daß ich nicht als Letzter, sondern als einer der Ersten das Lagertor hinter mir schließen würde. Sie durften sich dafür den größten Laderaum in meiner Prothese für den Nachrichtenschmuggel reservieren, und der ostfriesische Ortsgruppenleiter, voll und ganz rehabilitiert, konnte jetzt die reinsten Wucherpreise für seine zuverlässigen Präkognitionen verlangen.

Dann fielen auch die anderen über mich her, schraubten die Prothese mit Feuerhaken und Hobbywerkzeugen auseinander, um alle Waden, Fersen und sonstigen Hohlräume mit unfrankierten Nachrichten und Adressen vollzustopfen, so daß ich befürchten mußte, der ohnehin anfällige Unterschenkel könnte ob der zusätzlichen Belastung mit Liebesgrüßen noch vor dem Lagertor um neunzig Grad nach hinten abgewinkelt stehen bleiben und die Wachen veranlassen, mir das Ding reparieren zu wollen.

Die lieben Leidensgenossen schenkten mir ihre in wochenlangen Mußestunden geschnitzten, geschliffenen und polierten Kunstgegenstände, Schachfiguren, Löffel und andere Souvenirs, welche irgendwo und irgendwie versteckte Adressen enthielten, wohin ich Grüße senden sollte. Ich hatte keine Ahnung, welche Risiken ich da mit mir herumschleppte.

Falls man bei der Entlassungsfilzung auf die Idee kommen sollte, mich auseinander zu schrauben, um nach Konterbande zu suchen, legte man oben auf die Geheimpost eine Sammlung neu gedichteter Frau-Wirtin-Verse, um die Kontrolleure mit solcherart Pornos abzulenken. Alle Mediziner hatten an diesem Gemeinschaftsepos mitgearbeitet, und je höher ihr wissenschaftlicher Rang, desto deftiger die Pointen. Auch Walter hatte hierbei seinen unbändigen Drang zur Fortpflanzung ausgetobt, und Graf, der trotz eingehender Kenntnis der angelsächsischen Kul-

tur nicht mit Sicherheit sagen konnte, ob Frau Wirtin auch in Soho ihr Unwesen provoziert hat, erhielt die Option für eine englische Lizenzausgabe.

Faktor hatte Wort gehalten. Um zehn Uhr und dreißig Minuten sollte ich mich vor der Lagerleitungsbaracke zwecks Entlassung melden. Es war der zweiundzwanzigste Mai. Kurz vor Abmarsch ritzte mir Walter nochmals das Zahnfleisch auf, damit ich im Falle einer allzu intimen Leibesvisitation rechtzeitig mein imponierendes Lungenbluten einschalten konnte.

Da standen noch fünf andere. Die Filzer kamen, rissen mein Bündel mit den Souvenirs auseinander und fanden darin die Personalpapiere von Horst Werner. Das war natürlich ein Ding! Da ich wenig Lust verspürte, noch einmal ausführlich zu begründen, warum ich meinen Vorgänger aus dem Lager schmuggelte und dabei vorzeitig Blut zu verlieren, verwies ich sie kurzerhand an Faktor. Sie eilten zu ihm und waren nach kurzer Zeit aufgeklärt. Faktor begleitete sie vor die Tür und schaute zu mir herüber.

Dann stießen die Leibesvisitatoren bei mir auf den hölzernen Widerstand und tasteten sich an meinem Stammbaum rauf und runter. Aha! Sie zogen das Hosenbein hoch und prüften die Möglichkeit, mich auseinander zu nehmen.

Dabei quoll mir eine Serie von Blutstropfen aus dem Mund direkt auf ihre Hände, und als sie darob empört zu mir heraufschauten, sahen sie mein Vampirgesicht und ließen von mir ab.

Vier Wachposten begleiteten uns zum Tor, nicht, weil sie fürchteten, daß wir ausbrechen könnten, sondern um zu verhindern, daß wir zusammenbrechen, bevor wir das Lager verlassen hatten.

Meine Barackenbelegschaft hatte ein weißes Hemd an eine Stange gebunden und bekundete winkend ihre Freude darüber, daß ihr wandelndes Postamt jenseits des Stacheldrahtes angelangt war, und Faktor stand immer noch vor der Lagerleitungsbaracke, beide Hände in den Taschen vergraben, um sie am Winken zu hindern.

Unsere Debatte klang mir noch in den Ohren und begleitete mich durch die Trümmer und Ruinen von Recklinghausen in die Freiheit, die ich mit ebenso viel Unbehagen betrat wie ich die Vergangenheit verließ. Mit der Idee des Fragebogens und den einhundertvierunddreißig Gewissensfragen wurde die größte

Lügenaktion provoziert, die es je gegeben haben dürfte, und sie wurde fortgesetzt in den Entnazifizierungsfarcen, wo jeder Gelegenheit nahm, seine nachträglich korrigierte Vergangenheit meineidlich zu beschwören. Was zunächst noch unter Druck und Angst gelogen wurde, festigte sich mit fortschreitendem Abstand und Opportunismus zu einer Überzeugung, aus der jene Politik- und Meinungsmacher erblühten, die uns einst mit begeisternden Parolen in einen Krieg für eine gerechte Sache getrieben haben und jetzt mit denen heulten, die Kübel von Schuld und Verbrechen, eine Melange aus Fakten und Fantasie, über uns ergossen. Wir Tätowierten wurden ihr Alibi, eine vogelfreie Anonymität, ein schwarzes Loch, das alles absorbierte, was andere von sich abstreiften.

Auf dem Felde der Vergangenheit tummelte sich ein Fußballspiel auf ein Tor. Wir wurden des Feldes verwiesen, so daß jeder unbehindert und ohne ein Abseits oder Foul zu riskieren, seine Bälle nach Belieben auf unser unverteidigtes Tor schießen konnte. Mit uns wurden auch alle unsere einstigen Werte von Vaterland, Kameradschaft und Ritterlichkeit, Disziplin, Pflicht, Leistung und Ordnung verteufelt; denn sie waren ja die Wurzeln jener Übel, aus denen Gewaltherrschaft, Unterdrückung und Verbrechen gewachsen sind. Die logische Schlußfolgerung der Nachkriegsgeneration war, daß die Eltern, welche sich kritiklos unter einem Rattenfänger diszipliniert hatten, ihre Ansprüche auf Autorität und Erziehungsberechtigung eingebüßt haben. Waren ihre einstigen Ideale von Gehorsam, Disziplin und Ordnung die Ursachen für das Chaos, mußte das Gegenteil davon auch das Gegenteil bewirken. So opponierten sie gegen jedes System von Ordnung, während das ewig neue Ideal der Freiheit primär die niederen Instinkte tangierte und sich im Beat, Bett und Hasch erfüllte.

Ich wurde Angehöriger einer verbrecherischen Organisation und somit per se, per Urteil und per Gesetz schuldig und bekam vor dem Amtsgericht in Recklinghausen nur noch die Gelegenheit zu beweisen, daß meine Schuld sehr klein war.

Der Richter war schlecht gelaunt, nicht nur, weil er mit diesem neuen Unikum von Rechtsauffassung fertig werden mußte, sondern weil er, selbst einst Offizier der Luftwaffe, Kameraden verurteilen sollte.

„Erzählen Sie mir nichts von Gerechtigkeit, Ungerechtigkeit oder Rachejustiz“, fuhr er mich gleich nach meinen ersten Einlassungen an. “Sie wissen so gut wie ich, daß noch vor keinem Gericht der Welt jemals Recht gesprochen, sondern immer nur Urteile gefällt wurden. Das Recht an sich gibt es nicht, sondern wird gemacht. Also finden Sie sich damit ab, daß ich Sie verurteilen muß. Ich muß, verstehen Sie mich!“

Er mußte, wie schon so viele vor ihm und nach ihm, wieder nur seine Pflicht erfüllen, so daß er mir leid tat, zumal er mich geradezu flehentlich bat, das Urteil, das ohnehin feststünde, irgendwie zu begründen. Wir durchstöberten meinen Werdegang und meine Einsätze.

„Was ist mit dem Kommissarbefehl?“

Da mußte ich ihm leider besten Gewissens versichern, daß ich davon erst nach dem Kriege gehört hätte und dieser im Mittelabschnitt der Ostfront auch gar nicht bekanntgegeben worden sei. Aber ich kannte einen bestimmten Anlaß, zu dem einen solchen Befehl zu erlassen gerechtfertigt gewesen wäre. Er war einer meiner ersten Eindrücke von dem Frontgeschehen in Rußland. Eine unserer Pakbesatzungen hatte sich bis zur letzten Patrone verteidigt, wirklich bis zur letzten Patrone. Vor ihrer Stellung lagen über dreißig tote Russen. Sie hatten sich dann ergeben müssen. Man hatte ihnen bei lebendigem Leibe die Genitalien abgeschnitten, die Augen ausgestochen und auch noch die Bäuche aufgeschlitzt. Gefangene Russen, denen wir das gezeigt hatten, beteuerten, daß solche Verstümmelungen auf Anweisung der Politkommissare geschähen. Da habe ich zum ersten Mal von solchen Kommissaren gehört.

Der Richter belehrte mich, daß wir nicht das Recht hätten, unsere eigenen Verbrechen mit denen der Sieger zu motivieren oder gar zu rechtfertigen.

Bei dem Fußballspiel auf ein Tor gibt es keine Fouls!

Wir suchten weiter und gelangten in meiner Chronik zu den Tagen bei Staro Konstantinow. Sollte ich es ihm erzählen? Ich wollte das Theater auf die Spitze treiben und erzählte ihm die Geschichte.

„Seien Sie froh, daß wir hier unter vier Augen sind!“ rief er und beschimpfte mich, daß ich anscheinend immer noch nichts kapiert hätte. Dann fragte er mich: „Was wissen Sie von der Judenverfol-

gung?“

Oh ja, da wußte ich etwas, und das war so grotesk, daß ich es ihm erzählte. Eines Tages im März wurden im Internierungslager Recklinghausen einige Waggonladungen Juden eingeliefert. Sie kamen aus England, waren irgendwann vor Kriegsbeginn dorthin ausgewandert, und weil sie noch nicht naturalisiert waren, wurden sie als feindliche Deutsche dort interniert, haben also dort die ganze Zeit hinter Stacheldraht gesessen. Nun wurden sie als lästige Deutsche abgeschoben und nach Recklinghausen gebracht, um dort offensichtlich entnazifiziert zu werden. Er wollte mir das nicht glauben, aber ich versicherte ihm, daß das die einzigen Juden gewesen seien, mit denen ich mich bis dato recht freundschaftlich unterhalten hätte. Sie waren Leidensgenossen und wußten recht interessante Dinge zu erzählen, von denen der Richter allerdings nichts hören wollte. Hingegen fiel ihm aus meinen Papieren auf, daß ich nach meiner Verwundung in Rußland ein halbes Jahr Studienurlaub in Berlin hatte, zu einer Zeit, als die Juden schon gezwungen waren, einen gelben Stern zu tragen. Das müßte ich doch wohl gesehen haben.

Oh ja, das hatte ich gesehen und mußte lachen, weil heutzutage jeder seinen Juden hatte, zu dem er nett und hilfreich war. Ich auch. Ich stand in einer Schlange vor einem Bäckerladen am Bayrischen Platz. Solche Warteschlangen waren recht diszipliniert. Ein altes Hutzelweiblein machte jedoch eine Ausnahme, schlich an der Schlange entlang, blieb vor mir, dem einzigen Uniformierten, stehen, schaute mich kurz an und drängte sich kurzentschlossen vor mir in die Schlange. Sie hätte jedenfalls höflich fragen oder zumindest „pardon“ sagen können, aber da sich sonst niemand beschwerte, tat ich es auch nicht. Erst als sie an der Kasse zahlte und zu diesem Zweck ihre fest an die Brust gedrückte Tasche hervorziehen mußte, sah ich den gelben Stern. Es war tatsächlich meine einzige Begegnung mit einem Judenstern, „und wenn Sie darauf Wert legen, könnte ich die Geschichte auch so interpretieren, daß ich alles getan hätte, um der armen Jüdin zu helfen. Aber erstens habe ich den Stern zu spät gesehen und zweitens hätte ich sie, wenn sie jünger gewesen wäre, gebeten, sich hinten anzustellen, ob mit oder ohne Stern.“

„Gott sei Dank“, sagte der Richter.

„Warum Gott sei Dank?“

„Jetzt haben wir endlich eine Urteilsbegründung!" Und nun diktierte er einen mit vielen Nebensätzen verschnörkelten Juristentext vor sich hin, wonach mir das dem Juden zugefügte Unrecht bewußt gewesen sei und ich demzufolge hätte auch wissen müssen, daß ich in meiner Organisation einem verbrecherischen Regime gedient hätte. Ich war keineswegs damit einverstanden, daß er aus einer Mücke einen solchen Elefanten machte, aber er bat mich inständig, diese Urteilsbegründung anzunehmen, so inständig, daß er mir schon wieder leid tat.

Anschließend addierte er zusammen, wieviele Tage ich im Lager zugebracht hatte, multiplizierte sie mit einem bestimmten Tagessatz und erhielt so das Strafmaß von eintausendachthundertunddreißg Mark, welche ich durch die Internierungshaft bereits abgebüßt hätte. Damit war ich, was ich jedoch im Augenblick noch gar nicht übersehen hatte, de facto vorbestraft.

Ich würde dann noch eine Rechnung für die Gerichtskosten bekommen, eröffnete er mir, aber ich sollte dem Gerichtsvollzieher einfach sagen, ich hätte nichts. Was ich dann auch tat.

In dem Bewußtsein, daß jetzt meine Stunde null geschlagen hätte, bestieg ich den überfüllten Zug in Richtung Bremen. Dort hatte ich drei Stunden Aufenthalt. Nicht weit vom Bahnhof wohnten Onkel Leo und Tante Agnes. Da ich überquoll von dem Drang, erzählen zu müssen, was ich alles erlebt und hinter mir hatte – vor vier Jahren haben wir uns das letzte Mal gesehen – marschierte ich auf gut Glück dorthin, wo sie zumindest gewohnt hatten, aber bald kaum noch hoffend, daß ausgerechnet ihr Haus verschont geblieben sein sollte.

Doch, zumindest die Hälfte des Hauses stand noch. Ob sie umgekommen waren? Während ich suchend um die Trümmer schlich, öffnete sich ein pappvernageltes Fenster. Onkel Leo!

„Junge, was machst du denn hier? Komm mal rein und schau dir an, wie es hier aussieht! Nur die Kellerräume sind noch heil geblieben, Gott sei Dank, denn die wichtigsten Sachen hatten wir hier gerade verstaut, als ob wir es geahnt hätten."

Er öffnete die Tür.

„Die Nachbarin hat uns zwei Zimmer abgegeben, weil ihr Mann und ihre beiden Söhne gefallen sind. Welch ein Glück für uns! Heinz ist in Bremerhaven und Luise futtert sich für ein paar Tage auf dem Lande durch, bei Elfriede, die kennst du ja auch.

Komm, setz dich doch, ich kann dir eine Tasse Kaffee machen, echten Bohnenkaffee, denn ich muß jetzt im Hafen arbeiten, Strafarbeit, aufräumen, Schiffe entladen, wie ein Kuli. Wo kommst du denn her? Ich bin auch erst gerade nach Hause gekommen. Man hat mich ja als Schlachthofdirektor abgesägt, weil ich Zellenleiter war, na, hier ist was los, kann ich dir sagen, das muß ich dir mal erzählen."

Und er erzählte.

Ich hörte artig zu und gab es auf, an Chryseels zu denken und an den Kalfaktor, an die Flucht aus Österreich und die Überraschung bei Onkel Theobald. Seit den vier Jahren, da ich Onkel Leo nicht gesehen habe, hatte sich allerlei angesammelt.

Aber ich hörte zu. Jedes neue, provisorisch zusammengebastelte Möbelstück mußte ich mir ansehen und anhören, woher die Einzelteile stammen und welches Schicksal, Glück oder Unglück mit ihrer Beschaffung verbunden war. Dann schilderte er die Nächte, in denen die Nachbarn Häuser und Leben verloren hatten und jene Nacht, in der es ihn selbst getroffen hatte: Die erste Bombe da drüben, die zweite etwas näher, und dann die entscheidende dritte Bombe: Ssssst – peng! Er rekonstruierte alles, was er damals gedacht, empfunden und gefürchtet hatte und wie schön es jetzt doch in der Hinsicht sei, daß man nicht mehr Nacht für Nacht in den Keller und Angst haben müsse.

Als er mit der Komödie seiner Entnazifizierung begann, war meine Zeit schon fast um. Er amüsierte sich, wie die Kommission es geschluckt hatte, daß er doch nur wegen seiner Praxis in die Partei gegangen sei und daß er sich nicht dagegen wehren konnte, Zellenleiter zu werden, denn immerhin sei er anständig und hilfsbereit zu den Leuten gewesen; und wer weiß, wie sich ein anderer an seiner Stelle benommen hätte. Während ich mich schon die provisorische Außentreppe herunterhangelte, erfuhr ich noch, daß er aufgrund seiner geschickten Verteidigung nur als Mitläufer eingestuft sei, und dann sagte er, er hätte sich sehr gefreut, mich gesund wiederzusehen.

„Woher kommst du jetzt eigentlich?" rief er mir nach. „Hast du was am Bein? Na, du mußt bald mal wiederkommen, es gibt noch viel zu erzählen!"

XXI.

Als wir auf dem Nachhauseweg wieder über die Tude-Brücke fuhren, stieß mich Jeanette an: „Weißt du noch?“

Ich wußte nicht, was sie meinte.

„Da habt ihr alle gesessen, die ganze Kompanie. Ich fuhr mit dem Fahrrad zu meiner Tante nach Chalais. Ganz allein war ich auf der Straße, und ihr habt da alle gesessen und auf mich gewartet.“

„Auf dich gewartet?“

„Nein, nicht direkt, aber mir kam es so vor. Alle schauten mir entgegen, und ich mußte durch euch hindurchfahren, durch ein Spalier von Soldaten. Es war schrecklich.“ Sie lachte.

„Und dann? Was war denn so schrecklich?“

„Eigentlich nichts, aber ich kam mir vor, als hätte ich einen Auftritt auf der Bühne. Und dann habt ihr alle geklatscht. Du nicht. Ich habe darauf geachtet, habe dich gesehen. Du hast nicht geklatscht. Wir kannten uns damals noch nicht, das heißt, wir haben schon ein paar Worte miteinander gewechselt, aber du hast nicht geklatscht. Warum nicht?“

Ich konnte mich nur dunkel auf diese Szene besinnen, und, ehrlich gesagt, hatte ich nicht in Erinnerung, daß sie es war, die mit dem Fahrrad durch unser Spalier fuhr. Aber ich hatte selbst mit Interesse beobachtet, wie sich die Jungs verhalten würden.

„Wäre es dir lieber gewesen, man hätte dich gar nicht beachtet?“

„Nein, natürlich nicht. Das Klatschen fand ich nett.“

„Was habt ihr euch damals eigentlich so gedacht, als ihr hörtet, eine ganze Kompanie würde in eurem Dorf einquartiert?“

„Für uns war das recht aufregend, für uns Mädchen natürlich. Wir haben jeden einzelnen studiert, beobachtet und beurteilt – nur soweit sie überhaupt interessant waren. Viele hatten bei uns einen Spitznamen. Du warst der Lieutenant Werner und hattest sonst keinen Spitznamen. Von dir waren sich die Leute einig, daß du recht „gentil“ seist. Es hat sehr viel ausgemacht, daß du Französisch konntest. Aber Toni war der Schönste; von ihm schwärmten alle. Die Jungs im Dorf waren natürlich sehr eifersüchtig; denn sie hatten jetzt sehr viel Konkurrenz. Sie äfften euch nach, stramme Haltung, aufrechten Gang, zackigen Gruß und so. Vor-

her, weißt du, haben sie auf der Straße gestanden, lässig, krumm, eine Zigarette zwischen den Lippen, und ihre Bemerkungen, die sie beim Auftauchen eines Mädchens machten, waren oft sehr anzüglich. Später, als ihr fort wart, haben sie versucht, sich etwas disziplinierter zu benehmen."

„Mein Vater war Patriot, ein sehr patriotischer Soldat im ersten Weltkrieg. Er sagte einmal, allen jungen Franzosen täte es gut, bei euch einmal gedrillt zu werden, dann hätte Frankreich auch nicht den Krieg verloren."

„Und was sagte er, als der Krieg für uns verloren war?"

„Er hat sich nicht gefreut, nein, keineswegs. Er hat sich geärgert, weil Frankreich so tat, als hätte es die Deutschen besiegt."

„Und deine Mutter?"

„Sie war eine gute Kameradin. Sie mochte dich sehr gerne."

Ich wollte noch einmal ansetzen zu erfahren, wie es ihr später ergangen sei, wußte aber nicht, wie man Erlebnisse im richtigen Sinn auf französisch übersetzte und gebrauchte dafür den Begriff Abenteuer. Aber Jeanette wich dahin aus, daß sie sagte, Julien wäre für sie Abenteuer genug gewesen und erinnerte daran, daß es höchste Zeit sei, mich im Bahnhofshotel anzumelden.

Richtig! Die Gegenwart war mir plötzlich entfallen. Im Hotel tat man so, als hätte man mich bereits erwartet. Alles war vorbereitet. Man gab mir einen Schlüssel mit und sagte, ich könne kommen, wann ich wolle. Bei Jeanette zuhause warteten bereits allerlei Freunde und Bekannte, die mich neugierig musterten und Jeanette in den Arm nahmen: „Tu nages dans le bonheur?" Julien bewirtete sie eifrig.

Sie plauderten munter durcheinander, so daß ich ihren Unterhaltungen nicht folgen konnte und Gelegenheit hatte, darüber nachzudenken, was meine Freunde und Bekannten und die Leute in der Fabrik wohl sagen würden, wenn ich Julien mitbrächte und ihn als meinen Sohn vorstellte. Und Lore, Klaus und Erika würden mich in Hendaye mit Fragen überschütten, von denen mir jetzt einfiel, daß ich sie eigentlich gar nicht beantworten konnte, weil wir uns bisher ja nur mit der Vergangenheit beschäftigt hatten, wofür sie gar kein Verständnis haben würden.

So nahm ich Julien beiseite und fragte ihn, was er denn in der Schule alles gelernt habe und ob er ein guter Schüler gewesen sei.

Natürlich, ein Vater fragt nach den schulischen Leistungen, und in deren Beurteilung war er wiederum ganz anderer Meinung als seine Lehrer.

„Und welchen Beruf wolltest du später mal ergreifen?" Zunächst wollte er zur Marine und dort seinen Wehrdienst machen; anschließend nach Paris, zu Tante Monique; denn hier gäbe es keine vernünftigen Schulen und keine Industrie. Am liebsten würde er einen Beruf wählen, in dem er viel reisen könne. Einmal sei er schon mit seiner Schulklasse in Tirol gewesen. „Kennst du Tirol?" Ob er Begabung für Fremdsprachen hätte, wollte ich wissen. Oh ja! Er zitierte einige englische Sätze mit der für Franzosen typischen Aussprache. Englisch würde er bei der Marine gut gebrauchen können, und das Deutsche wäre ja dem Englischen sehr ähnlich, das würde er auch bald lernen.

Am nächsten Vormittag, gleich nach dem Frühstück mit frischen Croissants und Milchkaffee, fuhr ich mit Julien zu Monsieur Nicoline, dem Direktor der Realschule. Er wohnte direkt neben dem Schulgebäude und war keineswegs überrascht, uns zu sehen.

„Ton père, n'est-ce pas, Julien?"

Er bat uns in seine Junggesellenbude und stellte eine Karaffe Rotwein mit zwei Gläsern auf den Tisch. Wenn er einen Zischlaut sprach, klickte sein Gebiß.

„Sie sprechen deutsch, wurde mir gesagt, und sind auch Deutschlehrer; ist das richtig?"

„Ja, ich spreche deutsch und habe auch Freunde in Deutschland, in Säckingen – kennen Sie Säckingen? Meine Freunde sind dort auch Lehrer. Leider wollen hier nicht genug Schüler deutsch lernen, so daß es zur Zeit keine Deutschunterrichtsstunden gibt. Aber das wird sich hoffentlich bald ändern."

„Ich möchte Ihnen gerne einen Schüler bringen, Julien, könnten Sie ihn in deutsch unterrichten?"

„Das ist gut", sagte er. „Meinetwegen können wir morgen schon anfangen. Es war keine gute Idee von Julien, sich gleich bei der Marine zu bewerben. Aber noch haben sie ihn ja nicht angenommen. Lernen ist besser."

„Das finde ich auch."

„Soll er später mal nach Deutschland kommen?"

„Ja."

„Was wollen Sie mit ihm in Deutschland machen?"

„Ich weiß es noch nicht genau. Wenn er fleißig lernt, könnte er noch studieren."
„Dann müßte er aber tüchtig lernen und in Deutschland sein Abitur machen. Ob er das sobald schafft?"
„Vielleicht könnte er ja auch – je nach Begabung – eine technische oder kaufmännische Laufbahn einschlagen."
„Was machen Sie, wenn ich fragen darf: Welchen Beruf haben Sie?"
„Ich habe eine Fabrik, da könnte man schon einiges machen."
„Ach ja? Eine Fabrik? Eine richtige Fabrik – ich meine, haben Sie da auch Arbeiter und Angestellte beschäftigt?"
„Gewiß, so an die hundert Arbeiter und dreißig Angestellte. Wir exportieren auch sehr viel nach Frankreich."
„Was exportieren, was produzieren Sie denn?"
„Kunststoffe, Klebebänder und sowas."
„Interessant, sehr interessant. So eine Fabrik würden wir hier in Chalais auch gebrauchen können. Wir haben hier nur eine einzige mit dreißig Leuten."
„Ich bin Ihnen jedenfalls sehr dankbar, daß Sie Julien unterrichten wollen. Darf ich Ihnen gleich eine Vorauszahlung geben? Und dann werde ich Ihnen die Kosten monatlich überweisen."
„Nein, das dürfen Sie nicht."
„Nicht? Warum nicht?"
Verstohlen schaute er auf Julien und sagte: „Da er ja kein deutsch versteht, mag er ruhig hierbleiben."
Was hatte er vor?
„Wissen Sie, das ist so: Ich war früher bei der Resistence – hat man Ihnen das nicht gesagt?"
„Nein." Ich war gespannt, was nun folgen sollte.
„Ich war sogar ein maßgeblicher Mann bei der Resistence, und Sie waren bei der SS, bei der Waffen-SS, damals, als Sie hier in diesem Raum die neue Division Frundsberg aufgestellt haben. Sie wundern sich, daß ich so gut Bescheid weiß, nicht wahr? Wir haben Sie damals genau beobachtet und wußten sehr gut über Sie Bescheid."
Oh jeh! In was war ich da hineingeraten! Es kam noch schlimmer:
„Sie wissen sicherlich auch Bescheid über Oradour, Limoges und Tulle, nicht wahr?"

Was sollte ich dazu sagen? Jede Medaille hat zwei Seiten. Ich kannte die eine, die für die Resistence weder schmeichelhaft noch heldenhaft war. Welche Seite meinte er?

„Eine schlimme Zeit – für beide Seiten", fuhr er fort, „mit Fehlern hier und Fehlern dort. Aber darüber wollte ich gar nicht sprechen. Das ist vorbei. Ich meine vielmehr die Zeit danach, als die deutschen Truppen abgezogen waren. Da passierte so allerlei, durch das dann die Amnestie einfach einen Strich gemacht hat, als sei es gar nicht geschehen. Es war nicht leicht, gute Leute für die Resistence zu gewinnen. Ich war Idealist – oder besser: Patriot. Ich habe es nicht verwinden können, wie schmachvoll Frankreich neunzehnhundertundvierzig untergegangen ist und wollte die Ehre Frankreichs retten – ein bißchen zu retten versuchen. Es gab allerlei Mob bei der Resistence; denn wir konnten nicht wählerisch sein und nahmen jeden, der freiwillig mitmachte. Solange wir gegen die deutschen Truppen kämpften, waren wir uns verhältnismäßig einig, aber danach nicht mehr. Es gab dann, als die Gefahr vorüber war, plötzlich sehr viele, die behaupteten, Widerstandskämpfer zu sein; und was sie an Kämpfen gegen die Deutschen versäumt hatten, holten sie in Kämpfen gegen ihre eigenen Landsleute nach. Sie bestimmten, wer Kollaborateur war und tobten sich an diesen aus. So geschah viel Unrecht. Auch gegen Juliens Mutter. Nun hätte ich Gelegenheit, etwas von dem wiedergutzumachen, was meine Landsleute im Namen der Resistence angerichtet haben."

„Das finde ich . . . das finde ich sehr generös von Ihnen."

„Nicht der Rede wert, selbstverständlich. Auch die Deutschen sind dabei, Unrecht wiedergutzumachen. Unrecht ist Unrecht. Aber der Krieg ist vorbei, wir alle haben daraus gelernt, und wenn man Unrecht nicht bekennt und es nicht wiedergutzumachen versucht, schwelt es weiter und verhindert die Versöhnung der Völker. Erst recht dann, wenn man nur dem Verlierer alle Schuld aufbürdet."

Ich war gerührt.

„Ich habe gute Freunde in Deutschland. Keine Widerstandskämpfer, nein, ganz normale Deutsche, wie Sie, anständig und Patrioten wie ich auch. Die meisten sind Lehrer. Ich kannte sie schon vor dem Krieg. Einige waren Offiziere, wie Sie. Ich habe sie vor einigen Jahren besucht. Es ist erstaunlich, dieses Deutsch-

land. So total zerstört – und nichts mehr davon zu sehen. Ein Wunder, nicht nur ein Wirtschaftswunder. Wissen Sie, was ich daraus gelernt habe?"

„Nein."

„Es hätte Frankreich gut getan, diesen Krieg wirklich zu verlieren. Wir hatten ihn verloren, natürlich. Aber wieder einmal haben die Amerikaner, die hier doch eigentlich gar nichts verloren haben, Deutschland in die Knie gezwungen. Wir hätten diesen Krieg auch in unserem Bewußtsein ähnlich so total verlieren müssen wie Deutschland. Es hört sich zwar brutal an, und man darf es gar nicht laut sagen, daß es besser gewesen wäre, wenn wir auch verwüstet und demontiert worden wären."

„Diese Ansicht finde ich wirklich erstaunlich."

„Finden Sie? Auch den ersten Weltkrieg haben wir nicht aus eigener Kraft gewonnen, aber wir haben uns benommen wie die Sieger, und jeder Sieger – das kann man durch die ganze Geschichte verfolgen – verhält sich in vieler Hinsicht maßlos. Er will seinen Feind in dem Sinne versklaven, daß er sich auf seine Kosten auf den Lorbeeren ausruhen kann, daß er ihn für sich arbeiten läßt. Er will seinen Sieg genießen. Das war Frankreich schon nach dem ersten Weltkrieg nicht gut bekommen. Wir drohten ein sterbendes Volk zu werden – wie damals, als das alte Rom auf der Höhe seiner Macht nur noch zu genießen bereit war und dann zerfiel. Während wir hinter unserer Maginotlinie schliefen, war Deutschland unter Hitler plötzlich wieder auferstanden. Im Gegensatz zu unserem durch die vielen Parteiinteressen zersplitterten Frankreich, war Deutschland allein durch seine Einigkeit stark, eine Einigkeit von achtzig Millionen. Es war so stark, daß uns unsere Politiker die wirkliche Stärke Deutschlands verheimlicht haben, um uns nicht von vornherein mutlos zu machen für den nächsten Krieg."

Plötzlich erstand in mir wieder jenes Bild aus dem Jahre neunzehnhundertundvierzig in Nordfrankreich. Wir waren mit unserem Pak-Zug auf einem Eilmarsch nach Aire, um dort zu helfen, eine französische Panzeransammlung zu zerschlagen. Da kreuzte eine größere französische Kolonne unsere Straße. Aus der vollen Fahrt heraus waren unsere vier Geschütze in wenigen Sekunden in Stellung und legten einen kleinen Feuerzauber hin. Nach wenigen Minuten zeigten die Franzosen weiße Fahnen. Zwei schwere

Maschinengewehrbataillone, achthundert Mann, ergaben sich. Als der Kommandeur sah, welcher kleinen Rotte er sich ergeben hatte, war er erschüttert und sprach kein Wort mit uns. Einige Offiziere befühlten unsere Tarnjacken, von denen sie gehört hatten, daß sie aus Papier seien. Andere bewunderten unser Maschinengewehr; denn sie hatten geglaubt, daß wir noch mit dem wassergekühlten Reiser-MG aus dem ersten Feldkrieg schießen würden. Sie glaubten dem Motto „Kanonen statt Butter" und hielten uns für unterernährt. Sie jammerten, wie sehr man sie über die Deutschen fehlinformiert hatte.

„Zwei Nationen haben den letzten Weltkrieg so total verloren wie kaum jemals eine zuvor," fuhr Nicoline fort, „Deutschland und Japan, und diese beiden sind wie ein Phoenix aus der Asche gestiegen. Denken Sie an die barocke Blüte nach dem dreißigjährigen Krieg! Wissen Sie, worauf ich hinaus will?"

„Nein."

„Man kann ein Volk nicht vernichten, indem man es durch Kriege dezimiert und aller seiner Güter beraubt, wohl aber, wenn man es sich auf seinen Lorbeeren ausruhen und in Frieden, Freiheit und Wohlstand degenerieren läßt."

„Da bin ich überrascht, aber Sie könnten recht haben."

„Ich habe recht. Und darum hätte es Frankreich gutgetan, diesen Krieg auch in seinem Bewußtsein so total wie möglich zu verlieren. Als ich nach Kriegsende das Trümmerfeld Deutschland sah und die ausgezehrten Deutschen, denen man auch noch die letzten Maschinen und Anlagen demontierte, habe ich geglaubt, Deutschland würde sich in hundert Jahren noch nicht davon erholt haben. Natürlich ist ein Krieg eine bittere Sache, die sich niemand wünscht; noch bitterer ist es, ihn zu verlieren, aber das ist ein heilsamer Schmerz, und ich bin davon überzeugt, daß man immer nur an Widerständen wachsen kann. Das ist ein Naturgesetz; denn jede Entwicklung, ob in der Wissenschaft, der Technik, der Gesellschaft oder der Evolution, verdankt ihre entscheidenden Impulse einer aus Not oder Katastrophen geborenen Notwendigkeit."

„Da ist was dran."

„Denken Sie doch an sich selbst! Nachdem, was Sie alles hinter sich haben und nach dem Krieg an Verfolgungen und Ungerechtigkeiten erdulden mußten, müßten Sie eigentlich für den Rest

Ihres Lebens resignieren. Haben Sie das getan? Wenn Sie einen Krieg gewonnen hätten, wären Sie jetzt vielleicht irgendein Besatzungsbonze. So mußten Sie hart arbeiten, sich durchsetzen und haben ein Wirtschaftwunder vollbracht. Seien Sie froh, daß Sie den Krieg verloren haben!"

Das war zwar eine makabre Empfehlung, aber es lohnte sich, darüber einmal ausführlich zu diskutieren.

„Wenn Sie mal wieder nach Deutschland kommen", sagte ich, „dann machen Sie doch einmal ein paar Tage Ferien bei uns, bei mir und meiner Frau – und Julien."

„Sehr gerne", sagte er und begleitete uns zur Tür.

„Wir hatten ja auch eine französische Besatzung in Deutschland, und da gab es auch deutsch-französische Kinder . . ."

„Anzunehmen", sagte ich.

„Aber es ist das erste Mal, daß ich erlebe, wie sich jemand darum kümmert."

Drei Jahre später war er für zwei Wochen unser Gast. Wir diskutierten über die Geschichte und die Lehren, die man daraus ziehen sollte. Ich hatte noch andere Freunde eingeladen, mit denen wir am Schwimmbadrand vor dem Kamin saßen und Rotwein vom Rhein und aus der Charante tranken. Wilhelm betonte die Internationalität unseres Beisammenseins: Polnisches Schweinefleisch, holländische Kartoffeln, französische Resistence und internationale Waffen-SS vor einem Kamin, in dem deutsche Eiche brannte. Wir sangen von Florian Geyers schwarzem Haufen und von der Pont d' Avignon und aßen Sauerkraut mit Eisbein.

„Eisbein, verstehen Sie das, Monsieur le professeur? E-i-s-b-e-i-n."

„Ja, natürlich, habe verstanden: Eisbein, chemin de fer."

„Der Kerl versteht immer nur Bahnhof – und Eisenbahn! Ich denke, Sie sind Deutschpauker? Oder sind Sie nach zwei Flaschen Wein schon blau? Bleu, compris? Nicht mehr alle Tassen im Schrank, verstanden? Non – plus – toutes – les – tasses – dans – l'armoire, compris?"

„Nnnnon."

„Französisch kann der Kerl auch nicht!"

Und Julien?

Er ließ Jugendfreunde nachkommen, die in der Fabrik arbeiteten, und seine deutschen Freunde machten mit ihm Urlaub in Chalais. Jugendfreunde heirateten deutsche Mädchen und Paul heiratete eine aus Chalais.

Natürlich war er begeistert, wenn die deutsche Fußballmannschaft England oder Italien besiegte, doch wenn sie gegen Frankreich spielte, drückte er heimlich die Daumen für die Franzosen.

Literaturkritiker über dieses Buch

Während einer Urlaubsreise in den Süden macht er noch einen Abstecher in das kleine Dorf in der Charente, in dem er vor 18 Jahren als junger Leutnant einige Monate zugebracht hat. Dort trifft er Jeanette wieder, die ihm seinen inzwischen 17 Jahre alten Sohn vorstellt.

In diesem Rahmen spiegelt sich das Schicksal einer Generation wider, deren Jugend der Krieg war; ein Schicksal voller Dramatik, Höhen und Tiefen, voller Schrecken und Fröhlichkeit, aus dessen tiefen Wunden ein unbändiger Lebenswille erwacht ist.

Das Wohltuende an diesem Buch ist die Wahrhaftigkeit in dem wertungsfreien Nacherleben ohne Verherrlichungen oder Verteufelungen; und das Bestechende ist der hervorragende Stil, der von der ersten bis zur letzten Seite fesselt. Es ist ein Schicksal, in dem sich die wiedererkennen, welche dabei waren, geschrieben für jene, denen das Verständnis für diese Generation fehlt.

Dr. Gerhard Schinke

Die Geschichte der Menschheit wird zwar von den Entscheidungen einiger Großer der Politik und Wirtschaft beeinflußt, geschrieben aber wird sie mit dem Blut und den Tränen der Völker, der kleinen Leute wie du und ich.

„Picknick zwischen Biarritz und Shitomir", von Hans Werner Woltersdorf, in der besten Hans-Fallada-Tradition geschrieben, ist ein wahrhaftiger und packender Bericht einer solchen kleinen Gruppe, welche die Tragödien und Umwälzungen des zweiten Weltkrieges durchlebt und deren Leben davon unwiderruflich beeinflußt und verändert wird.

Dr. Nancy Benvenga, Harwich/England